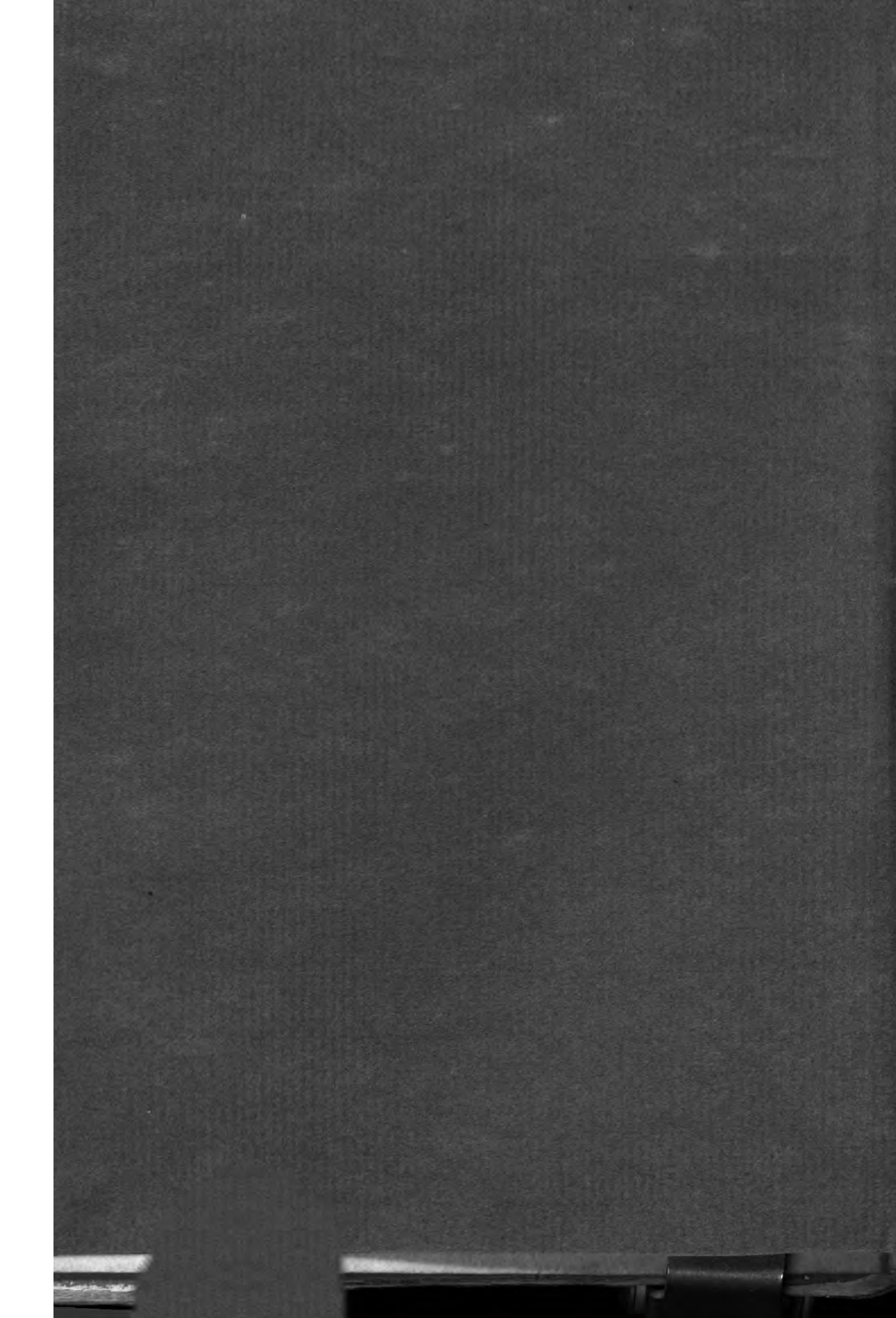
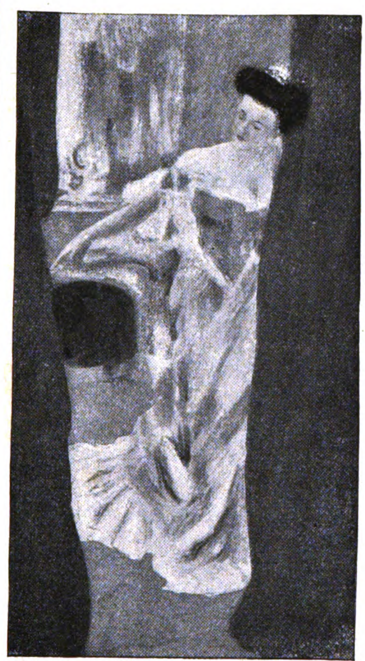

NEDL TRANSFER
HN 3M9F 3


Exlibris
Joh. Wilh. v. Cölln.





Hanns v. Zobeltitz



Der Roman des Stifts-Fräuleins

Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann
Stuttgart

Der Roman des Stiftsfräuleins

Von

Hanns von Zobeltitz

Illustriert von Fried. Stahl



Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann

Carl Hammer, Hofbuchdruckerei, Stuttgart

Erstes Kapitel.

„Es ist gut, Anton! Den Wagen bestellen Sie mir auf acht Uhr. Und sagen Sie, bitte, den andern Leuten, ich wünschte kein großes Abschiednehmen. Sie werden schon die rechte Form finden, so daß es niemand weh tun kann." Ulrike sprach es mit schleppender Stimme. Die Beherrschung wurde ihr sichtbar schwer.

„Es war genug des Abschiednehmens in diesen Tagen —," fügte sie halb für sich hinzu und beugte sich über ihre Papiere.

Als sie nach einigen Augenblicken wieder aufsah, stand der alte Diener immer noch auf derselben Stelle, rechts neben der Tür.

„Es ist gut, Anton!" wiederholte sie noch einmal. „Sie können gehen."

Sie wunderte sich nicht einmal, daß der Graukopf noch da war. Über nichts verwunderte sie sich mehr. Schlimmeres als geschehen war, konnte ja doch nicht geschehen.

Nur ganz beiläufig sagte sie dann: „— oder haben Sie noch etwas, Anton?" Eigentlich hatte sie sagen wollen: ‚noch einen Wunsch?' Aber sie wählte die allgemeinere Wendung. Sie konnte ja keinen Wunsch mehr erfüllen.

Da trat der Graukopf ein wenig näher an den Schreibtisch heran. Er hüstelte etwas, wie immer, wenn er sich nicht recht sicher fühlte, und stäubte mit den Fingerspitzen ganz leise an dem Ärmelaufschlage herum.

„Zu Befehl — jawohl — gnädigstes Fräulein," kam es endlich mühsam heraus. „Nämlich — wenn gnä-

digstes Fräulein mich doch mit nach Herzfelde nehmen wollten!"

Sie sah ihn mit großen Augen an. Wär's nicht der alte Anton gewesen, auf dessen Knien sie als Kind manchmal geschaukelt, der sie auf ihren ersten Pony gehoben — der alte treue Anton, der ihrem Vater die Augen zugedrückt hatte: sie hätte die Bitte als Spott empfunden. So schüttelte sie nur wortlos den Kopf.

„Gnädigstes Fräulein —" begann der Diener wieder, noch verlegener als vorher — „Gnädigstes Fräulein halten zu Gnaden — wenn vielleicht — und ich hab' doch durch die Güte vom Herrn Baron mir etwas erspart — ich brauche auf Lohn nicht so zu sehen —"

Das Blut stieg ihr siedend heiß in die Wangen, wie immer, wenn jetzt vom Geld die Rede war. Also auch die Dienerschaft weiß schon Bescheid, schoß es ihr durch den Sinn. Selbstverständlich! Die Spatzen auf den Dächern von Mingrode und Gandern pfiffen wohl davon, daß es mit der Herrlichkeit vorbei sei. Wie konnte es anders sein! Wahrscheinlich hatten sie alle es bereits seit Jahren gewußt, daß der Freiherr von Westernfeld auf der abschüssigen Bahn wirtschafte, die zum Zusammenbruch führen mußte. Mußte??

„Ich kann im Stift keinen Diener gebrauchen," gab sie schroffer zurück, als es sonst ihre Art war. Dann tat ihr das gleich leid, und sie ergänzte: „Anton, wo denken Sie hin? Stiftsdamen haben keine Diener."

Der Alte hüstelte wieder.

„Halten zu Gnaden — ich weiß doch aber, gnädigstes Fräulein — nämlich damals, als unseres gnädigen Herrn Tante Marie ins Stift ging, daß der Lawerrenz mitgeschickt wurde —"

„Das waren andere Zeiten, Anton. Jetzt kann davon nicht die Rede sein." Ulrike zwang sich zu schnellerem Sprechen, Sie wollte die schmerzliche Szene abkürzen. „Sie meinen es gut. Ich danke Ihnen. Aber es geht nicht. Übrigens übernimmt die neue Herrschaft Sie alle."

Da richtete Anton sich auf. „Mich nicht — mich nicht,

gnädiges Fräulein. Das dürfen gnädiges Fräulein nicht von mir verlangen. Und wenn der neue Herr Baron mir zehnfachen Lohn zahlen wollten, sein Brot esse ich nicht."

Sie hätte es sich denken können. Der Haß der Herrschaft übertrug sich auch auf diese alten Diener, die von einer Generation auf die andere übergingen. Ihr Vater hatte ja nie ein Hehl aus seinem Haß auf die Linie der nächsten Vettern gemacht, die nun, da er ohne männlichen Erben gestorben, ihre Hand auf dies Majorat legen würden und sie — sie vertreiben. Und etwas von dem Haß war doch auch auf sie selber übergegangen. Da half kein Deuteln und Rütteln und kein Sichwehren: sogar die Worte des Dieners taten ihr wohl. Sie hätte es nie zugegeben, aber sie widersprach ihnen auch nicht.

Ganz milde sagte sie: „Ich danke Ihnen, Anton. Ich weiß, Sie meinten es gut mit Ihrem Anerbieten. Aber es geht nicht — ich kann Sie nicht mitnehmen. Wir müssen uns alle — in die veränderten Verhältnisse fügen." Und nach einer kleinen Pause, während derer sie wieder und wieder mit ihrer langen, schmalen, kräftigen Hand über das Aktenstück vor sich strich: „Nun gehen Sie nur, Anton. Ich habe noch zu arbeiten. Ja so — noch eins: wenn Herr Nieburg nachher kommt, führen Sie ihn hierher —"

Nun war sie allein. Wieder allein, allein mit ihren Gedanken und ihren Sorgen und diesen Papieren hier, in denen sie seit Tagen wühlte und arbeitete mit angestrengten Sinnen, rechnend, wägend, nach irgend einer neuen Hoffnung suchend, ohne je zu einem anderen Resultat zu kommen als dem trostlosen: Du mußt aus dem Hause deines Vaters gehen nicht viel anders als eine Bettlerin.

Daß es dahin hatte kommen können! Daß der gütigste aller Väter sich auf diesen Unglücksweg hatte treiben lassen, an dessen Ende als Ziel in seinem Sinn die Sicherung ihrer Zukunft gestanden — an dessen Ende nun aber in Wirklichkeit der völlige Ruin stand!

Arm — ganz arm!

Wie hatte sie gegrübelt in diesen schlaflosen Nächten

nach einem Mittel, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Lehrerin? Erzieherin? Sie hatte viel und vielerlei gelernt, aber sie fühlte zu deutlich, daß es für ein Lehramt nicht ausreichte. Diakonissin? Der innere Beruf fehlte so ganz und gar, und Heuchelei war ihr in der Seele zuwider. Gesellschaftsdame? Alles in ihr sträubte sich gegen diese Abhängigkeit.

Und als Bleigewicht zudem überall ihr altadeliger Name, hinter dem jedweder, der ihr Brot gab, tausend Ansprüche wittern würde, und — sie fühlte auch das — ihre Erscheinung. Daß auch diese Mitgift der Natur ihr zur Last werden konnte?! Sie wußte nur zu genau, wie schlecht ihre hohe Gestalt in das Gewand einer Dienenden, welche Bezeichnung die immer tragen mochte, paßte; sie wußte, daß man sie immer hochmütig nennen würde, auch wenn sie das stolze Haupt noch so tief beugte.

So blieb nur das eine. Blieb nur das alte Familienstift, dessen Novizenkreuz sie seit drei Jahren schon trug, ohne je in ihm etwas anderes gesehen zu haben als einen harmlosen Schmuck. Dies Stift, über dessen Insassen sie oft gelächelt hatte, und von dem sie im Grunde nicht viel mehr wußte, als daß es ihr ein Anrecht gab auf eine bescheidene Existenz in einem engen Kreise.

So eng dieser Kreis — so unsagbar eng! Und ihre Sehnsucht nach der Weite war so groß gewesen.

Eine Weile saß Ulrike ganz regungslos, nur ihre Augen wanderten im Zimmer umher, als suchten sie einen Ausweg, wie ihre Seele eine Pforte suchte, die in die Freiheit führen könnte.

Des Vaters Arbeitszimmer —

Als Kind war es ihr gleich einem Heiligtum erschienen, in das sie nur auf leisen Fußspitzen zu schleichen wagte. Und ganz still hatte sie dann wohl dort am Marmorkamin auf den weichen Teppichen gekauert und zu dem ernsten Manne hinübergeschaut, der schon damals immer über seinen Büchern und Papieren saß, studierend, kalkulierend, rechnend — Stunde auf Stunde. Bis er dann wohl plötzlich auf-

sprang, zu ihr eilte, sie hochhob, zärtlich an seine Brust drückte und küßte: „Hast du dich gelangweilt, Ulli? Tut nichts. Wenn Vater arbeitet, ist's ja nur für dich —'

All ihre Kindesliebe hatte sich auf den Vater konzentriert. Von der Mutter wußte sie nur wenig, und das wenige erlosch in der Erinnerung mehr und mehr. Als sie zwei Jahre alt wurde, war Mutter gestorben. Mit ihr war das Brüderchen in den Sarg gelegt worden, auf dem die Hoffnungen des Majoratsherrn ruhten. Niemals hatte Vater den doppelten Schmerz überwunden. Aber er sprach auch fast nie davon. Nur daß sie, heranwachsend, ihn dann und wann beobachtet hatte, wie er das kleine Pastellbild der jungen, schönen Frau, das auf dem Schreibtisch stand, mit beiden Händen umspannt hielt und traurig betrachtete.

Ja, wenn Mutter am Leben geblieben wäre und der Bruder, der Erbe! Wie anders hätte sich dann auch ihr Leben gestaltet?!

Ulrike stand auf. Sie wollte ihre Gedanken abschütteln. Es half ja doch nichts, das Sinnen und Grübeln und Sicheinspinnen in die Vergangenheit. Mit der Gegenwart sich abzufinden — das galt es! So gut oder so schlecht es ging. —

Wie dumpfig es im Zimmer war. Und draußen grünte der Maientag.

Sie schritt zum Fenster und öffnete es weit. Mit durstigen Zügen sog sie die laue, reine Luft ein, die über die Rasenflächen vom Waldpark herstrich.

Aber auch das war ein Abschiednehmen. Abschiednehmen war ja alles jetzt!

Weit dehnte sich der Blick über Wald und Feld, und jeden Weg, jeden Baum kannte sie, hatte sie lieb gehabt. Als junge Herrin hatte sie hier geschaltet, seit sie erwachsen war, auf diesem reichen, wundervollen Besitz, den sie nun als Bettlerin verlassen sollte. Heute noch. Denn drüben auf dem Tisch lag ja die Depesche, die die Ankunft des neuen Herrn für morgen meldete. Mochte er kommen,

dieser hartköpfige Baron Ernst. Sie hatte alles zur Übergabe vorbereitet, aber die selbst sollte der Oberinspektor vollziehen. Wozu ihn sehen und sich womöglich noch einmal mündlich den Bettelbrocken anbieten lassen, den sie schriftlich abgelehnt hatte.

Dort drüben lag Vorwerk Eimsfeld. Dort war das kleine Gestüt, das Vater so viel Geld gekostet hatte, und das er doch um der Tradition willen nicht eingehen lassen wollte. „Sie sollen nicht behaupten können, daß ich das Majorat geschmälert hätte," hatte er immer gesagt. „Wie ich's übernahm, so will ich's in ihre Hände legen — in die fremden Hände dieser Verschwender —"

Und rechts hinter dem Walde, von dem auch nicht ein Stamm zu viel gefällt werden durfte, hoben sich die Schornsteine von Gandern. Von diesem unseligen Gandern, das nun ihr freier Besitz war, und von dem doch nicht eine Ackerkrume und nicht ein Dachstein ihr gehörte!

Dies Gandern, das des Vaters ganzes Sinnen seit zehn Jahren, seit er es gekauft, ausgefüllt hatte, in das er sich hatte verleiten lassen, alle ersparten Revenuen des Majorats hineinzustecken, das die Zehntausende und Aberzehntausende verschlang wie ein Moloch.

Bis fast zuletzt hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, die Eisenhütte ertragsfähig zu machen. „Mingrode kann ich dir ja nicht hinterlassen, da du nun einmal ein Mädel bist. Aber laß gut sein. Die hier sitzen werden, sollen mit Neid nach deinem Gandern hinüberschauen. Die Landwirtschaft, mein liebes Kind, ruht sowieso jetzt nicht auf Rosen. Aber die Industrie ist im Aufblühen. Die Erbin von Gandern wird sich über den Verlust von Mingrode trösten können." Noch vor einem Jahre hatte er das siegesbewußt gesagt.

Und würde er nicht gesiegt haben, wenn man ihn nicht so schnöde, so treulos im Stich gelassen hätte? Er mit dem unermüdlichen, von der Liebe zu seinem Kinde immer neu beflügelten Fleiß, mit seinen reichen Gaben, seiner Energie! Würde er nicht aller Widerstände Herr geworden

sein, wenn man ihn nicht so schnöde, so rücksichtslos, so erbärmlich — jawohl, kein Wort war zu hart! — im Stich gelassen hätte?!

Es pochte leise an der Tür —

Und wie sie das hörte, klang es ihr gleich einer Antwort auf die Frage, die sie soeben gestellt hatte.

Ein jähes Herzklopfen überfiel sie. Auf einen Moment schloß sie die Augen, und ihre Hand griff nach dem Fensterkreuz.

Sie wußte: er war es. Sie wußte, was ihr diese letzte Stunde im Elternhause bringen mußte. Künstlich hatte sie die Unterredung bis jetzt immer wieder hinausgeschoben, die doch nicht zu vermeiden war. Auf die letzten Minuten hatte sie sich ihren Triumph über den Widersacher des Vaters, über den falschen Freund aufgespart, den sie doch selber so geschätzt, den sie aufrichtig gern gehabt hatte — bis sie ihn nun erkannte. Ja! sie rief es sich noch einmal mit all ihrem festen Willen in den Sinn zurück: jawohl, den Triumph. Er soll klein vor mir werden — klein — so klein —

„Herein!"

Auf ein paar Sekunden standen sie sich dann wortlos gegenüber.

Sie hatte sich nur umgewandt, war am Fenster stehen geblieben, als wollte sie ihm nicht um eines Schrittes Breite entgegengehen. Kühl und ruhig wollte sie bleiben, kühl und gelassen sollte auch jetzt ihr Blick über ihn hinstreifen. Was zwischen ihnen zu erledigen war, mußte in streng geschäftlichen Formen erledigt werden. Gerade das würde ihn am schwersten treffen, am tiefsten kränken. Er sollte fühlen, sofort fühlen, daß er ihr ein Fremder geworden war. Ein ganz Fremder, mit dem sie nichts Gemeinsames hatte und nie wieder etwas gemeinsam haben konnte.

Aber wie sie so, kaum merklich den Kopf neigend, ihn flüchtig ansah, da stieg doch ein wehes Gefühl in ihr auf: daß solch offenes Gesicht so täuschen konnte! Daß diese

klaren Augen so lügen konnten! Ja freilich — Vater hat ja auch auf ihn geschworen bis zuletzt —

Kurt Nieburg wartete auf einen freundlichen Gruß. Er sah erstaunt auf dies schmale, schöne Antlitz, dessen Lächeln ihn so oft beglückt hatte. So oft? Nein — Ulrike hatte wohl selten gelächelt. Doch wenn sie lächelte, dann war ihm stets gewesen, als leuchtete die Sonne aus ihren dunklen, großen Augen. Was hatte sie nur? Etwas ganz Fremdes lag im Ausdruck ihres Gesichts! Etwas Hartes, Erzwungenes. Aber konnte es anders sein? Was war auf das geliebte Mädchen nicht eingestürmt in diesen letzten acht Tagen seit dem Tode des Vaters.

Großes, inniges Mitleid, aus der Liebe geboren, war in ihm. Nicht rechten mit ihr! Ihr die Hände unter die Füße breiten, ihr die Wege ebnen, sie leiten, führen und schützen — das war jetzt seine Aufgabe. Nichts weiter. Alles andere, alle sehnsuchtsvollen Wünsche mußten zurücktreten.

So ging er auf sie zu und bot ihr die Hand. Nur mit einer ganz flüchtigen Berührung legte sie die ihre hinein. Ihre Finger waren kalt wie Eis.

„Vergebens hab' ich täglich versucht, Sie zu sprechen, gnädiges Fräulein," sagte er. „Doch ich verstand Ihren Wunsch, allein zu sein. Es gibt Schmerzen und Leiden, die nur in der Einsamkeit zu überwinden sind. Aber nun hörte ich, daß Sie vorläufig nach Herzfelde wollen, und da mußte ich Sie um eine Unterredung bitten. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir die nicht versagten."

Sie neigte nur wieder den Kopf. Dann schloß sie das Fenster. Sie deutete auf einen Sessel neben dem Arbeitstisch des Vaters und setzte sich selbst auf den Schreibstuhl. Alles wortlos, alles mit einer eigenen Würde. Unwillkürlich schoß ihm durch den Sinn, wie er einmal gehört, daß die Pensionsgenossinnen Ulrike die ‚Königin' oder ‚Juno' genannt hätten. Der Name paßte zu ihrer blonden Schönheit und ihrer ruhigen Anmut. Aber heut, so schien ihm, hatte ihre Haltung etwas krampfhaft Erzwungenes, das

ihm wehe tat, weil er fühlte, daß es ihr selbst Schmerzen bereiten mußte.

„Was haben Sie mir mitzuteilen, Herr Nieburg?"

Er horchte auf. Es waren die ersten Worte, die sie sprach, und sie klangen ihm wie von fern her. War denn aller Wohlklang plötzlich aus dieser herrlichen Stimme ausgelöscht? Mein Gott, mußte Ulrike gelitten haben —

„Vor allem, gnädiges Fräulein, möchte ich Ihnen noch einmal mein innigstes Beileid und Mitempfinden aussprechen. Am Begräbnistage kam ich ja kaum dazu. Viele Worte will ich nicht machen. Worte sind solchem Verlust gegenüber Schall und Rauch. Aber das muß ich Ihnen sagen: wie Sie um Ihren lieben herrlichen Vater; so trauere ich um den Freund —"

„Diese Freundschaft haben Sie ihm ja stets bewiesen, Herr Nieburg — bis zuletzt —"

Er blickte erstaunt, erschrocken auf. Was war das? Was hatte sie gesagt? In welchem Ton hatte sie diese Worte gesprochen? Hatte er denn recht gehört und verstanden? Messerscharf waren ihre Worte gewesen —

Oder irrte er? Ihr Gesicht war ganz ruhig. Ihre Augen konnte er nicht sehen. Sie hatte den Blick gesenkt, die langen, seidenen Wimpern verdeckten die Iris.

„Ich glaube in der Tat, Freundschaft stets mit Freundschaft vergolten zu haben —"

„Ganz besonders, Herr Nieburg, war das gewiß der Fall, als Sie meinem Vater vor zwei Monaten das Darlehen von 200,000 Mark verweigerten, dessen er — Sie wußten es — so dringend bedurfte."

Wieder kamen die Worte scharf und schneidend heraus. Jetzt mußte er fühlen, daß sie ihn verletzen wollte. Er sprang hastig auf. „Fräulein Ulrike —" rief er.

Doch er zwang sich gleich.

Es war ja Torheit. Eine Torheit freilich, die ihn im Herzen verwundete. Aber er durfte nicht rechten mit dem armen, lieben Mädchen. Was verstand Ulrike von

Geschäften? Das war ja auch eine der Eigenheiten des alten Herrn gewesen, daß er die Tochter, die er doch als seine Erbin träumte, nie völlig einweihte in seine Verhältnisse. Freilich — der Verstorbene war sich ja selber nie ganz klar über seine Lage geworden, dieser Optimist vom reinsten Wasser. Irgendwie, irgendwoher hatte Ulrike nun die Glocken läuten hören, und der Klang war falsch und entstellt zu ihr gedrungen. Das noch dazu in diesen Tagen, in denen die Saiten der Kindesseele aufs stärkste gespannt waren. Und war es denn nicht erklärlich, daß solch falscher Klang sie doppelt gegen ihn einnehmen mußte, auf den sie immer vertraut hatte! Es ist so leicht gesagt: auf ein schlechtes Gerücht, auf eine üble Nachrede sollst du nicht hören. Aber gerade ein Kind, das da glaubt, dem geliebten Vater sei ein Unrecht geschehen, wird — auch wider Willen — das Gift in sich aufnehmen.

Er setzte sich wieder.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, wie Sie zur Kenntnis der Verhandlungen zwischen Ihrem Herrn Vater und mir gekommen sind, jedenfalls aber sind Sie falsch unterrichtet —"

„Ich fand Ihren eigenen Absagebrief in meines Vaters Papieren, Herr Nieburg! Ein Zweifel an der Tatsache ist also wohl nicht möglich."

„Und dennoch muß ich wiederholen: Sie sind falsch unterrichtet. Denn Sie kennen nicht das, was diesem Briefe vorherging. Sie wissen nicht, daß ich nur der harten Notwendigkeit folgte und gerade dem Gebot meiner Freundschaft —"

Sie lachte bitter auf.

„Jawohl, Fräulein Ulrike: der Freundschaft! Denn es war meine bestimmte, aus der genauesten Kenntnis aller Umstände gewonnene Überzeugung — und sie besteht heute noch! — daß jene Summe Ihrem Herrn Vater gar nichts genutzt, ja, daß er sie in einer Richtung verwandt haben würde, die den Unternehmungen nur schadete, seine ganze Lage noch verschlimmern mußte. Ich muß es aussprechen:

er verstand nun einmal nicht die Kunst der Beschränkung, die der Industrielle nicht entbehren kann."

Kurt Nieburg hatte sehr fest, sehr bestimmt gesprochen, und er glaubte schon, daß seine Worte nicht eindruckslos verhallt wären. Ulrike antwortete wenigstens nicht gleich. Und so fuhr er fort: „Übrigens, gnädiges Fräulein, fühle ich Ihnen vollkommen nach, wie all das, dem Sie plötzlich gegenüberstehen, auf Sie wirken muß. Ich zürne Ihnen deshalb nicht, wenn Sie mir Dinge sagen, die ich mir von niemand anders sagen lassen würde. Von niemand, Fräulein Ulrike! Denn Ihre Worte von vorhin tasteten nicht nur meine Freundschaft zu Ihrem Vater an, sie mußten mich nicht nur in meinen Beziehungen zu Ihnen kränken, sie griffen auch meine geschäftliche Redlichkeit an. Uns Kaufleuten und Industriellen aber ist diese der Ehrenschild."

Wieder antwortete sie nicht sofort, aber ihre Augen ruhten nun fest und hart auf seinem Gesicht. Es war, als suchte sie einen neuen Angriffspunkt. Und so sagte sie nach kurzer Pause, eine einzige Wendung aus seinen Worten herausgreifend, in schneidender Kälte: „Sie sprechen von Ihren Beziehungen zu mir, Herr Nieburg — Sie müssen entschuldigen, wenn ich das nicht recht verstehe und um eine Erklärung bitte —"

Wenn sie ihn in tiefster Seele verletzen wollte, hätte sie nichts anderes sagen können. Denn ihre Worte rissen gleichsam mit einem Male all die Brücken nieder, die in langen Jahren zwischen Schloß Mingrode und ihm geschlagen worden waren.

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er griff mit beiden Händen an die Schläfen. Nicht fassen konnte er es. Wie war es denn nur möglich, daß Ulrike so verblendet sein konnte?

Seit er die Werke seines Vaters übernommen hatte, war der Verkehr zwischen Mingrode und Heinrichshütte nie unterbrochen worden. Aus dem geselligen Verkehr war schließlich treue Freundschaft geworden, eine Freundschaft,

der er manche Opfer gebracht hatte. Gern und willig dem Freunde, aber zuletzt doch auch — das mußte er sich heute gestehen — in Rücksicht auf Ulrike. Er hatte sie als Kind gekannt; sie hatte ihn als erwachsenes Mädchen mehr und mehr gefesselt — ihre blendende Schönheit nicht allein, auch ihr reger Geist, ihre ganze Eigenart. Immer war sie, soweit ihre vornehme Kühle das überhaupt zuließ, ihm vertrauensvoll entgegengekommen, nie hatte es einen Mißklang zwischen ihnen gegeben. Und ganz langsam hatte sich sein Empfinden für sie umgestaltet. Das Zusammensein mit ihr war dem Vielbeschäftigten zum Bedürfnis, zur einzigen Erholung von schwerer, verantwortungsvoller Arbeit geworden. Bis er dann schließlich erkannte, daß er Ulrike liebte. Der Standesunterschied — was wog der?! Er hatte anderes in die Wagschale zu werfen, als ein Wappenschild, und Ulrike war in zu freien Anschauungen erzogen, als daß sie Anstoß daran hätte nehmen können, ihren alten Namen mit einem bürgerlichen zu vertauschen, dem des ersten Industriellen der Provinz. Er hatte zu hoffen begonnen — gerade in den letzten Wochen, in der schweren Krankheit des Freundes, wo er ihr treu zur Seite stehen durfte, wo sie nicht selten die herbe Sprödigkeit ihres Wesens abgestreift, sich an seinen Rat, seine Unterstützung geklammert hatte. Ganz wie es zwischen ihnen sein sollte, wie an etwas Selbstverständliches —

Und nun diese beleidigende Abwehr!

Aber er mußte ruhig bleiben. Auch in ihre erregte Seele würde ja ruhige Überlegung einziehen. Es war gar nicht anders möglich.

Noch einmal bezwang er sich.

„Meine Beziehungen zu Ihnen, Fräulein Ulrike?" sprach er ernst. „Ich brauchte darüber wohl kaum Auskunft zu geben, so fest wurzeln sie in meiner Freundschaft zu Ihrem Vater. Bitte lassen Sie mich ausreden — nur dies eine Mal!" rief er, als sie ihm wieder ins Wort fallen wollte. „Lassen Sie mich erklären, warum ich herkam. Vor allem doch nur, um Sie, Fräulein Ulrike, über

Ihre eigene Zukunft zu beruhigen. Ich sehe dort die Geschäftsbücher Ihres Vaters; ich hörte auch von dem Direktor, daß Sie über verschiedenes, was die Gandernschen Werke betrifft, von ihm Auskunft verlangt hätten; ich kann mir daher denken, welche Flut von irrigen Vorstellungen auf Sie einstürmen mußte. So schlimm, Fräulein Ulrike, wie Sie heute wohl glauben, liegen die Verhältnisse nicht."

Er schöpfte tief Atem. Die Empfindung überkam ihn, daß er geschäftliche Dinge auch nur in geschäftlichem Sinne zu behandeln vermöge, daß es nicht in seinen Gaben liege, die Töne anzuschlagen, die vielleicht — vielleicht auf solch armes junges Herz überzeugender hätten wirken können.

Und dann fühlte er immer diese blauen Augen auf sich ruhen mit dem ganz fremden, forschenden, harten Ausdruck, aus dem zu sprechen schien: ‚Ich glaube dir ja doch nicht'. —

„Gandern wird freilich nicht zu halten sein," begann er endlich. „Es sind nicht nur Hypothekenzinsen rückständig, es ist nicht nur der Bankkredit von Ihrem Herrn Vater aufs stärkste angespannt worden; er ist auch Wechselverpflichtungen eingegangen, die in nächster Zeit fällig werden. Ich habe das alles mit Ihrem Herrn Vater besprochen. Er, Fräulein Ulrike, hat mir bis zuletzt seine Freundschaft und sein Vertrauen erhalten. Noch drei Tage vor seinem Hinscheiden habe ich ihm versprochen, Gandern zu übernehmen. Es wird aller Voraussicht nach bei der Ordnung der Angelegenheiten ein kleines Kapital für Sie zu retten sein. Das erscheint mir aber als Nebensache. Denn ich erachte es als meine höchste Pflicht dem Verstorbenen gegenüber, auch ohne dies Kapital Ihre Zukunft zu sichern. Auch diese, Fräulein Ulrike, hat er vertrauensvoll in meine Hände gelegt. Über alle Einzelheiten können wir später sprechen. Heute möchte ich Ihnen nur mitteilen, daß das Wohnhaus in Gandern unter allen Umständen Ihr Eigentum bleibt. Dauernd werden Sie ja keineswegs im Stift sein."

„Und warum nicht, Herr Nieburg?"

„Weil Sie dort am unrechten Platz wären — weil ich es nicht dulden würde —“

„Nicht dulden?! Ich möchte wissen, wie Sie es hindern wollten?“

Schlag auf Schlag waren Fragen und Antworten sich gefolgt, und auf seiner Stirn schwoll die Zornesader.

„Sie vergessen, gnädiges Fräulein, daß ich Ihr gesetzlicher Vormund bin —“

Da lachte sie auf. „Mein Vormund, Herr Nieburg? Weil Papa vor zwei oder drei oder vier Jahren Sie als solchen in seinem damals unter ganz anderen Verhältnissen niedergeschriebenen letzten Willen bezeichnete? In knapp acht Monaten vollende ich mein einundzwanzigstes Lebensjahr. Wollen Sie wirklich für diese acht Monate mir gegenüber vormundschaftliche Rechte in Anspruch nehmen? Ich würde lachen darüber, Herr Nieburg, und alle Welt würde lachen!“

Er biß sich auf die Lippen. Diesmal hatte sie recht. Aber er wollte auch nicht nachgeben.

„Vielleicht ließe ich es darauf ankommen — ich habe mich nie um das Urteil der Menge gekümmert, wenn ich Verstand und Recht auf meiner Seite wußte,“ rief er. „Doch lassen wir das. Ich verstehe ja auch, wenn Sie vorläufig, auf einige Wochen etwa, nach Herzfelde gehen, bis ich hier alles geordnet habe. Aber auf immer, Fräulein Ulrike, auf immer — das kann Ihr Ernst ja nicht sein. Mein Gott, ich kann Sie mir nicht vorstellen in dieser Enge! Sie sind in ganz anderen freieren Anschauungen erzogen. Ihr Blick ist groß und weit geworden — todunglücklich werden Sie sich dort fühlen unter all der Kleinlichkeit. Erdrücken würde Sie die! Nur dies eine Mal lassen Sie sich raten. Befehlen Sie völlig über mich. Ich will alles tun, was Sie wünschen —“

Er sprang auf. Vorbei war es mit seiner mühsamen Beherrschung. Ein paarmal durchmaß er das Zimmer in wuchtigen Schritten. Dann kam er wieder zurück, trat vor Ulrike hin, die sich auch erhoben hatte. Eine Sekunde

standen sie sich gegenüber, Auge in Auge. Nur um Fingerbreite mochte sie kleiner sein als der hochgewachsene Mann.

„Fräulein Ulrike, Sie haben mir viel Böses gesagt heute,“ stieß er hervor. „Ich zürne Ihnen nicht, denn ich weiß, Sie kennen den inneren Zusammenhang der Dinge nicht; ich weiß auch, die Stunde wird kommen, wo Sie einsehen, wie unrecht Sie mir taten. Aber das sei nun, wie es sei: jetzt, hier in diesem Augenblick will ich Sie nur beschwören im Andenken an meinen lieben Freund — wie ein Bruder will ich Sie beschwören, geben Sie den Gedanken an dies Sich-vergraben im Stift auf. Nein, Ulrike — ich muß es Ihnen sagen — nicht als Bruder beschwöre ich Sie — ich —“

Sie warf den Kopf zurück. So stolz, daß er jäh innehielt. Ein Lächeln des Triumphes glitt über ihr Gesicht. Jetzt hatte sie ihn da, wo sie ihn haben wollte —

„Genug —“ rief sie schroff. „Bisher habe ich Sie sprechen lassen, nun will ich Ihnen meine Ansicht sagen. Wer war es, der meinem armen Vater zum Ankauf von Gandern riet? Sie, Herr Nieburg! Wer war es, der immer wieder für den weiteren Ausbau der Werke eintrat? Sie waren es! Dann freilich kam die Zeit, wo Sie den vorsichtigen Warner spielten — ich erinnere mich sehr wohl — und wo Sie doch bereits wissen mußten, daß das einmal ins Rollen gekommene Rad nicht mehr aufzuhalten war. Und dann, im entscheidendsten Augenblick, schlugen Sie meinem lieben Vater eine Summe ab, die für andere groß sein mag, für Sie aber nach allem, was ich über Ihre Verhältnisse weiß, eine Bagatelle war. Mein Vater — gütig und vornehm, wie er war — hat Ihnen nie gezeigt, wie er darunter litt. Aber ich weiß es, obwohl er sich mir gegenüber leider nicht aussprach. Ich weiß, daß er kränkelte seit jenem Tage, der Ihr Nein brachte. Ich fühle — ich weiß, daß er daran gestorben ist! Und ich weiß noch mehr, Herr Nieburg. Ich bin wohl nicht die vornehme Natur, die mein Vater war — ich will es grad' heraus sagen: Dies, unser Gandern kam Ihnen sehr gelegen —“

Er war langsam zurückgewichen vor dem elementaren Ausbruch einer Leidenschaftlichkeit, die er nie in diesem jungen Weibe für möglich gehalten hätte. Er starrte sie an, erschrocken und erschüttert zugleich. Aber je weiter sie sprach, desto mehr schwand doch auch seine Selbstbeherrschung. Diesen Mann mit dem eisernen Körper und den Nerven von Stahl, der in den wüsten Steppen Afrikas jeder Gefahr getrotzt hatte, der bei dem letzten Streik seiner Arbeiter waffenlos mitten unter die Tobenden trat und sie durch seine gelassene, überlegene Ruhe zur Besinnung brachte, verließ hier die Überlegung, wo jedes Wort Ulrikes eine seiner Hoffnungen in Schutt und Trümmer stieß. Er sagte sich nicht mehr: sie weiß nicht, was sie spricht. Er sagte sich nicht mehr: habe Nachsicht und Mitleid! Er sah nicht mehr in diesem Mädchengesicht das wunderbare Ebenmaß der Linien und das leuchtende Blau der Augen, wie es ihn sonst entzückt hatte — er sah nur noch harte Züge, die die Erregung verzerrten, und Blicke von bohrender Schärfe. Und als Ulrike dann die Wendung gebrauchte: „Dies, unser Gandern kam Ihnen sehr gelegen —" da trat er vor, bis hart an sie heran und lachte ihr gequält ins Gesicht.

„Ihre Schmähungen reichen nicht an mich heran, Fräulein von Westernfeld. Ich erachte es als unter meiner Würde, überhaupt ein Wort der Entgegnung an Sie zu verschwenden —"

Und dann beugte er ganz kurz sein Haupt, wandte sich um und verließ mit schweren Schritten das Zimmer.

Und sie stand und hörte das scharfe Zufallen des Schlosses, hörte, wie die festen Tritte sich draußen auf dem Flur entfernten und dann noch, von unten, von der Einfahrt her seine laute Stimme: „Nach Hause, Fritz. Schnell!" und den Gleichklang der Traberhufe auf dem Rampenpflaster.

Sie stand und starrte auf die Tür, hinter der er verschwunden war.

Zweites Kapitel.

Es war nach Mitternacht, als Ulrike die Platanenallee entlang fuhr, die vom Dorf Herzfelde nach dem Stift führte. Durch die Scheiben der riesigen, altmodischen Kalesche sah sie die Bäume und dahinter die endlose, ebene, eintönige Fläche. Im Wagen war eine dumpfige Luft. Vergebens hatte Ulrike versucht, ein Fenster herunterzulassen; sie schienen wie eingerostet. Nach der langen Eisenbahnfahrt drückte der Moderdunst schwer auf Ulrikes Nerven. Der Kopf schmerzte sie. Körperlich und geistig fühlte sie, die nie den Begriff der Abspannung gekannt hatte, sich wie zerschlagen. — Ein-, zweimal hatte sie vorn an die Scheibe gepocht, um den Kutscher zu bitten, abzusteigen und ein Fenster zu öffnen. Aber der Alte hörte nicht. Er saß in seinem ungeheuren Mantel auf dem Bock und schlief wahrscheinlich. Die beiden dicken Braunen kannten ja den Weg. Im langsamen Zuckeltrab zogen sie die Allee entlang.

Wie eine Gefangene kam sich Ulrike in der großen viersitzigen Kutsche vor. Einmal versuchte sie, sich in eine Ecke zu drücken und die Augen zu schließen. Das Rütteln und Rucken schreckte sie gleich wieder hoch. Und auch die Unruhe in ihr und die Spannung: wie wirst du es nun finden? Und die Erinnerung an alles, was ihr der letzte Tag in der alten Heimat gebracht hatte. — Sie spähte wieder durch die Fenster. — Der Mondschein lag hell auf den Feldern, über die leichte, weiße Nebelstreifen zogen. In der Ferne hob sich bisweilen in unbestimmten Umrissen ein Gehöft ab. Und immer die gleichen Baumstämme, die das Landschaftsbild förmlich in Streifen zerschnitten. Nur dann und wann fehlte eine Platane in der endlosen Reihe.

Die hatte der Zeit nicht mehr widerstehen können; mancher Sturm war gekommen und hatte hier einen morschen Stamm gefällt und dort einen, und niemand hatte daran gedacht, einen neuen anzupflanzen.

Der Weg war schlecht, und der Wagen hatte sehr mangelhafte Federn. Er schlug hin und her. Das Handgepäck auf dem Rücksitz tanzte, immer wieder mußte Ulrike zugreifen und es zurechtrücken.

Jetzt kam rechts eine Mauer. Und dahinter lag, im Mondlicht deutlich erkennbar, ein kleiner Friedhof. Hell glänzten die einzelnen Steine und Kreuze auf —

Mit einem Male überkam Ulrike ein Gefühl grenzenloser Hilflosigkeit und Verlassenheit. All diese Tage war keine Träne in ihre Augen gekommen. Jetzt plötzlich fühlte sie, wie es sie übermannte. Sie schluchzte laut auf, und ein paar große Tränen rannen ihr über die Wangen.

Da hielt der Wagen —

Der Schlag wurde aufgerissen. Das Licht einer Blendlaterne fiel grell in Ulrikens Augen. Sie sah im ersten Moment nur eine hagere, große Person mit einem schwarzen Häubchen auf dem Kopfe, die die Hand ausstreckte, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, und zugleich merkwürdig tief knickste.

„Untertänigsten guten Abend, gnädiges Fräulein! Ich bin die Hilgerten — zu dienen. Dem gnädigsten Fräulein wünsch' ich viel Glück und Segen zur Ankunft in Herzfelde. Bitte, hierher treten zu wollen. Der Boden ist etwas feucht. So — zu dienen, gnädiges Fräulein." Alles mit ebensoviel Devotion wie Vertraulichkeit gesprochen. „Franz — Marie, den großen Koffer gleich in den Salon." —

Ulrike sah schattengleich ein paar Dienstboten-Gestalten. Und sie sah eine dunkle Hauswand, die sie endlos dünkte. Wie eine gewaltige Kaserne, breit und hoch, mit zwei langen Fensterreihen und einem Riesendach darüber.

Dann stand sie auch schon — war sie eigentlich von selbst gegangen oder hatte „die Hilgerten" sie geführt oder geschoben? — in einer weiten Halle. Sie mußte wohl groß

und weit sein, denn die Wände waren gar nicht zu erkennen im Licht der einen Laterne. Nur eine Treppe, die sich im Hintergrunde öffnete, und auf welche „die Hilgerten" nun lossteuerte. Wie ein schweres Wasserrad drehte sich dabei ihre Rede: „Die gnädigsten Damen lassen um Entschuldigung bitten, daß sie das gnädige Fräulein nicht erwarteten. Die gnädigste Frau Äbtissin befanden sich aber nicht recht zuwege, und es ist doch auch recht spät für unser ruhiges Stift. Bitte — hier rechts — zu dienen, gnädigstes Fräulein. Gnädiges Fräulein hatten hoffentlich recht gute Fahrt. Hier — zu dienen, gnädiges Fräulein — hier ist die Wohnung für das gnädige Fräulein, zuletzt hat hier unsere gute, gnädigste Komteß Gruhnau gewohnt — vierundzwanzig Jahre! —"

Die Person meint es gewiß gut, dachte Ulrike. Aber dies ewige ‚zu dienen', dies ‚gnädig' — ‚gnädigst' ist ja zum Verzweifeln —

„Besten Dank, Fräulein Hilgert —" sagte sie laut und ruhig.

„Zu dienen, gnädigstes Fräulein. Möge es dem gnädigen Fräulein recht gut gefallen in diesem Zimmer. Ich habe Tee zurechtstellen lassen und etwas Abendbrot — und da bringen sie ja auch schon das Gepäck. Vorsichtig, Franz — Ja, und die Marie hier ist für das Persönliche vom gnädigsten Fräulein. Ganz brauchbar — nur ein bissen fludderich noch — Haben gnädigstes Fräulein sonst noch Befehle —"

„Danke sehr. Nein, Fräulein Hilgert!" —

Die Hilgerten machte wieder ihren merkwürdig tiefen Knicks, wünschte noch „untertänigst wohl zu ruhen" und verschwand. Der Diener und das Mädchen verschwanden auch mit dem halblauten Wunsch „untertänigst wohl zu ruhen".

Ulrike war allein.

Sie hatte sich bisher kaum umgesehen.

Auch jetzt schaute sie nur ganz flüchtig im Zimmer umher, während sie mechanisch die Nadeln aus dem Hut

zog, diesen auf den nächsten Tisch legte und den Mantel abstreifte.

Es erschien ihr so unsäglich gleichgültig, wie diese Räume äußerlich beschaffen waren, die nun ihr Reich bilden sollten — vielleicht für immer. Wie lange hatte ihre Vorgängerin hier gewohnt? Hatte es die Hilgerten nicht gesagt — ein viertel Jahrhundert fast. Großer Gott — großer Gott —

Nur das empfand sie, daß schlecht gelüftet war. Oder half hier kein Lüften gegen diesen Duft nach getrockneten Blumen, nach Rosenblättern und Lavendel?

Ulrike trat zum Fenster und öffnete es.

Eine ganze Zeit sah sie hinaus. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, tiefes Dunkel lag draußen. Aber das Dunkel tat ihr wohl und die nächtliche Stille auch. Kein Laut in der Natur. Tiefes, tiefes Schweigen.

Endlich wandte sie sich um.

Auf dem ovalen Tisch vor dem hochbeinigen, schmalen Sofa stand eine kleine Petroleumlampe und leuchtete matt über das glänzend weiße Tischtuch und das ganz zierlich zurechtgestellte Teegeschirr und eine Schüssel mit kaltem Aufschnitt. Es sah einladend genug aus. Und Ulrike fühlte plötzlich einen kräftigen Hunger. Aber als sie sich eine Tasse Tee eingegossen und ein Butterbrot zurecht gemacht hatte, war es gleich wieder vorbei damit. Mit Mühe würgte sie ein paar Bissen herunter. Dann saß sie reglos auf dem Sofa und starrte in die dunklen Ecken des Zimmers.

Doch wie immer reagierte bald ihre gesunde Natur. ‚Du darfst nicht verzagen,‘ sagte sie sich selber. ‚Es führt zu nichts. Die Würfel sind nun einmal gefallen.‘

Und sie stand auf und ging in das Schlafzimmer.

Auf einen kurzen Augenblick kam etwas wie Galgenhumor über sie. Das schmale, knappe Bett unter dem rosa Himmel, die kleine Waschtoilette mit dem Finkennäpfchen darauf, die gehäkelten Borten und Deckchen überall — es wirkte komisch auf sie. Die Anwandlung zur Heiterkeit hielt freilich nicht an, aber sie half Ulrike doch über die



nächste halbe Stunde hinweg, über das Auspacken und erste Einräumen in die Kommoden und Spinde, deren jede wieder beim Öffnen den gleichen feinen, milden Duft nach Rosen und Lavendel ausströmte. Als ob dieser Duft von all denen erzählen wollte, die hier in friedlicher Stille ihre Lebenstage beschlossen hatten.

Es ging alles ganz gut, bis sie dann endlich in dem schmalen Bette lag und das Licht gelöscht hatte. Sie war so müde, sie wollte schlafen. Aber der Schlaf kam und kam nicht. Die Gedanken jagten sich, und die Erinnerungen ließen sich nicht bannen.

Alles, was sie in diesen letzten Wochen erlebt und erlitten, zog noch einmal an ihr vorüber. Sie sah den Vater auf dem Totenbette, sie folgte seinem Sarge bis zum Erbbegräbnis auf dem Friedhofe, in dem er als der letzte der einen Linie der Westernfelds beigesetzt wurde, sie hörte die Glocken des heimatlichen Gotteshauses klingen; sie sah sich vor dem Arbeitstisch des Vaters, vor den weit herausgezogenen Schubfächern, sie durchlebte noch einmal die schmerzliche, seelische Erschütterung, die sie ergriff, als sie den Absagebrief Nieburgs unter den Papieren fand —

Das war es, worüber sie nächst dem Tode des Vaters am schwersten fortkommen konnte. — Vielleicht hätte dieser Brief allein sie noch nicht überzeugt. Aber als sie nachher den Direktor der Ganderschen Werke kommen ließ, da klang durch dessen Worte immer wieder der mißtrauische Gedanke hindurch: alles, was wir bisher geschaffen, ist nichts als eine reife Frucht, die jetzt Herrn Nieburg in den Schoß fällt; er stand schon längst vor der Notwendigkeit, seine eigenen Etablissements auszubauen und zu vergrößern, nun ist er mit einem Schlage aller Sorgen und Schwierigkeiten enthoben; Gandern grenzt unmittelbar an Heinrichshütte, die Verschmelzung beider Werke ergibt sich ganz von selbst.

Sie hatte sich gesträubt gegen all diese Schlußfolgerungen; sie hatte es nicht fassen mögen, daß gerade Nieburg so falsch, so rein spekulativ denken und handeln könnte. Kurt Nieburg, den sie immer gleichsam als älteren Jugend-

nächste halbe Stunde hinweg, über das Auspacken und erste Einräumen in die Kommoden und Spinde, deren jede wieder beim Öffnen den gleichen feinen, milden Duft nach Rosen und Lavendel ausströmte. Als ob dieser Duft von all denen erzählen wollte, die hier in friedlicher Stille ihre Lebenstage beschlossen hatten.

Es ging alles ganz gut, bis sie dann endlich in dem schmalen Bette lag und das Licht gelöscht hatte. Sie war so müde, sie wollte schlafen. Aber der Schlaf kam und kam nicht. Die Gedanken jagten sich, und die Erinnerungen ließen sich nicht bannen.

Alles, was sie in diesen letzten Wochen erlebt und erlitten, zog noch einmal an ihr vorüber. Sie sah den Vater auf dem Totenbette, sie folgte seinem Sarge bis zum Erbbegräbnis auf dem Friedhofe, in dem er als der letzte der einen Linie der Westernfelds beigesetzt wurde, sie hörte die Glocken des heimatlichen Gotteshauses klingen; sie sah sich vor dem Arbeitstisch des Vaters, vor den weit herausgezogenen Schubfächern, sie durchlebte noch einmal die schmerzliche, seelische Erschütterung, die sie ergriff, als sie den Absagebrief Nieburgs unter den Papieren fand —

Das war es, worüber sie nächst dem Tode des Vaters am schwersten fortkommen konnte. — Vielleicht hätte dieser Brief allein sie noch nicht überzeugt. Aber als sie nachher den Direktor der Ganderschen Werke kommen ließ, da klang durch dessen Worte immer wieder der mißtrauische Gedanke hindurch: alles, was wir bisher geschaffen, ist nichts als eine reife Frucht, die jetzt Herrn Nieburg in den Schoß fällt; er stand schon längst vor der Notwendigkeit, seine eigenen Etablissements auszubauen und zu vergrößern, nun ist er mit einem Schlage aller Sorgen und Schwierigkeiten enthoben; Gandern grenzt unmittelbar an Heinrichshütte, die Verschmelzung beider Werke ergibt sich ganz von selbst.

Sie hatte sich gesträubt gegen all diese Schlußfolgerungen; sie hatte es nicht fassen mögen, daß gerade Nieburg so falsch, so rein spekulativ denken und handeln könnte. Kurt Nieburg, den sie immer gleichsam als älteren Jugend-

freund betrachtet, den sie so herzlich gern gehabt hatte in seiner offenen, ein wenig burschikosen Art! Aber dann hatte sie gesonnen und gesonnen und sich vergrübelt. Und dabei war ihr doch noch ein Gedanke aufgetaucht, der sie fast noch mehr abstieß, als alles frühere: Kurt Nieburg hatte sich ihr in der letzten Zeit in anderer Weise genähert als ehedem. Es war wie ein leises, tastendes Werben um ihre Gunst gewesen. Hatte er auch damit spekuliert? Auf ihre Hand, auf die Hand der Erbin von Gandern? Um dann doch, als er erkannte, daß ein anderer Weg schneller und leichter zum Ziel führte, den einzuschlagen — mit jener harten, eisernen Energie, die alle Welt an ihm rühmte?

Ach — hätte Vater doch nur etwas von dieser Unbeugsamkeit gehabt! Ihn fesselte und reizte ja immer weit mehr das Planen und das Schaffen, als der Erwerb an sich, als die Freude am Besitz. Immer wollte er bessern, ausbauen, neue Anlagen den bestehenden hinzufügen — vielleicht hatte Nieburg doch nicht unrecht; vielleicht hatte der Vater stets zu viel an die Zukunft gedacht und zu wenig an die ruhige Konsolidierung des Vorhandenen. —

Der Mond war wieder aus den Wolken emporgetaucht und leuchtete durch die weißen Vorhänge in das Zimmer. Derselbe Mond, der jetzt über Mingrode schien, über das alte Schloß und den stillen Friedhof und über die ragenden Essen von Gandern und Heinrichshütte —

Das Herz pochte Ulrike, daß sie sich aufsetzen mußte. Die Hände im Schoß gefaltet, sah sie auf die hellen Lichtwellen, und ihr war's, als ob sie ihr die Grüße brächten. Grüße aus der Heimat —

Und mit einem Male stand da wieder Kurt Nieburg vor ihr. Sie sah wie heute morgen sein Gesicht erst von schmerzlichem Zweifel erfüllt, dann in Trauer, dann im Zorn aufglühend. War er denn je ein Schauspieler gewesen, der seine Mienen meistern konnte und den Ausdruck der großen stahlblauen Augen?!

Und wieder schrie es in ihr auf, wie heute morgen,

als die Tür hinter ihm zugefallen war mit hartem Schlage: ‚Soeben hast du deinen einzigen, wahren Freund von dir gestoßen!‘

Und sie warf sich zurück und drückte den Kopf fest gegen die Kissen und weinte — weinte —

*   *
*

Als Ulrike am Morgen erwachte, saß auf dem Stuhl neben ihrem Bett ein altes Frauchen. Wie ein Großmütterchen aus dem Märchenlande sah sie aus in dem schwarzen Kleide und der weißen Haube über dem vielfaltigen, kleinen Gesicht, aus dem die Augen merkwürdig jung, frisch, lieb und gütig auf die Langschläferin blickten. Solche Augen, deren Leuchten so warm ist wie Sonnenstrahlen.

Ulrike hatte das alte Fräulein seit Jahren nicht gesehen, aber sie erkannte es gleich: „Tante Marie!“ rief sie. „Das ist schön, daß du mir den ersten Morgengruß bringst.“

„Mittagsgruß beinah, du kleiner Faulpelz!“ lachte die Stiftsdame und beugte sich über die Nichte, um sie herzlich zu küssen. „Ist das eine Art, sich hier einzuführen? Wo wir doch alle über jedes Maß hinaus neugierig sind auf unser Baby.“ Sie strich mit der Hand über die Bettdecke. „Nettes Baby! Ein Garde-Grenadier-Küken! Bist du aber mal lang geraten, Mädel. Das nimmt ja gar kein Ende! — ‚Auf! sprach der Fuchs zum Hasen. Hörst du nicht den Jäger blasen?‘ Kind, du bringst ja die ausgezeichnete Hilgerten zur Verzweiflung, wenn du das erste Frühstück so lange hinausschiebst, und ich rate dir im voraus, dich mit dieser Oberperle gut zu stellen. Die Hilgerten spielt im Stiftkonzert mindestens die zweite Flöte.“

Ulrike rieb sich die Augen. „Tantchen, ich war so müde und konnte gar nicht einschlafen —“

„Kenne ich. Konnt' ich auch nicht — damals, als Großvater die Großmutter nahm. Aber das legte sich hier

bald. Hier lernt man das Schlafen und Schweigen. Na, ich will dich nicht graulich machen, Kind. Aber nun marsch! Heraus aus den Federn — ich warte im ‚Salohn‘, wie die Hilgerten zu sagen pflegt, auf dich.“

Sie trippelte hinaus, die resolute Alte. Am Waschtisch aber machte sie noch einmal Halt, griff tief in das Becken und spritzte der Nichte eine tüchtige Hand voll Wasser ins Gesicht — „damit du mir nicht wieder einschläfst —“

Es wäre nicht nötig gewesen. Ulrike war ganz munter. Etwas von neuer Lebensfrische schien nach den wenigen Stunden festen Schlafs in ihr erwacht. Sie streckte und reckte die schlanken Glieder, sprang aus dem Bett und zum Fenster und zog die Rouleaus hoch. Ganz anders als gestern in der Nacht wirkte das Bild dort unten auf sie. Die Baumwipfel des Parks leuchteten im satten Grün. Weit dehnten sich dahinter die goldig glänzenden Getreidefelder der Ebene. Und die Sonne schien über dem Allem aus wolkenlosem blauen Himmel.

Das Finkennäpfchen von Waschbecken, das sie in der Nacht mit einem bitter spöttischen Blick gestreift hatte, amüsierte sie jetzt.

„Habt ihr hier alle so winzige Waschgarnituren, Tante?“ rief sie ins Nebenzimmer, während es um sie her sprudelte und brauste.

„Jawohl, du Wassernixe. In unserer Jugend lernte man auch mit bescheidenen Mitteln sich einzurichten — wer's überhaupt lernen wollte. Aber wir werden uns nachher mal hinter die Hilgerten stecken. Einem unverbürgten Gerücht zufolge soll ein Riesenwaschbecken existieren. Für unsern hohen und gestrengen Schirmvogt nämlich, den Grafen Gruhnau, wenn der einmal unter unserem Dache übernachtet.“

Rasch vollendete Ulrike ihre Toilette. Aber dazwischen mußte sie immer wieder nach dem Nebenzimmer lauschen. Das war denn doch verwunderlich. Sang da nicht Tantchen

fast ohne Unterlaß mit halblauter Stimme vor sich hin? Und was sang sie? Die unglaublichsten Lieder —

„Bin ein flotter Studio, immer froh — alle Leute sagen so. Lieg bis zehn Uhr in den Federn, doch ins Kolleg — da führt kein Weg — ist mir zu ledern —"

Und dann wieder: „Wir lugen hinaus in die sonnige Welt allzeit mit lachenden Augen —"

Und endlich gar: „Des Abends spät, des Morgens früh — trink ich mein Glas Krambambuli —"

Endlich mußte Ulrike lachend fragen: „Aber Tante — singt ihr hier immer Studentenlieder?"

Dies alte Fräulein steckte das feine, spitze Näschen auf einen Moment durch die Türspalte: „Bewahre. Mein Reservatrecht, Töchting. Die anderen singen überhaupt nicht. Und wenn sie doch singen, dann singen sie mordsfalsch. Das tu ich ja nun wohl manchmal auch. Aber ich singe am liebsten lauter tolles, buntes Zeug. Tut ja niemand weh, und mir macht's Spaß." Das Näschen verschwand wieder, und gleich darauf ertönte die gedämpfte Stimme:

„Die alte deutsche Bärenkraft — die wurzelte im Gerstensaft. So lehrt schon Meister Tacitus mit großem Leid und viel Verdruß —"

„Wo hast du denn die wunderschönen Lieder alle her, Tante?"

„Das willst du auch noch wissen, du Neugier? Hast du mal was von meinem Vetter Kasimir gehört, der sozusagen dein Onkel geworden sein würde, wenn er nicht vorzeitig gestorben wäre? Nun, dieser ausgezeichnete Vetter besuchte mich ab und zu, wenn er mich nämlich anpumpen wollte. Solchem Bruder Studio sind manchmal selbst ärmliche Stiftsersparnisse willkommen. Wieder bekommen hab ich meine Moneten nie, aber sein Kommersbuch hab ich geerbt. Kind, das ist ein wundervoller Genuß für unsereinen —"

Nun war Ulrike endlich fertig. Als sie in das Wohnzimmer trat, schlug die Tante die Hände zusammen: „Die Sonne geht auf über Herzfelde! Mädel, du bist ja aber

wahrhaftig hübsch geworden. Gelinde gesagt, hübsch. Man könnte sogar behaupten — aber ich will dich nicht eitel machen —"

Diesmal war Ulrikes Lächeln etwas melancholisch: „Ach, Tante Marie — hübsch oder nicht hübsch — für mich ist das Leben ja doch abgeschlossen."

„Na, erlaube mal. Das will ich nicht hören. Schönheit ist immer eine Himmelsgabe. Und wenn sie dich Dummdei nicht erfreut, so erfreut sie andere, die dich ansehen. Mich zum Beispiel. — Aber nun setz' dich und trinke deinen Tee. Der wird schlecht sein, denn der ist hier immer schlecht. Aber Brot und Butter sind gut — darauf versteht sich unsere ausgezeichnete Hilgerten."

Die ganze Art von Tante Marie tat Ulrike wohl. Es tat ihr wohl, daß das alte Fräulein nicht umständliche Beileidsbezeugungen herauskramte und nicht neugierig nach den Gründen forschte, die ihren Entschluß, ganz in das Stift einzutreten, bestimmt hatten. Das alles waren ja doch Dinge, die sie nur mit sich selber abmachen konnte; jede fremde Berührung riß unnötig alte Wunden auf.

Sie saßen sich schräg gegenüber. Das Stiftsfräulein war absichtlich in die hellen Sonnenstrahlen gerückt — „Die tun alten Leutchen wohl." Immer wieder mußte Ulrike zu ihr hinübersehen, in dies feine Greisinnengesicht, dessen durchfurchte Züge so viel Güte, dessen Augen so viel Klugheit kündeten. Echte, milde Lebensklugheit, der gewiß ein gut Teil Energie beigemischt war. Denn was ist Lebensklugheit ohne diese?

„Erzähle mir vom Stift, Tante!" bat sie.

„Das möchte ich nicht, Kind." Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Wie ich's auch einkleiden wollte, ich würde nur Vorurteile in dir erwecken und dir den Weg erschweren, anstatt ihn zu erleichtern. Immer hab ich gefunden, daß man selbst sehen muß, wenn man recht sehen will. Schließlich sieht ja doch jeder anders, denn jeder sieht aus seinem Gesichtswinkel. Und gerade du, Ulli, hast, wenn ich dich recht taxiere, deinen Kopf ganz für dich allein."

Eine flüchtige Röte huschte über Ulrikes Wangen. Auch Vater, der sie so sehr verwöhnte, hatte sie bisweilen ‚seinen lieben Eigensinn‘ genannt.

„— und dann, Ulli, es gehen ja auch noch sechs Wochen ins Land bis zur ‚Aufschwörung‘, die eigentlich erst deinen förmlichen Eintritt bedeutet. Bis dahin hast du Zeit, dich umzusehen und einzuleben. Außerdem — Herzfelde ist ja kein Kloster, wenn's auch im Volksmunde so heißt. Wer jung ist und seine Schwingen rühren mag, kann jederzeit hinausfliegen in die Weite —“

„— in die Weite —“ Ulrike hatte es unwillkürlich wiederholt, und ihre Augen waren dabei etwas sehnsuchtsvoll, etwas melancholisch zum Fenster gewandert, auf die ziehenden Wolken draußen am blauen Himmel.

Tante Ulrike lächelte fein. Ihr war der Blick nicht entgangen.

„Kind, es hat alles seine Reize,“ sagte sie dann. „Auch unsere Enge, wenn du sie so nennen willst. Nicht jedem freilich ist's gegeben, sich grad in ihr rechtzufinden, ja mancher mag ein guter Pfadfinder in der Weite sein, der sich in der Enge leicht verirrt. Laß gut sein: es wird sich alles geben, es wird sich alles finden, heißt's ja wohl in einem alten Volksspruch. Ehedem war übrigens in Herzfelde die Enge nicht so arg. Vor einem halben Jahrhundert fuhr man hier noch vierelang, und wenn die großen Jagden waren, kamen die Offiziere aus drei Garnisonen auf Tage zu Gaste. Als ich eintrat, lebten wir auch noch ein wenig in den alten Traditionen. Anstatt der Hilgerten gab's einen Haushofmeister und einen Koch, und wer von uns etwas auf sich hielt, hatte seinen eigenen Diener außer der Zofe. Tempi passati, lieb Kind.“

„Warum, Tante?“

„Ja — das ist nicht so leicht zu beantworten. Die Güter, die zum Stift gehören, bringen immer schlechtere Erträge, und dann hatten die letzten Äbtissinnen auch schlecht gewirtschaftet. Die Gräfin Monica besonders — du wirst ihr Bild nachher unten sehen — trieb es ganz toll.

Mit vierundzwanzig Jahren kam sie in Amt und Würden, bildschön und von heißem Lebensdurst erfüllt. Der damalige Schirmvogt war bis über die Ohren in sie verliebt und ließ sie schalten und walten, wie's ihr behagte. Wie eine Königin soll sie Hof gehalten haben — und vierundachtzig Jahre ist sie alt geworden — da verzehrt sich etwas und noch einiges. Seitdem haben wir Schulden über Schulden, und wenn unser guter, jetziger Schirmvogt nicht so verständig und so großmütig wäre, könnten wir wie die Kirchenmäuse leben. So geht's aber immer noch —"

„Graf Gruhnau – ich kenne ihn nicht. Er ist einmal in Ostafrika auf der Jagd schwer verunglückt, hörte ich, und ist ein siecher Mann geblieben."

„Die Leute übertreiben immer. Du wirst ihn ja bei der Aufschwörung sehen. Er muß sich freilich sehr schonen, aber siech?! Nein, das ist Unsinn. Jedenfalls ist er ein Prachtmensch, vornehm vom Scheitel bis zur Sohle, Kavalier der alten Schule und zugleich ein Mann von durchaus modernen Anschauungen."

„Tantchen!" Ulrike drohte lächelnd mit dem Finger.

Die alte Dame lachte herzlich. „Selbstverständlich bin ich in ihn verliebt. Wir beide verstehen uns sogar vortrefflich. Es ist nur schade, daß ich nicht vierzig Jahre jünger bin und daß er seiner Gesundheit wegen nie heiraten wird. — Und nun, Ulli, putz dich, wasch dich — aber das hast du ja schon besorgt — mach dich fein — ich bringe dich dann zur Äbtissin, damit du deinen Antrittsknicks machst. Eine Gräfin Monica ist unsere hohe, liebe Frau nicht, aber auf Respekt und Formen hält sie." —

Nein, eine Gräfin Monica war Fräulein von Lengfeld nicht, die als Äbtissin von Stift Herzfelde den Titel „Frau" führte — eine Gräfin Monica war sie nicht.

Ulrike litt keineswegs an Befangenheit. Als sie aber durch die lange Reihe der Prunkgemächer des ersten Stockwerks schritt, die in aller ihrer Verschossenheit noch beredt vom Glanz vergangener Zeiten zeugten, überfiel sie doch leises Herzklopfen, und dieses Angstgefühl verstärkte sich,





als sie über die Tür des Wohnzimmers schritt und die Äbtissin ihr entgegentrat.

Eine alte Frau mit eigen kühlen Gesichtszügen, fast so groß wie Ulrike selbst. Faltenlos lag das schwarze Gewand um ihre Gestalt und gab der Erscheinung etwas Mannhaftes. ‚Wie ein Mann sieht sie aus‘, war Ulrikes erste Empfindung. ‚Wo hast du nur schon ein ähnliches Gesicht gesehen? Auf dem Bildnis irgend eines Gelehrten mußt du diesen Zügen begegnet sein.‘ —

Übrigens war die Äbtissin durchaus freundlich — so freundlich, als es in ihrer Art liegen mochte. Als Ulrike ihr die schmale, kühle Hand geküßt hatte, bat sie, Platz zu nehmen und hieß sie liebenswürdig willkommen. Aber ihre liebenswürdigen Worte wurden arg beeinträchtigt durch den Tonfall ihrer Stimme. Fast körperlich weh tat dies Organ Ulrike. ‚Es klingt ja, als ob man mit einem Blechlöffel gegen ein irdenes Gefäß schlägt‘, dachte sie. Hohl und gleichförmig, ohne Hebung und Senkung — ohne Herz. Ohne Herz! — Das mußte es sein.

„Es wird Ihnen sehr einsam bei uns vorkommen, Fräulein von Westernfeld. Ich war doch etwas überrascht, als Sie mir von ihrem definitiven Entschluß Mitteilung machten.“

„Ich hoffe, die Einsamkeit wird mir gut tun, Frau Äbtissin.“

Die kalten, grauen Augen ruhten durchdringend auf dem Gesicht des jungen Mädchens, als fragten sie: ‚Hast du viel Schmerz erlitten, den du hier einsargen willst?‘ Dann sagte die Äbtissin: „Uns kann der Zuwachs an solch frischer Jugendlichkeit ja nur sehr willkommen und lieb sein, und Sie dürfen im voraus von allen Seiten her des herzlichsten Entgegenkommens gewiß sein. — Ich darf Sie doch schon jetzt mit Ihrem Vornamen nennen —“

„Gnädigste Äbtissin —“

„Also, liebe Ulrike, ich habe bestimmt, daß Ihre Tante Marie Ihre Einführung übernimmt. Sie haben in ihr die denkbar beste Führerin, und wenn wir uns auch alle hier

als eine große Familie betrachten sollen und auch wirklich betrachten, so ergibt sich doch aus solch näherem Verwandtschaftsgrad, wie er zwischen Marie und Ihnen besteht, immerhin ein größeres Vertrauen. Zumal für den Anfang. Daß Ihnen jederzeit der Weg zu mir offen steht, ist selbstverständlich."

Alles das war so wohl abgezirkelt, so sorgsam überlegt, und wurde dabei so kühl vorgebracht, daß Ulrike ein leichtes Frösteln überlief. Zu dieser Frau, das empfand sie schon jetzt, würde für sie nie eine Brücke führen. Und sie nahm sich vor, ihr gegenüber desto strenger alle äußeren Formen innezuhalten.

„Meinen Dank für alle Güte, gnädigste Frau Äbtissin."

„Aber bitte, liebe Ulrike. Sind Sie mit Ihren Zimmern zufrieden?"

„Durchaus —"

„Wenn Sie für ihre Räume noch irgendwelche Wünsche haben sollten, wenden Sie sich nur an Fräulein Hilgert, die Sie ja wohl bereits kennen lernten. Daß ich Sie gestern abend nicht selbst empfing, liebe Ulrike, müssen Sie meinen Jahren und meinem leidenden Zustand zugute halten."

„Ich wäre unglücklich gewesen, wenn sich Frau Äbtissin selbst bemüht hätten. Es war ja auch spät in der Nacht. Ich konnte mich leider nicht anders einrichten."

Das ganze Gespräch drehte sich im Grunde um so gleichgültige Selbstverständlichkeiten, daß Ulrike reichlich Zeit fand, einen Eindruck des Milieus zu gewinnen. Das hatte sie immer gereizt, Menschen nach der Umgebung, in der sie lebten, zu beurteilen.

Dies Empfangs- und Arbeitszimmer hier war mit fast raffinierter Schlichtheit eingerichtet. Das geradlinige Sofa und die Stühle mit schwarzem, glanzlosem Leder bezogen, auf dem Sofatisch eine dunkle Decke; am Fenster ein großer Herrenschreibtisch mit einem Regal daneben, und auf beiden Bücher und Akten in peinlichster Ordnung. An den Wänden nur zwei große Kupferstiche in schwarzem Rahmen — eine Madonna von Guido Reni und ein großes Porträt des

verstorbenen Königs. Der Fußboden war glänzend gebohnt; nur vor dem Sofatisch und dem Schreibtisch lagen kleine Teppiche; an beiden Fenstern hingen schneeweiße Gardinen in tadellosen Falten.

‚Ein Pflichtmensch!' folgerte Ulrike. ‚Noch nicht das schlimmste; nur ist eine starke Beimischung von Bureaukratie unverkennbar, und das ist böse.'

Sie hatten, während das junge Mädchen seine Eindrücke sammelte, weiter gesprochen. Die Äbtissin fragte in ihrer gelassenen Art nach allerlei Einzelheiten aus Ulrikes bisherigem Leben, vorsichtig jedes tiefere Eingehen vermeidend; und Ulrike begnügte sich mit knappen, aber ausgesucht höflichen Antworten.

Dann tönte der Gong, und gleichzeitig begann die Uhr auf dem Schreibtisch zu schlagen. Die Äbtissin erhob sich.

„Unsere Mittagsstunde, liebe Ulrike. Die beiden Hauptmahlzeiten nehmen wir gemeinsam ein, wenn nicht besondere Umstände Ausnahmen rechtfertigen. Ich kann Sie nun auch gleich bekannt machen —"

Die zwölf Damen, die augenblicklich im Stift wohnten, harrten bereits im großen Salon.

Als die Äbtissin mit Ulrike eintrat, ging ein leises Raunen und Rascheln durch die Gruppen, in denen sie beieinander standen. Die Spannung der Gemüter war unverkennbar. Alle Augen richteten sich auf den Neuling.

„Unsere liebe Novize, Freiin Ulrike von Westernfeld —"

Haltung und Würde hatte die Frau Äbtissin.

Eine Reihe von Namen rauschte an Ulrike vorüber. Hier blieb es bei einer gegenseitigen Verbeugung, dort kam es zu einem flüchtigen Handdruck. Dann taten sich auch gleich die Schiebetüren zum Speisesaal auf, und ein Diener meldete: „Es ist serviert."

Ulrike hatte ihren Platz an der Tafel zwischen Tante Marie und einem Fräulein von Hanketien — ‚Josepha', wie die kleine, zierliche Dame mit dem rosigen Gesichtchen sofort erklärte. „Dort drüben, neben der Äbtissin, das ist Ellinor, meine ältere Schwester." Sie betonte das ‚ältere'

ein wenig und lächelte dazu ein graziöses Lächeln. „Wir sind sehr verschieden, meine Schwester und ich — nicht wahr, Fräulein von Westernfeld?"

Das war nicht zu leugnen, Ellinor erschien, im Gegensatz zu ihrem poetischen Namen, als der Typ der robusten, gesunden, stattlichen Landfrau, während dies kleine Geschöpfchen einem Rokokofigürchen glich. Auf die schmale Stirn fiel das noch ganz dunkle Haar in gekräuselten Löckchen, die Augenbrauen waren mit unzweifelhafter Zuhilfenahme des Farbstiftes zu Halbbogen ausgezogen; die winzigen Fingerchen dicht mit Ringen geschmückt. Dazu sprach das Püppchen mit einer ganz sanften, etwas wispernder Stimme, so daß Tante Marie einmal sagte: „Heut versteht man aber auch kein Wort, Baby."

„Baby! Sie müssen wissen, Fräulein von Westernfeld, bisher war ich die Jüngste hier, und da hat die gute Marie immer gern ihren Spaß mit mir gemacht. Nun — nun freilich bin ich entthront. Mit Ihrer goldigen Jugend kann ich nicht konkurrieren —" Und sie lachte ganz leise.

Es war ziemlich lebhaft bei Tisch. Lebhafter wohl als sonst. Ulrike fühlte, daß sie der Gegenstand des Gesprächs war, denn immer wieder wandten sich die Augen ihr zu. Von den näher sitzenden Stiftsdamen wurde sie wiederholt angesprochen. Da wollte Fräulein von Seebrück, eine rundliche Dame mit lustig und gutmütig blitzenden Augen, wissen, wie die Westernfelds eigentlich mit den Grafen Gruhnau, unter deren Einfluß das Kloster Herzfelde in ein Stift umgewandelt wurde, verwandt seien; Fräulein Antonie von Eggestorff fragte, wo Ulrike ‚arbeiten' ließe; Fräulein Carola von Brenner erkundigte sich nach der süddeutschen Linie der Westernfelds, und Fräulein Emmy von Großbar fragte, ob Ulrike nicht auch die Sauce zum Rindfleisch hervorragend gut finde. Dazwischen raunte Tante Marie bisweilen: „Geduld, Ulli — Geduld ist ein feines Kräutlein."

Endlos lang erschien Ulrike die Essenszeit.

Das Menü war höchst einfach, gut bürgerlich, aber

künstlich zu einem kleinen Diner ausgedehnt, indem das Gemüse als besonderer Gang serviert wurde und eine große Obstschale und Butter und Käse — alles aus Wirtschaftsbetrieb und Garten „zugewachsen" — etwas umständlich gereicht wurden. Es wurde nur Wasser getrunken, das in großen Karaffen auf der Tafel stand. „Unser Stiftswasser hat weithin Ruf," wisperte die kleine Josepha, „zu Klosterszeiten soll es einmal eine höchst wunderbare Heilung bewirkt haben." — „Wer sich ordentlich damit abrumpelt, dem tut's äußerlich heut' auch noch gut," ergänzte Tante Marie dazu.

Endlich hob die Äbtissin die Tafel auf und sprach ein kurzes Gebet; die Diener eilten an die Schiebetüren und stellten sich rechts und links in Positur. Die Damen rauschten — einzeln oder paarweise — in den großen Salon. Ein etwas umständliches ‚Gute Mahlzeit'-Sagen. Ein kleiner Cercle um die Äbtissin. Dann zog diese sich zurück. Mühsam wurde noch auf einige Minuten das Gespräch fortgeführt. Fräulein von Eggestorff und Fräulein von Großbar versuchten Ulrike einem artigen Examen über weibliche Handarbeiten im allgemeinen und Posamentenstickerei im besonderen zu unterwerfen und schienen schwer enttäuscht, als sie erklärte, der verstorbene Papa sei ein ausgesprochener Gegner der augenmörderischen Kunststickerei gewesen, wozu Fräulein von Hanketien, Ellinor, die Ältere, lebhaft zustimmend nickte und mit ihrem sehr vollen Alt bemerkte: „Sehr gescheit das. Strümpfestricken und ein ordentliches Hemd nähen müssen unsere junge Damen lernen, anstatt solcher Schnurrpfeifereien." — Ach, dachte Ulrike, damit würde ich erst recht keine Ehre einlegen —

Dann stieg sie endlich mit Tante Marie die Treppe hinan.

„Die ‚Fütterung' ist wieder einmal vorüber —"

„Aber, Tante —"

„Ich mein's ja nicht so böse. Du wirst es schon noch merken, ich hab' einen unseligen Hang zu starken Ausdrücken. Wie fandest du's denn?"

„Ich? Wie sollte ich nach solch einem ersten Eindruck urteilen können! Man war liebenswürdig zu mir."

Tante Marie wurde das Treppensteigen etwas schwer. Sie blieb stehen, schöpfte tief Atem und blinzelte Ulrike gutmütig zu: „Guck' einmal an — eine kleine große — oder hörst du's lieber: eine große kleine Diplomatin." Dann sagte sie: „Willst du dir nicht meine Zimmer ansehen? Kannst ja bei mir ein Täßchen Kaffee mittrinken. Wir sind dann wohl die einzigen im Stift, die sich keine Siesta leisten. Die Äbtissin ausgenommen — die schläft nämlich offiziell nie. Sollte sie sich aber dennoch nach Tisch ein knappes Viertelstündchen auf ihrem spartanisch harten Kanapee erlauben, so widmet sie auch diese Ruhe gewiß nur dem angestrengten Nachsinnen über das Wohl des Stifts, mit anderen Worten, dem Ersinnen einer neuen Sparsamkeitsmöglichkeit, etwa der Erwägung, ob die Brokatüberzüge im Empfangssaal nicht gewendet werden könnten, und andere wichtige Dinge. Die Ärmste! Keine Ruh' bei Tag und Nacht. — Nun komm, Kindl. Ich bin wieder bei Puste."

Als Ulrike in das Zimmer der Tante trat, stieß sie einen kleinen Ruf der Überraschung aus.

Etwas Behaglicheres war kaum zu denken. Überall bequeme, tiefe Polstermöbel, ein schöner Teppich über dem ganzen Fußboden; an den Wänden frohe, ansprechende Bilder, und auf den Fensterbrettern die herrlichsten Blumen. Ihr Duft füllte den ganzen Raum.

„Du hast es dir aber reizend eingerichtet, Tante!" sagte sie in ehrlicher Bewunderung.

„Findest du? Das freut mich. Wenn du näher zusiehst, wirst du entdecken, daß es meist Urväterhausrat ist, den ich mir überall zusammengesucht habe. Der und jener Vetter, diese und jene Base fühlten das heiße Bedürfnis, sich neu einzurichten, und wollten den ‚alten Trödel' gern los sein. Froh waren sie, wenn ich ihn nahm. Und siehst du, nun ist der alte Trödel meist wieder hochmodern geworden. Halb Empire, halb Biedermeier, wie's jetzt Trumpf

ist. Setz' dich, Ulli — probier mal dort drüben den Großvaterstuhl mit den beiden Riesenohrenklappen. Famos bequem! — Doch jetzt will ich uns Kaffee kochen."

Tante hantierte geschickt herum; zündete das Spirituslämpchen unter der Maschine an, holte geräuschlos ein paar schöne, goldgeränderte Tassen aus der Servante und ein silbernes Zuckerdöschen aus dem alten Schrank. Schon brodelte das Wasser, ein feiner Duft nach Kaffee zog bis zu dem Großvaterstuhl hinüber. Tante ging auf und ab ganz leise, und summte dabei ihre drolligen Lieder:

„Herr Bruder zur Rechten, Herr Bruder zur Linken,
Wir wollen einander ein Schmollis zutrinken,
Ein Schmollis zutrinken." —

Ganz still saß Ulrike, den Kopf an die Rückenlehne geschmiegt, die Hände im Schoß. Die tiefe, beschauliche Ruhe wirkte so wohltuend auf sie. Sie schloß die Augen, sie träumte mit wachen Sinnen. Aber darüber stieg es plötzlich wie eine Vision vor ihr auf. Sie sah sich selber hier im Zimmer, alt und gebrechlich und einsam — so tief einsam. Sie sah sich vor der alten Servante, die mit buntem Krimskrams aus ihrer Jugendzeit gefüllt war; ein kleines Medaillonbildchen stand dazwischen — ihr eigenes Bild —, Vater hatte es malen lassen, als sie siebzehn Jahre alt war, und damals hatte es geheißen: das ist die schöne Ulli Westernfeld.

Tantchen summte:

„Leicht war von kühnem Hoffen dein junges Herz geschwellt,
Dir blühten tausend Blumen, dein war die weite Welt."

Wie ein Alp legte es sich auf Ulrikes Brust. Sie wollte ihn abschütteln, sie wollte nicht weich und müde werden. Sie wollte sich zwingen. Sie hob die Lider. Aber da blickte sie zwischen den Blumen am Fenster gerade über das ebene Land hin, über die Felder, auf den blauen Himmel — ins Weite — ins Weite. —

Die Tränen schossen ihr in die Augen. Schmerzlich schluchzte sie auf.

Und da stand auch schon Tante neben ihr, legte ihr die Hand auf die heiße Stirn und sagte leise: „Ja, Ulli — meine liebe Ulli — wein' dich nur aus — ich versteh' dich schon. — So hab' ich auch einst geweint."

Drittes Kapitel.

Nun war Ulrike fast vier Wochen im Stift. — Wenn sie zurückblickte auf diese Monatsfrist, mußte sie sich gestehen: es war während der ganzen Zeit freilich nicht eitel Sonnenschein gewesen, aber sie lebte sich doch besser und leichter ein, als sie selbst erwartet hatte. Was sie bei ihrem ersten Besuch der Äbtissin gesagt hatte: ‚Ich hoffe, die Einsamkeit soll mir gut tun', war damals kaum mehr als eine höfliche Phrase gewesen; dennoch war es zur Wahrheit geworden.

Des geliebten Vaters Krankheit und Tod und alles, was dem folgte, hatten ihre Nerven weit mehr erschüttert, als sie sich selbst gestehen wollte. Meinte sie doch immer, aus einem schier unerschöpflichen Born jugendlicher Elastizität schöpfen zu können. Dann kam ein plötzlicher Zusammenbruch, aber die kerngesunde Natur überwand ihn leicht und schnell. Nicht freilich ohne Rückfälle —

Jedesmal, wenn eine Nachricht eintraf, die mit der Heimat in Zusammenhang stand, brachen die alten Wunden wieder auf. Und doch waren es scheinbar nur geschäftliche Dinge, die in den für Ulrike eingehenden Schreiben berührt wurden: Mitteilungen und Anfragen ihres Rechtsbeistandes über die Abwickelung der Gandernschen Angelegenheit, die Übertragung des Besitztitels an Nieburg, Grundbuchauszüge und Abrechnungen. Allerdings hatte der alte Justizrat Möller, der schon der juristische Vertreter ihres Vaters ge-

wesen war, die Angewohnheit, die Sendungen seines Bureaus mit kleinen persönlichen Briefchen zu begleiten, in denen er unter oft seltsamer Vermischung mit dem Geschäftlichen über allerlei Dinge berichtete, für die er Interesse bei seiner Klientin voraussetzen mochte. So schrieb er das eine Mal: „Herr Nieburg hat übrigens dem Direktor Eckner gekündigt. Geschieht der alten Klatschbase ganz recht. Ich habe den verstorbenen Baron oft genug vor dem Kriecher und Schleicher gewarnt, leider immer vergeblich." Und ein zweites Mal: „Nach meiner heutigen Unterredung mit Herrn Nieburg hoffe ich bestimmt, daß Baronesse ein kleines, hübsches Kapital gerettet wird. Es ist eine Freude, mit Nieburg zu verhandeln, so gentil und entgegenkommend ist er. Ich sehe, um offen zu sein, doch auch immer mehr, daß mein verehrter Freund, Ihr Herr Vater, die Werke selbst dann nicht hätte halten können, wenn es ihm noch einmal gelungen wäre, größere Kredite flüssig zu machen. Der Verewigte war vielleicht doch zu sehr Aristokrat, um ein guter Geschäftsmann zu sein." Auf den letzten Brief hin war Ulrike an ihren Schreibtisch gestürzt und hatte dem Justizrat geschrieben: „Ich betone noch einmal ausdrücklich, daß ich von Herrn K. Nieburg keinerlei wie immer verschleierte Wohltat annehmen kann. Ich ersuche Sie, darauf zu achten, daß mir wird, was mir von Rechts wegen zusteht. Und nicht ein Pfennig mehr." Lange hatte sie dann mit dem kuvertierten Briefe in der Hand dagesessen — in tiefem Sinnen.

Das alles lag nun hinter ihr, und ihr selber war's, als blühe sie in einer körperlichen und geistigen Rekonvaleszenz auf.

Ja, es ließ sich doch leben im Stift Herzfelde! Man mußte nur, wie es Tante Marie ausdrückte, „innerlich über alles lächeln können".

Richtig, so war's: lächelnd hinwegzukommen suchen über all das, was einem wunderlich erschien und vielleicht auch unbequem; und daneben mitnehmen, was sich hier in dem sicheren Hafen, in dem man nun einmal das Lebensschifflein

verankert hatte, darbot. Vor allem diese wundersame, herrliche, friedvolle Beschaulichkeit.

Wie eine Insel ist dies Schloß hier, dachte Ulrike bisweilen — wie eine Insel, an der nur dann und wann eine Kunde von der Außenwelt brandet. Die Insulaner, diese glücklichen Menschen, berührt kein Sturmwind, der draußen die Masten bricht. Sie leiden nicht unter der Hast unserer Zeit. Sie kennen keine Sorgen. Wir glücklichen Insulaner —

Wohl mochte ein winziges Gran Selbstironie in dem Gedankenspiel verwoben sein, aber es gab doch Ulrikens Empfinden richtig wieder. Sie fühlte sich, von Tag zu Tag fast, zufriedener. Wenn sie mit der Frau Äbtissin eine Partie Schach spielen durfte, fand sie es gar nicht mehr sonderbar, daß diese Auszeichnung einen harmlosen Neid unter den übrigen Damen hervorrief; sie fand es ganz erklärlich, wenn sich im Konversationszimmer an jedem Montag ein kleiner sanfter Streit um die illustrierten Journale der Lesemappe erhob. Sie las ganz gleichgültig im Kreisblatt das, was vor acht Tagen das Neueste und Allerneueste gewesen war, und lachte, wenn Tante Marie ihr die Kreuzzeitung anbot, die diese sich persönlich „aus alter Tradition" hielt.

Tante Marie schüttelte manchmal den Kopf. Ihr wollte diese Resignation doch gar zu plötzlich erscheinen. Aber sie hatte schon die verschiedenartigsten ‚Novizenzustände' erlebt, seit sie im Stift war — von lodernder Begeisterung, die fast an Schwärmerei erinnerte, bis zum verbissenen, mit aller Welt hadernden Trotz. Schließlich hatten sich doch alle zurechtgefunden.

So nahte der Tag der Aufschwörung heran.

Er warf seine Schatten voraus.

Seit zehn Tagen schon war Fräulein Bistekorn eingezogen und wanderte mit zwei Gehilfinnen von einer Kammer in die andere, um die Toiletten der Stiftsdamen aufzufrischen. Für den Tag der Aufschwörung selbst war ja zwar das Stiftsgewand in seiner schlichten Würde Vor-

schrift. Aber am Abend vorher, man nannte ihn sogar den ‚Polterabend‘ — liebte man es, die strenge Observanz abzustreifen.

Die ausgezeichnete Hilgerten befand sich in einem Zustand höchster Erregung, selbst die Frau Äbtissin behandelte ihre hervorragendste Kraft wie ein rohes Ei. Im Hühnerhof war großes Morden gewesen, vor der Küchentür saßen drei Leuteweiber und putzten unaufhörlich Gemüse. Seit gestern war auch die studierte Kochfrau eingerückt, eine Madame von erstaunlichen Dimensionen; man sah ihr förmlich an, wie gut sie kochen konnte.

Die beiden Diener hatten wirklich ganz neue Livreen erhalten, oder es war doch mit der ersten Garnitur ein wahrhaft Spindlerscher Verjüngungsprozeß vorgenommen worden. Augenblicklich exerzierten die im Dienst ergrauten Herren zwei Gärtnerburschen an der leeren Tafel an. Die Zwischenpausen wurden durch eifrigstes Silberputzen ausgefüllt.

Die dienstbaren Geister weiblichen Geschlechts waren unermüdlich bei der Herrichtung der Fremdenzimmer tätig. In den Wohnungen der Stiftsdamen machte sich das aufs empfindlichste dadurch bemerkbar, daß bald hier, bald dort ein Möbel spurlos verschwand; auf Nachfrage wurde stets beschwichtigt: ‚für das Zimmer der gnädigsten Gräfin‘ — ‚für den Herrn Schirmvogt —‘

Aus den Fenstern der Fremdenzimmer hingen die roten Betten und sonnten. Dann und wann aber scholl es durch die Korridore wie Peletonfeuer: es wurde geklopft.

* * *

Und Ulrike saß in ihrem Zimmer, als ginge sie das alles gar nichts an. Höchstens daß sie es als komisch empfand, wie feierlich die Vorbereitungen zu der großen Haupt- und Staatsaktion genommen wurden, in deren Mittelpunkt sie stehen sollte.

Selbst Tante Marie empörte die Gleichgültigkeit, mit der die Nichte der Aufschwörung gegenüberstand.

„Ich bin doch wahrhaftig für Wurschtigkeit gegen alles Preziöse, Gedrechselte, Unnatürliche," erklärt sie. „In ausgesprochenstem Maße bin ich dagegen. War's auch schon in meiner Jugend. Aber wenn ich an meine Aufschwörung denke: ich empfand sie doch als Ereignis, als einen Lebensabschnitt sozusagen. Lieber Himmel, ich pfeif' ja auch auf übertriebene Feierlichkeit. Aber dein Gleichmut geht mir über die Hutschnur. Es ist ja nicht viel besser, als ob dir der Tag kaum mehr wäre, als irgend ein anderer. Etwas Würde muß man solch einem Feste — wir wollen's mal bloß Fest nennen! — doch entgegenbringen."

„Meine Rolle werd' ich schon spielen. Die Frau Äbtissin und der Schirmvogt und ihr alle, samt allem Drum und Dran, sollt mit mir zufrieden sein." Es klang sehr spöttisch, und das reizte die Tante noch mehr.

„Na — erlaub mal! Rolle — Rolle — Theater spielen wir hier denn doch nicht. Da opponiert mein Stiftsgefühl. Die Tradition hat ihr Recht."

„Aber, liebe Tante, ich kann doch nicht anders! Ich kann diesen Formelkram, den du als Tradition verteidigst, nur widersinnig oder komisch oder gar beides finden. Da wird mir feierlichst auseinandergesetzt, wie ich zu stehen, zu gehen, was ich zu sagen, zu tun und nicht zu tun habe. Und all das sind eigentlich nichts als Überbleibsel aus einer längst vergangenen Zeit. Was damals Zweck und Sinn haben mochte, ist heute, für ein Kind unserer Tage, gänzlich veraltet und überlebt."

„Du wertest damit aber die Zugehörigkeit zu uns sehr gering. Ich will dich lieber allein lassen, Kind — vielleicht bringt dich die Einsamkeit auf andere Gedanken."

Damit wollte Tante Marie gehen. Aber nun tat's Ulrike leid. Sie sprang auf und umhalste die alte Dame stürmisch. Das rührte diese immer und löste doch auch stets ihren Humor aus. Denn sie fühlte dabei jedesmal,

welch ein Zwerglein sie neben der Nichte war; ganz tief mußte die sich herabbeugen, um die Tante zu umfassen.

„Na — ja! Na — ja! Daß du mir nicht weh tun willst mit deiner Gleichgültigkeit, das weiß ich, Ulli. Aber tu mir den einzigen Gefallen und trag' sie sonst nicht zur Schau —"

„Ich will erschrecklich heucheln. Und tät' ich's nur dir zuliebe."

„Heucheln —" Nun stöhnte Tantchen wieder. Doch dann glitt ein Lächeln über ihr Gesicht. „Mach's nur gut. Alles andere wird sich schon finden." Hinaus war sie.

Und nun saß Ulrike allein am Fenster und sann und sann. Aber sie sann sich nur über die Gegenwart in die Vergangenheit zurück, und vor der erschien ihr alles, was der nächste Tag ihr bringen konnte, doppelt nichtig.

Mit der Gegenwart hatte sie sich bereits abzufinden gelernt. Mit der Zukunft glaubte sie sich auch abfinden zu können; gerade in der letzten Zeit hatte sie sich so gut in das Stiftsleben hineingefunden — so gut, daß es sie manchmal selbst verwunderte. Sie würde freilich niemals das Stiftskreuz mit der feierlichen Würde der Äbtissin tragen, und sie würde wol auch niemals in dem kleinen und kleinlichen Interessenkreis der meisten Damen aufgehen können — aber sie würde ohne Schwierigkeiten einen Kompromiß mit all dem — und mit sich selber schließen. Und wo ging's im Leben denn ohne Kompromisse!

Die Vergangenheit jedoch konnte sie nicht einsargen. Die stieg immer wieder empor, wurde immer wieder lebendig. Die Sehnsucht, das Heimweh nach dem Verlorenen blieb. Der Schmerz um den Vater wollte nimmer erlöschen; das Bild des äußerlich wie innerlich so reichen Lebens, das sie mit ihm geführt hatte, malte sie sich immer neu aus — ja, ihre Phantasie färbte es immer schöner und froher, vielleicht sogar über das Wirklichkeitsmaß hinaus. Und wenn sie, wie jetzt, mit wachen Augen träumte, dann breiteten sich vor ihr auch die Werkstätten von Gandern aus, sie sah das mächtige Walzwerk in vollem Betrieb und sah in die

rotgoldige Glut der Schmelzöfen und sah die rauchenden Schlote und hörte das Rasseln und Dröhnen der gigantischen Maschinen —

Das hatte einst ihr eigen werden sollen. Nicht der Verlust des Reichtums schmerzte sie so — vielleicht fehlte ihrer Jugend sogar das rechte abwägende Verständnis dafür —, aber den Verlust einer Lebenstätigkeit, des Mitarbeitens wenigstens, empfand sie mit brennendem Schmerz. Und wenn sie darüber sann, dann überkam sie wieder das Schwanken in ihrem Urteil über Nieburg. Ein Schwanken, das vom Haß bis zur Reue ging, das ihr die Tränen in die Augen trieb, und aus dem sie sich doch immer wieder in jene Stimmung hineinsteigerte, in der sie sich selber zurief: Du hast ihm kein Unrecht zugefügt, denn du hattest recht!

Dann schwoll die Bitterkeit in ihrer Seele, und die Unruhe packte und schüttelte sie, daß sie in den beiden kleinen Zimmern ruhelos auf und nieder schritt wie eine Gefangene. Und die engen Wände, hüben und drüben, führten sie wieder zur Gegenwart zurück: ‚Du bist ja auch eine Gefangene, und der, der dich hineinstieß in diese Enge — der war doch nur er! Er allein —‘

Vielleicht lag der jähe Wechsel der Stimmungen, die sie durchlebt und durchlitten hatte, noch auf Ulrikens Gesicht, als sie unten im Empfangssaal zu den anderen Damen trat, die bereits der Gäste harrten.

Seelische Erregung lieh ihren Wangen immer lebhaftere Farben, und die standen ihr gerade gut zu dem weißen Seidenkleide, das die Stiftsregel für den „Polterabend“ vorschrieb.

Blind hätte sie sein müssen, um nicht zu bemerken, daß ihre Jugend heute noch einen besonderen Eindruck auf die Stiftsdamen hervorrief, die sie bisher stets im schlichten Trauerkleide gesehen hatten. Sie machten auch gar kein Hehl daraus. Selbst die Äbtissin sagte, wärmer als es sonst in ihrer Art lag: „Sie sehen wirklich brillant aus, Ulrike“, und die kleine Josepha wußte sich heranzuschlängeln, blickte zärtlich schmachtend an Ulrike hinauf und hauchte: „Ach, Ulli, sind Sie schön! So schön und so jung —“

Dann kamen die Gäste, und nun begann Ulrike doch zu empfinden, daß diese Tage wirklich etwas wie ein Ereignis waren. Von nah und fern waren die auswärtigen Trägerinnen des Stiftskreuzes herbeigeeilt — nach dem Statut waren sie ja jährlich nur zu einer achtwöchentlichen Präsenzzeit in Herzfelde verpflichtet; einige Damen, die ehedem dem Stift angehört und sich verheiratet hatten, wurden sogar von ihren Gatten begleitet. Aus der Nachbarschaft fanden sich ein paar der größeren Gutsherren mit ihren Familien ein. Es wimmelte von „Tanten" und „Onkeln", die freilich Ulrike mit ganz wenig Ausnahmen zum ersten Male sah. Aber heute wurde überall der verwandtschaftliche Ton — und wenn es nur eine Verwandtschaft „durch sieben Scheffel Erbsen" war — lebhaft betont; immer mit starker Huldigung für sie, der dieser Tag ja galt.

In einer Ecke des Saales hatte sich der Landrat des Kreises, Herr von Eberberg, mit seinen beiden Cousinen zusammengefunden, der großen Ellinor und der kleinen Josepha. Er war noch einer der Landräte alten Schlages, von der Art, wie sie Bismarck geliebt hatte: Gutsbesitzer im Kreis und Verwaltungsbeamter nicht im bureaukratischen, sondern im patriarchalischen Sinne. Und etwas derb Patriarchalisches hatte der behäbige Herr mit dem großen, runden, von schlecht vernarbten Saxoborussenhieben durchzogenen Gesicht auch im gewöhnlichen Leben.

„Donnerlitzchen, Mädels," erklärte er, „eure Neue ist ja beauté — beautéter — am beautétesten, möchte man beinahe sagen. Da ist's doch noch 'n Vergnügen, morgen den Aufschwörer spielen zu dürfen. 'ne Figur zum Anbeißen — du brauchst gar nicht rot zu werden, Sepha — ich beiß' ja nicht. Und das Gesicht — famos, famos. So 'n bissel — 'n bissel viel von unserer lieben Frau vom Kapitol und 'n bissel Juno Ludovisi, gerade gut gemischt."

Ellinor lachte. „Aber die Hauptsache bleibt doch, daß die Ulrike lieb und nett ist."

„Sehr lieb und sehr nett," echote Josepha.

Der Landrat schnalzte mit der Zunge. „Na Mädels —",

immer wenn er sagte ‚Mädels‘, zuckte Josepha schmerzlich zusammen — „na, das ist ja schön. Aber ob ihr in diesem Fall recht habt — ob euch eure Menschenkenntnis nicht betrügt — ich weiß nicht. ‚Lieb und nett‘ — das will mir so gar nicht auf die da passen. Na — übrigens — lange werd' ihr den Vogel wohl kaum in eurem vertrackten Käfig behalten. Rara avis, sagt der Lateiner — ein seltener Vogel — sowas fliegt fort oder wird fortgeholt, eh' man sich's versieht.“

„Lieber Fedor, wer heiratet heute ein armes Mädchen, und wenn sie noch so schön ist —“

„Meinst du, Sepha?“

„Aber Vetter —“

„Ich will euch mal was sagen: wer so aussieht, der find' schon seinen Gegenpart. Arm ist die Ulrike freilich. Leider! Ich habe ja ihren Vater gut gekannt. Als ich bei den Borussen einsprang, war er Erster bei den Vandalen. Na ja — und aus dem Auge hab' ich den alten Westernfeld nie ganz verloren. Gescheutes, kluges Kerlchen, aber Phantast. Phantast, Kinder! Fast auf dem Präsentierteller wird ihm da außer dem wunderschönen Majorat ein industrielles Unternehmen ersten Ranges dargebracht — für 'n Pappenstiel. Aber nicht Maß und Ziel konnt' er halten, immer wieder mußt er reinbuttern, bis die Elle länger wurde als der Kram — Schade, sonst wär die Ulrike heute ein reiche Erbin, ein Goldvogel zu all der Schönheit — Na, wo bleibt denn übrigens der Gruhnau? Man steht sich ja ganze Kilometer in den Leib, eh's zum Futtern bläst —“

„Der Graf hat sich im voraus entschuldigt, wenn er etwas später kommt. Seine Zuganschlüsse klappen nicht gut.“

„Na ja — und Mutter Äbtissin läßt uns hungern und dursten, bis er erscheint. Gruhnau ist nu mal ihr Licht, ihre Sonne. Von wegen der Moneten —“

„Gräßlich bist du, Vetter“ — „Da ist er übrigens schon —“ Und beide Schwestern eilten von dannen, um in der ersten Reihe derer zu sein, die den Schirmvogt begrüßten.

Am Arm der Äbtissin trat er in den Saal —

‚Führt er sie oder führt sie ihn?‘ dachte Ulrike, als beide gerade auf sie zukamen. ‚Mein Gott — der arme Mann —‘ Und dann gleich: ‚Welch wunderschöner, edler Kopf —‘

Das Gehen mußte dem Grafen sehr schwer werden. Er stützte sich wirklich mit der Rechten in den Arm der Äbtissin, mit der anderen Hand auf ein spanisches Rohr mit großer Silberkrücke.

Aber er schien schmerzlos — oder er wußte seine Schmerzen mit großer Willensanstrengung zu verbergen. Das feingeschnittene, von einem starken, schwarzen Vollbart umrahmte Gesicht trug wohl jenen etwas matten Zug, der Rekonvaleszenten eigen ist, aber er lächelte freundlich, während er sich bald hierhin, bald dorthin zum Gruß neigte.

Fast die ganze Breite des Saales mußte er durchschreiten, um zur Gruppe der Stiftsdamen zu gelangen, die die Novize wieder in ihre Mitte genommen hatten.

Nun stand er vor ihr. Auf eine flüchtige Sekunde stutzte er. Es war fast, als hätte man ihm von der Schönheit Ulrikes erzählt, aber als überträfe die doch alle seine Erwartungen. Dann vertiefte sich das Lächeln um seine Lippen, er verbeugte sich, löste seine Rechte aus dem Arm der Äbtissin und reichte der Novize die Hand. Warm und tief klang seine volle Stimme durch den Raum, als er schlicht sagte: „Guten Abend, mein gnädiges Fräulein. Ich muß Sie heute als die Erste begrüßen an Ihrem Ehrentage.“ Wieder zögerte er einen Augenblick, und sein Blick ging noch einmal über Ulrikes hohe Gestalt, um dann auf ihrem leicht errötenden Antlitz zu weilen: „Viel Glück und Segen für Sie in unserem alten, lieben Stift Herzfelde.“

Der Landrat hatte sich im Hintergrunde zu Herrn von Gastrow gesellt, seinem Gutsnachbar. Er klemmte das Einglas ins Auge und betrachtete ungeniert das junge Mädchen. „Na, Gastrowchen — wie ist Ihnen denn? Wenn ich so denke, daß wir zwei beide morgen rechts und links neben diesem Wunderwerk der Natur als Aufschwörer einherpilgern werden, klopft mir ordentlich das Herz — soweit

es überhaupt noch solcher Extraleistungen fähig ist. Steht sie nicht da wie eine Königin?"

Der lange, hagere Gastrow drehte nervös an seinem Schnurrbart. „Schön ist sie ja, Eberberg. Aber nicht recht mein Genre. Ich bin mehr fürs Pußliche, Rundliche. Und dann, ich glaube: die ist kalt, marmorkalt, ein Eiskeller."

„Unsinn, mein Bester. Gucken Sie ihr doch bloß in die Augen. Immer in die Augen muß man bei den Frauen sehen, wenn man sie ergründen will, soweit das überhaupt möglich ist. Nun — ich sage Ihnen — diese großen Augen, die eigentlich blau sind, aber fast schwarz erscheinen — ich hab' sie mir nämlich sehr genau angesehen — diese Augen täuschen nur Kühle und Ruhe vor —"

Gastrow lachte leise: „Also ein Vulkan — immer Ihr Vulkan. Bei jeder Grete und Stine wittern Sie ja verborgene Vulkangluten. Nee, Landrätchen, Sie sind auf dem Holzwege. Ich bleib dabei: schön ist sie, aber kalt. Wissen Sie — so etwas wie eine geborene Oberhofmeisterin — immer voll Würde, sich nie etwas vergeben! Auch jetzt — das ist ja wundervoll, wie sicher sie sich benimmt. Verbeugung nicht um einen Zoll zu tief — wenn ich daran denke, wie die Luise Wertenburg glühte, als wir die aufschwuren, und knickste — wie 'ne Päonie unterm Gärtnermesser — vor dem schönen Grafen."

„Gruhnau hält sich übrigens famos. Es ist doch ewig schade, daß der seinen Knaxs fort hat — um so 'nen elenden Löwen. Oder war's ein Tiger, der ihn so zugerichtet hat — den armen Kerl. Zum Jammern. Reich, enorm reich sogar, grundgescheit dabei — und kaum vierzig — und hat so gar nichts vom Leben. Schon allein die Ironie: ist Oberlandmundschenk und darf nun schon fünfzehn Jahre lang keinen Tropfen Wein über die Lippen bringen. Na endlich. Sesam tut sich auf — Futtern, Gastrow — hab' ich 'nen Hunger —"

Es wurde an kleinen Tischen gespeist. Ulrike saß zwischen der Äbtissin und dem Schirmvogt, und sie war dem Grafen dankbar, daß er von Anfang an die Unterhaltung in Bahnen leitete, die von ihrer Person und der Bedeutung dieser Tage

weit abführten. Er plauderte zuerst ganz als Weltmann, leicht und graziös und heiter; erzählte einige kleine Berliner Hofgeschichten, sprach von modernen Toiletten und von einer Möbelausstellung, die er in Darmstadt besucht hatte. Es war in allem, was er sagte, immer ein unendlich gewandtes Tasten: interessiert das deine Nachbarin auch? — und ein liebenswürdiges, näheres Eingehen, sobald er dies Interesse empfunden hatte. Erst als sie auf dem Umwege über die Kunstindustrie auf die Kunst selbst zu sprechen kamen, wurde das Gespräch lebhafter und wärmer. Er blickte ein paarmal etwas erstaunt auf, wenn Ulrike eine ganz persönliche Ansicht äußerte: einmal über die Maler der italienischen Frührenaissance, einmal über Guido Reni.

„Sie waren in Italien, gnädiges Fräulein?"

„Leider nein, Graf Gruhnau —". Sie sagte zum heimlichen Entsetzen der Äbtissin nie ‚Herr Graf'. — „Ich kenne nur die Galerien von Dresden und Berlin."

„O — Sie müssen Florenz sehen. Das rechte Verständnis gerade für die Vorraffaeliten geht einem doch erst dort auf."

„Ich werde mich wohl mit guten Reproduktionen begnügen müssen —," sie lächelte etwas trübe. — „Es ist ein schöner Vorzug unserer Tage, daß wir die wenigstens in so vollendeter Ausführung haben können. Ich brauche nur daran zu denken, wie unvorbereitet eigentlich ein Goethe nach Italien ging, um mir das klar zu machen."

Er sah wieder auf, gerade als die Äbtissin sagte: „Sie sind ja eine kleine Gelehrte, Ulrike. Davon ahnte ich gar nichts!"

„Nicht doch, Frau Äbtissin. Ich weiß sogar recht wenig; wenigstens nichts Abgeschlossenes, Gediegenes —" Beinahe hätte sie gesagt: ‚Sonst säße ich nicht hier'; aber sie unterdrückte das noch rechtzeitig. „Mein Vater hatte großes Interesse gerade für die Kunst, und so wurden mir von ihm unendlich viele Anregungen."

Der Graf neigte sich ein wenig vor und sagte bittend: „Würden Sie mir gestatten, Ihnen einige neuere kunstgeschichtliche Erscheinungen zu senden? Es ist wahrschein-

lich hier in Herzfelde wenig Gelegenheit, in die Werke unserer kräftig aufblühenden Forschung Einsicht zu nehmen."

Es konnte nicht artiger, nicht liebenswürdiger gesagt sein; ja, es lag im Ton noch mehr als in den Worten fast eine Entschuldigung: ‚verzeih — wenn ich wage — ich bin dir ja noch so fremd —'. Ulrike neigte denn auch dankend den Kopf: „Sehr gütig, Graf Gruhnau —", aber sie konnte weder der freundlichen Bitte noch ihrer Zustimmung froh werden. Sie wußte selbst nicht weshalb. Eine ganz plötzliche Mißstimmung überkam sie, und es half nichts, wenn sie sich vorhielt, wie grundlos die war. Sie war da und ließ sich nicht zur Seite schieben. Fast wie der unerklärliche Ruf eines inneren Warners klang es in ihr auf: ‚Dir droht eine Gefahr, sei auf deiner Hut —'.

Mit Mühe und Not bewahrte sie äußerlich ihr Gleichgewicht. Sie zwang sich sogar, das Kunstgespräch noch um einige Sätze fortzuspinnen, aber der Reiz der Unterhaltung war dahin: die Frische, das Ungesuchte fehlte, sie erstickte schließlich in einer ganz konventionellen Wendung, über die Ulrike sich ärgerte, kaum daß sie ausgesprochen hatte.

Fast war es, als empfände Graf Gruhnau ganz ähnlich. Er machte keinen Versuch, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen, leitete das Gespräch vielmehr geschickt auf einen anderen Gegenstand, indem er sich an die Äbtissin mit der Frage wandte, ob man wohl endlich ermittelt habe, wer der Maler des Porträts der Gräfin Monika — er wies auf das große Bildnis an der Querwand — sei?

Unwillkürlich folgte Ulrike seinem Blick. Und während sie nur mit halber Aufmerksamkeit auf die Antwort der Äbtissin hörte: daß der von Graf Gruhnau gesandte Antiquitätenhändler sich für den Maler Tischbein ausgesprochen hätte — vertiefte sie sich in das seltsame Bildnis und wunderte sich, daß sie dem bisher so wenig Beachtung geschenkt hatte.

Es war gewiß ein Meisterwerk, wenigstens für die Zeit, in der es geschaffen. Doch das fesselte Ulrike nicht so, als die Erscheinung der Dargestellten selbst: eine hohe

Gestalt in vollerblühter, fast klassischer Schönheit; sie trug das Ordenskreuz mit dem breiten, roten Äbtissinnenbande, sie trug auch das Ordenskleid. Aber dies Gewand war doch völlig abweichend vom vorgeschriebenen Schnitt; es war im Empirestil gehalten, dicht unter der Büste scharf zusammengefaßt; der volle, blendende Hals ganz entblößt. Das merkwürdigste jedoch waren die Augen: sie glühten förmlich aus dem Bilde heraus — und waren doch so unendlich traurig. Wenn der Künstler die Wahrheit wiederzuspiegeln verstanden hatte, so war die berühmte Gräfin Monika ein tief unglückliches Weib gewesen. Diese Augen erzählten eine ganze Geschichte: Ihr habt mich blutjung in eine Stellung hineingetrieben, hineingezwungen — erzählten sie — die den wahren Menschen in mir tötete, die alles, was an mir gut und edel war, im Keimen erstickte. Und nun wundert ihr euch, daß ich's so toll trieb, anstatt euch zu sagen, daß ich mich betäuben mußte, um weiter leben zu können! Ihr Klugen und Superklugen, ihr ahnt nicht, wie schal mir dies Leben erscheint: eine leere Nuß — ausgedroschenes Stroh — ein Feuer, das nimmer wärmt, und wenn ich dies ganze Stift hineinschleuderte. —

Die Gräfin Monika, wie sie der Künstler gemalt hatte, mochte etwa dreißig Jahre alt sein — und im vierundachtzigsten Jahre war sie gestorben —

Mit einem Male hörte Ulrike wieder die Stimme des Grafen. Was er sprach, mußte eine Entgegnung auf eine bittere Bemerkung der Äbtissin sein.

„Urteilen wir nicht so scharf, gnädigste Cousine," sagte er. „Es läßt sich doch vielerlei Erklärendes, sogar Entschuldigendes anführen. Der Vater war ein Vaurien, ein dreimal durchgesiebter sogenannter Kavalier der alten Schule; die Mutter starb ganz früh, Komteß Monika wuchs in einem Kreise höchst zweifelhafter Art auf. Ich habe im Archiv vor Jahren flüchtige Aufzeichnungen — heute würde man vielleicht sagen: Aphorismen — von ihrer Hand gefunden: sie sargte eine große Liebe ein, als sie im Interesse der Familie, die mit ihrer Schönheit noch ganz andere

Spekulationen vorgehabt hatte, in das Stift eintrat. Und dann bedenken Sie die damalige Zeit, aus der heraus man doch auch all ihr Tun allein beurteilen darf —"

Er brach ab; vielleicht meinte er, vor Ulrike nicht mehr sagen zu dürfen. Gleich darauf hob die Äbtissin die Tafel auf, und wenig später empfahl sich Graf Gruhnau.

Man war es von ihm gewohnt, daß er seinen Anteil an jeder Geselligkeit nach Möglichkeit abkürzte; man wußte ja, wie er sich schonen mußte. So erregte es einige Verwunderung, daß er auf dem Wege zur Tür noch einmal stehen blieb, sich suchend umsah und dann auf Ulrike zuschritt. Aber es war wohl natürlich, daß er der Novize besonders ‚Gute Nacht' sagen wollte. —

Es wurden auch nur wenige Worte zwischen beiden gewechselt. Aber über Ulrikes Gesicht flammte es einmal plötzlich, und dann wurde sie ganz blaß. Schließlich eine kurze Verbeugung; vielleicht hielt Graf Gruhnau dabei die Hand Ulrikens etwas länger, als unbedingt nötig war; vielleicht sah er sie wirklich merkwürdig erstaunt — fragend — an, wie der Landrat meinte.

„Sag' mal, Mädel, Sephachen, du standest ja gerade neben ihr — übrigens postierst du dich sonst geschickter — es war wie 'n Dackel neben 'nem Bernhardiner, nee, neben so 'm großen russischen Windspiel — also was sprachen sie denn eigentlich noch miteinander?"

„Gar nichts Besonderes, Vetter. Aber etwas artiger könntest du schon in deinen Vergleichen sein."

„Laß gut sein, war nicht bös gemeint, eben nur Augenblicksempfindung. Also was sagte er?"

„Ungefähr: ‚Ich wollte vorhin schon fragen, gnädiges Fräulein — die Besitzung Ihres Herrn Vaters liegt doch neben Heinrichshütte — nicht wahr? Dann müssen Sie ja auch meinen lieben Kurt Nieburg kennen?'"

„Nun — und weiter?"

„Weiter gar nichts, Vetter." —

Ulrike hatte eine schlaflose Nacht. Die letzten Worte,

die Graf Gruhnau an sie gerichtet hatte, klangen immer wieder in ihr auf.

„Dann müssen Sie ja auch meinen lieben Kurt Nieburg kennen —"

Aus der Art, wie er das gesagt hatte, war deutlich zu erkennen gewesen, daß er nichts von all dem wußte, was zwischen ihr und Nieburg vorgegangen war. Ja mehr noch: Graf Gruhnau schien nichts zu wissen von dem engen Verhältnis, das zwischen ihrem Vater und Kurt Nieburg bestanden hatte.

Und doch hatte er so warm betont, „meinen lieben Kurt Nieburg".

Oder war das nur façon de parler gewesen. Man nimmt das ja wohl nicht so genau mit dem „lieben —"

Hatte denn er, Kurt Nieburg, niemals den Namen des Grafen erwähnt?"

Lange grübelte Ulrike vergeblich. Dann tauchte endlich eine Erinnerung auf, eine ungewisse, schattenhafte Erinnerung. Es war wohl doch gelegentlich einmal die Rede auf den Grafen gekommen — als einen der Jagdgefährten jener ostafrikanischen Expedition, an der Nieburg vor langen Jahren teilgenommen hatte. Damals, als sie noch ein Kind war und Kurts Vater noch lebte.

So mochte es sein, so mußte es sein. Sie hatten sich damals kennen gelernt, waren sich vielleicht auch näher getreten. Und dann hatten sich die Jahre dazwischen geschoben und die verschiedenen Lebenssphären; auch hatte sich vielleicht der Altersunterschied geltend gemacht, denn der Graf mußte wohl ein Jahrzehnt älter sein als Nieburg. Schließlich blieb nur noch ein loses Band, das gerade noch reichte zu dem „lieben —„

Und nun verdroß Ulrike erst recht die eigene Haltung, die sie der harmlosen Frage des Grafen gegenüber eingenommen hatte, ihr schroffes „Ich hatte den Vorzug", das hochmütige, ablehnende Zurückwerfen des Kopfes — nicht zuletzt ihr jähes Erröten. Würde sie sich denn nie beherrschen lernen!

überhaupt — sie war unzufrieden mit sich.

Was war das für ein törichtes Gefühl der Abwehr gewesen, das sie während des Soupers erfaßt hatte? Dies Vorgefühl einer Gefahr. Welcher Gefahr? Einer Gefahr, die ihr von seiten des Grafen drohen könnte? Es war zu lächerlich. War er nicht die Artigkeit selbst gewesen? Hatte er sie nicht geradezu ausgezeichnet! Hatte sein Benehmen ihr gegenüber auch nur einen Moment den Kavalier vermissen lassen, hatte es nicht auch durchaus seiner Stellung zum Stift entsprochen? Und war's nicht auch erklärlich, daß Graf Gruhnau sich ein wenig über das gewöhnliche Maß hinaus, das er wohl auch anderen Novizen entgegengebracht haben mochte, für ihr Geschick interessierte! Man hatte ihm sicher genug über den Wechsel in ihren äußeren Verhältnissen berichtet, ganz abgesehen davon, daß ja auch ihre persönlichen Papiere durch seine Hände als die des Schirmvogtes gegangen sein mußten.

Für eine Närrin mußte er sie halten, für eine hochmütige Kreatur. Gerade er — gerade er, dem alle Welt Verehrung zollte und der schon wegen des schweren Unglücks, das ihn betroffen hatte, doppelte Rücksicht fordern konnte —

Als Tante Marie am Morgen in Ulrikes Zimmer trat, schüttelte sie wieder einmal den Kopf. — Heut lag auf Ulrikes Zügen nicht der Zug fast ironischer Gleichgültigkeit, der die Stiftsdame in den letzten Tagen so verdrossen hatte. Das schöne, junge Gesicht trug die Spuren einer tiefen Erregung — aber keiner freudigen, sondern einer bitter schmerzlichen. Tante Maries weiches Herz war sofort von innigem Mitgefühl beseelt.

Dabei war Ulrike ganz gefaßt — gewaltsam gefaßt. In den langen, schlaflosen Nachtstunden hatte sie sich durchgerungen: ihr Temperament sollte nicht mehr mit ihr durchgehen; nie mehr wollte sie nach Stimmung und Laune handeln, niemals nach einer Augenblicksempfindung; immer in schönem Gleichmaß. —

Und wenn jetzt Tante Marie zärtlich den Arm um sie legte und mitleidsvoll sagte: „Kind, liebes Kind — wie elend



siehst du aus!“ so wehrte sie sanft ab: „Ich habe schlecht geschlafen, das ist alles. Ich fühle mich ganz wohl!“

Prüfend sah die alte Dame ihr in die Augen. Aber da zwang Ulrike schon ein leises Lächeln auf ihr Gesicht und schüttelte den Kopf: „— wirklich ganz wohl!“

Sie stand bereits in dem wallenden weißen Novizenkleide, und neben ihr auf dem Tisch lag der Kranz aus blätterlosen, roten Rosen, der für die Aufschwörung Vorschrift war.

„Da sind die Rosen, Tantchen. Wenn du so gut sein wolltest —“

Das hatte Tante Marie sich ausbedungen: Diesen Rosenkranz hatte sie besorgt, und sie selber wollte ihn auf Ulrikes Haupt befestigen. Nun aber war sie mit der Frisur nicht recht zufrieden: „Die Mining ist ein Kamel,“ erklärte sie resolut. „Wie hat die dir dein Haar angekleckst — greulich, Ulli. Wir haben noch Zeit, darf ich nicht mein Heil versuchen?“ Dabei war sie schon in das Schlafzimmer getrippelt und kam mit dem Frisiermantel zurück, machte einen drolligen Knicks: „Wollen die Gnädigste die Güte haben —“

Und dann, als Ulrike vor dem großen Wandspiegel saß und Tante Marie die schweren Flechten gelöst hatte, die wie goldige Wellen bis zum Boden niederfluteten, und als sie die mit ihren kleinen geschickten Händen wieder zusammenraffte, da konnte sie's doch nicht lassen: sie summte vor sich hin: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

Ganz leise summte sie's, schon weil sie die Haarnadeln zwischen den Lippen hielt. Aber so leise war's doch nicht, daß Ulrike es nicht gehört hätte. Sie zuckte trotz aller Selbstbeherrschung, die sie sich gelobt, zusammen, und Tantchen erschrak und verstummte.

Verstummte freilich nur, um gleich ein lebhaftes Plaudertönchen zu beginnen: „Heut früh, weißt du, mußte ich beim Tee der Äbtissin assistieren. Von halb neun bis halb elf — Pünktlichkeit kennen die lieben Leutchens nicht, und die vom männlichen Geschlecht am wenigsten; die denken erst recht,

im Stift können wir mal ordentlich ausschlafen. Na aber, und das ist die Hauptsache: du hast den Vogel abgeschossen! Deine beiden Aufschwörer nun gar, Eberberg wie Gastrow, waren einfach futsch —"

„Ach, Tante Marie —"

„Nun erlaube mal wenigstens, das ich ein bissel stolz auf dich bin. Eberberg legte sich so ins Zeug, daß die alte Plärrliese, seine Frau, ganz glubsche Augen machte. Und Gastrow sprach von einer junonischen Figur, was ihm einen kleinen Seitenblick von der Äbtissin eintrug, als ob sie junonische Formen für etwas, gelinde gesagt, nicht ganz moralisches hielte. Ganz zuletzt kam der Schirmvogt —

„Ich ziepte doch nicht, Ulli? Ja also, Graf Gruhnau kam ganz zuletzt. Er hatte natürlich schon auf seinem Zimmer gefrühstückt, wollte aber auch für sein Teil wohl ein wenig die Honneurs unseres Hauses mitmachen. Nun — und er hörte natürlich auch dein Loblied singen —

„Aber Ulli, halte doch den Kopf still. Du möchtest natürlich wissen, was er dazu sagte. Nein? Na — na! Ich kann aber nicht dienen. Er sagte nämlich gar nichts. Aber nachher, als die anderen gingen, setzte er sich noch einen Augenblick zu mir, und da haben wir dies und das geplaudert. Von dir keinen Ton. Er erzählte mir nur von seiner kleinen Schwester, einem Spätling — ist jetzt grad sechzehn Jahre alt und scheint sein ganzer Verzug — kann ja also nett werden. Ja — und dann fragte er mich nach deinem lieben Vater und nach den unglücklichen Ganderschen Werken. Er hatte die Glocken nur eben läuten hören —

„Du bist aber wirklich ungeduldig, Ulli — ich bin ja schon fertig. — Und da sagte er schließlich nur noch — aber ich weiß eigentlich nicht, ob ich es dir wiedererzählen darf: ‚Schade, Fräulein von Westernfeld hätte für eine Hofcharge gepaßt.' Merkwürdigerweise hatte das Gastrow vorher auch gesagt. Und da meinte ich, dazu sei es ja am Ende noch nicht zu spät. Aber er schüttelte den Kopf. So — und nun der Kranz —"

Sie legte ihn sorgsam zwischen die blonden Flechten,

und bei jeder Nadel, mit der sie die Rosen befestigte, murmelte sie ein kleines Segenswünschlein. Bis er festsaß: da hob sie sich auf den Fußspitzen und beugte ihr altes Gesicht auf die roten Rosen und drückte mütterlich zärtlich einen Kuß hinein — „Meine liebe, liebe Ulli —“

In der Abtei sammelte sich der Zug.

Dann kam der älteste Diener und meldete der Äbtissin, daß der Konvent in der Kapelle versammelt sei. Graf Gruhnau reichte der Äbtissin den Arm — sie schritten langsam voran. Ihnen folgte der Stiftsrentmeister mit dem entfalteten Stammbaum der Westernfelds; wie eine wuchtige Standarte trug er ihn vor sich her.

„Jetzt wir dreie, Fräulein Novize,“ sagte Eberberg. „Zittern Sie nicht, es geht alles mit ganz natürlichen Dingen zu. Aber die beiden Patschhände müssen Sie uns schon geben; die rechte mir und die linke dem Gastrow. Immer hübsch nach der Vorschrift, wie sie anno 1717 zuletzt festgestellt wurde. Erstaunlich, daß sich solch Mottenkram noch hält, mit Respekt zu vermelden. So — und nun, Gastrow, Ihr würdigstes Gesicht — geben Sie sich Mühe — avanti — vorwärts marsch —“

‚Mottenkram — wie recht hat er‘, dachte Ulrike, während sie durch den breiten, halbdunklen Kreuzgang zwischen beiden Herren einherschritt, vor sich den großen Stammbaum, der im leichten Luftzug unaufhörlich hin und her pendelte.

„Der Rentmeister mit der Moritat!“ flüsterte Eberberg mit unterdrücktem Lachen. „Zu komisch für 'nen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, und wenn dieses Menschenkind zehnmal so konservativ bis auf die Knochen ist, wie ich's bin. Aber jetzt Sammlung — Kollekte hätt' ich beinah gesagt.“

Dann kam dennoch eine feierliche Stimmung über Ulrike.

Die kleine Kapelle, die noch aus der Klosterzeit stammte, war ganz mit frischem Grün geschmückt. Im Schiff stand Kopf an Kopf, nur der breite Mittelgang war frei. Rechts vom Altar saßen der Schirmvogt, die Äbtissin und die Stiftsdamen nach ihrer Anciennität; ganz am Ende, neben Josepha

war noch ein Stuhl frei, als harre er der heut neu Eintretenden.

Links vom Altar nahm der Rentmeister Platz, so daß der aufgerollte Stammbaum der ganzen Versammlung sichtbar war. Neben ihm die beiden Aufschwörer.

Und Ulrike stand ganz allein dem Altar gegenüber.

Orgelklang — Gesang —

Der Schirmvogt tritt vor und fordert die Aufschwörer auf, ihres Amtes zu walten. Er spricht den Schwur, der die Rechtmäßigkeit des Stammbaums bekräftigt, laut vor, und die Aufschwörer wiederholen ihn, Satz um Satz, die Rechte zum Schwur erhoben, die Linke auf dem Stammbaum.

Langsam verhallen die letzten Worte in der hohen Wölbung.

Und nun erhebt sich die Frau Äbtissin. Der älteste Stiftsdiener reicht ihr auf seidenem Kissen die Insignien. Sie nimmt zuerst Band und Orden und heftet beide der Novize an. Dann entfaltet sie den großen, bis zum Fußboden reichenden, schwarzen Schleier und legt ihn langsam um die roten Rosen, um das Gesicht, um das weiße Festgewand.

Hocherhobenen Hauptes hatte Ulrike bis zu diesem Augenblick gestanden. Aber als nun der Schleier ihr die Augen fast verhüllte und sie sein Wehen um sich fühlte, da überrieselte sie ein eigenes, wehes Gefühl. Es war ganz anders, denn am Morgen, da Tante Marie ihr leises „Wir winden dir den Jungfernkranz —“ gesummt hatte, und es war doch ähnlich. Es war, als ob ihr plötzlich das Herz zusammengeschnürt würde. Das Blut jagte noch einmal durch die Adern, dann stockte es jach.

‚— das ist der Abschied von deinem bisherigen Leben —‘

Sie hörte noch die leisen Worte der Äbtissin: „So bist du denn aufgenommen, Ulrike von Westernfeld, mit Kreuz und Schleier —“, aber sie verstand sie nicht. Sie fühlte einen Kuß auf ihrer Stirn und den Druck einer Hand, aber sie beugte sich nur ganz mechanisch, um diese Hand zu küssen.

Es war ja nichts als eine schnell vorübergehende Anwandlung von Schwäche. Aber eine Flut von Gedanken durchjagte sie doch in derselben flüchtigen Sekunde: ‚Dein Vater — mein Gott — wenn dein guter Vater dich hier sehen könnte — wie anders hat er, wie anders hast du selbst dir den Augenblick gedacht, in dem du mit Kranz und Schleier vor dem Altar stehen würdest —‘

Dann faßte sie sich wieder.

Sie schlug den Schleier leicht zurück, das schöne, ernste Antlitz enthüllend. Sie machte, wie es die Vorschrift heischte, ihre drei tiefe Verbeugungen, die erste gegen die Äbtissin und den Schirmvogt, die zweite gegen die Reihe der Stiftsdamen, die dritte gegen die Versammlung der Gäste.

Ein leises Raunen und Rauschen ging durch die Kapelle.

Dann schritt Ulrike, wieder wie es die Vorschrift heischte, die Reihe der Stiftsdamen entlang. Vor einer jeden blieb sie stehen und tauschte den schwesterlichen Händedruck, bis sie zu dem letzten Stuhl gelangte, der nun der ihre war. Da stand schon harrend die weißgekleidete Zofe und reichte ihr, nach des Stiftes Regel, das Gesangbuch —

Und noch einmal intonierte die Orgel auf der Empore, und der Gesang der Gemeinde stieg zur hohen Wölbung empor —

Als die letzten Töne verklungen waren, umdrängten die Gäste glückwünschend das neue Stiftsfräulein.

Der erste aber, der zu ihr herantrat, war der Schirmvogt, Graf Gruhnau.

Sein feines, ernstes Gesicht war noch bleicher als sonst. Aber in seinen klugen, großen Augen lag wieder das milde, warmherzige Lächeln, das sie schon gestern abend ein paarmal darin gesehen hatte; ein Lächeln, das den ganzen Ausdruck der Züge seltsam durchgeistigte.

Er beugte sich über ihre Hand. „Meinen Glückwunsch, gnädiges Fräulein!“ sprach er. „Möge diese Stunde Ihnen, wie immer Ihr Geschick sich gestalte, eine teure Erinnerung bleiben, und möge unser altes, gutes Stift seine Fittiche treu über sie breiten. An mich, bitte ich, gedenken Sie

stets als des Schirmvogts dieses Hauses. Und wenn Sie einst meiner bedürfen sollten, dann erinnern Sie sich daran, daß ich von heute ab an Ihres verewigten Herrn Vaters Stelle durch Gottes Ratschluß berufen bin."

Viertes Kapitel.

Die ausgezeichnete Hilgerten war nun schon siebenunddreißig Jahre im Stift, und niemand konnte ihr etwas Schlimmes nachsagen — im Gegenteil! Aber sie hatte doch einen großen Fehler —

Und Fräulein Josepha von Hanketien trug nun auch schon geraume Jahre das Stiftskreuz in Ehren, und Schlimmes konnte ihr erst recht niemand nachsagen, höchstens, daß Tante Marie sich manchmal über die Kunst, alt zu werden, etwas maliziös mit ihr unterhielt oder sie damit neckte, daß sie gar zu viel Sendungen von Felix & Sarotti — dem Schokoladenkönig — erhielt. Einen großen Fehler aber hatte sie doch, und merkwürdigerweise war es, so verschieden sie und die Hilgerten sonst waren, ganz genau der gleiche.

Und nun war zu allem Unglück seit einiger Zeit ein Kobold ins Stift gekommen, der diesen gemeinsamen Fehler von Fräulein Josepha von Hanketien, Stiftsdame auf Herzfelde, und Fräulein Karoline Hilgert, Wirtschaftsfräulein zu Herzfelde, mit dem grausamen Scharfblick aller Kobolde erspäht hatte und ihn weidlich ausnutzte.

Besagter Kobold aber war Komteß Kara Gruhnau, die jüngste Schwester des Schirmvogts.

Graf Gruhnau war im Frühjahr nach Ulrikes Aufschwörung von den Ärzten nach dem Süden geschickt worden und hatte Kara nicht mitgenommen. Zur Strafe nämlich, weil sie hintereinander, in vier Monaten, drei Erzieherinnen

aus dem Hause geärgert hatte. So mußte sie mit der vierten allein auf Schloß Elz zurückbleiben. Unter heißen Tränen und der bündigen Versicherung, daß die vierte es auch nicht einen Monat mit ihr aushalten würde, hatte sie von dem „grausamen“ Bruder Abschied genommen. Ein Monat wurde es nicht, sondern drei Wochen genügten. Da drahtete Fräulein Windebald an den Grafen, es täte ihr sehr leid, aber sie müsse um ihre sofortige Entlassung bitten, denn mit Komteß sei nicht auszukommen. Es folgte ein mehrfacher Telegrammwechsel zwischen Gruhnau und der Erzieherin einerseits und Gruhnau und der Schwester andererseits, der damit einen vorläufigen angenehmen Abschluß fand, daß Kara depeschierte: „Entweder Fräulein Windebald geht, oder ich vergifte sie oder mich mit Rattengift. Sie ist die Schrecklichste von allen, die ich schon absolvierte.“ Darauf kam ein Telegramm an Kara: „Schäme dich. Weiteres folgt“ und ein zweites an Fräulein Windebald mit der Anweisung für die Rentei auf Auszahlung des halbjährigen Gehalts.

Gleichzeitig hatte der Graf aber an die Äbtissin geschrieben, ihr den Sachverhalt mitgeteilt und sie gebeten, das „ungezogene Kind“ gütigst bis zu seiner Rückkehr unter ihre Obhut zu nehmen.

Frau Äbtissin hatte Musterung unter ihren Damen gehalten und Fräulein Ellinor von Hanketien mit der angenehmen Aufgabe betraut, Kara aus Elz abzuholen. Wie Tante Marie behauptete, weil Ellinor ‚die Handfesteste‘ wäre — ‚102,5 Kilo netto‘.

In Erwartung der kommenden Dinge hatte Frau Äbtissin dann die Damen vereinigt und ihnen den Brief des Schirmvogts vorgelesen:

„‚Ich bin mir voll bewußt, gnädigste Cousine,‘ schrieb er unter anderem, ‚welche Last ich Ihnen aufbürde, und ich tue es schwerbedrückten Herzens. Sie wissen aber, wie lieb ich Kara habe, und Sie werden wohl mit mir fühlen, daß ich sie nun höchst ungern, nach allem, was geschehen, fremden Händen noch einmal anvertrauen möchte. Ich muß mir auch viel Schuld an all den unleidlichen Vorgängen zu-

messen. Ich bin nicht gleichmäßig streng gegen das Kind gewesen, ich habe es gewiß viel zu sehr verwöhnt. Aber Kara ist gegen mich selbst, in meinen besseren und erst recht in meinen Leidenstagen, von einer solch bezaubernden Liebenswürdigkeit und Fügsamkeit, daß ich ihr nie dauernd gram sein konnte. Wäre es mir möglich, sofort heimzukehren, ich würde nicht einen Augenblick zögern; der Arzt verbietet mir jedoch meine Kur in der Grotta Giusti zu unterbrechen, und ich empfinde auch selber die erstaunlichen Wirkungen dieser seltsamen Thermen. Man hofft ja immer aufs neue. Ihnen, gnädigste Frau, vertraue ich also meinen unartigen Liebling an. Ich gebe Ihnen selbstverständlich plein pouvoir — für jede Kopfwäsche. Seien Sie meiner tiefsten Dankbarkeit versichert —'

„Und so weiter," schloß die Äbtissin die Vorlesung und konnte bei all ihrer Haltung einen leisen Seufzer nicht ganz unterdrücken. „Enfin, meine Damen, es hilft nichts. Sie werden mir zugeben, daß wir unserm verehrten Schirmvogt, der uns schon über so manche Schwierigkeit hinforthalf, seine Bitte nicht abschlagen dürfen, so peinlich dieser — dieser Besuch uns wohl allen werden wird. Ich bitte Sie nur, dem kleinen Wildfang mit rechtem Ernst entgegenzutreten."

Die Herrschaften saßen gerade an der Abendtafel, als die Ankunft der Ambassadrice und ihres Schützlings gemeldet wurde. Die Äbtissin ging zum Empfang hinaus, kam aber bald zurück und nahm schweigend, mit stark gerötetem Kopf wieder Platz. Der Diener schob rechts und links neben ihr je ein Kuvert ein.

Die Spannung wuchs.

Wenige Minuten darauf traten die Erwarteten ein.

Fräulein Ellinor sah aus wie eine Löwenbändigerin. Sie prustete und pustete, so war sie außer Atem. Mit der starken Rechten führte sie oder schob sie — ganz ohne Gewalt schien es wirklich nicht abzugehen — die Komteß herein.

„Bitte, hierher, Kara —" sagte die Äbtissin scharf. „Meine Damen, gestatten Sie: Komteß Kara Gruhnau."

Ein zierliches Figürchen war's, gertenschlank, mit noch etwas eckigen Formen. Das Gesicht schmal, das Näschen ein wenig spitz; dunkle Augen und ein Wuschelkopf roter Haare — aber von jenem Rot, das dem roten Golde gleicht. Wuschelig war alles an der kleinen Person, auf deren Wangen das Blut in jähem Wechsel kam und ging. Die Haare waren wuschelig, und die Bluse saß wuschelig, und die Seidenkrawatte lag wuschelig um den etwas zerknitterten Kragen.

Ein rechtes Kindergesicht noch. Aber ein Kindergesicht, in dem ein komischer Trotz lag. ‚Nehmt euch nur in acht —' schien das Gesicht zu sagen. ‚Ich beiße!'

Hübsch war nur der rote, kleine Mund. Wirklich schön aber waren die Augen mit dem fast schwarzen Stern in der bläulich schimmernden Iris.

Übrigens war das Komtesserl doch zu gut erzogen, um nicht einen leidlich artigen Knicks zu machen; richtiger: ein Mittelding zwischen Backfischknicks und Verbeugung. Dann setzte sie sich und nahm sogar einen kleinen Anlauf, auf die Nötigung der Äbtissin hin etwas zu essen. Aber man sah's ihr an, sie würgte nur mühsam die saure Milch herunter. Es wollte nicht gehen. Die innere Erregung war zu groß.

Ulrike betrachtete die Schwester des Grafen Gruhnau, soweit sich das unauffällig tun ließ, mit gespanntem Interesse. Sie suchte in dem Backfischgesicht nach einer Ähnlichkeit mit ihm. Aber es wollte ihr scheinen, daß auch nicht ein Zug das enge verwandtschaftliche Verhältnis zwischen beiden verriet. Gerade das so überaus Sympathische in des Grafen Gesicht fehlte ganz, trat wenigstens gar nicht hervor. Oder waren diese Züge hier noch zu unentwickelt, noch nicht ausgereift genug, um, über den bloßen Kindestrotz hinaus, feinere Seelenstimmungen zu verraten?

„Ein rechter Bock!" klang Josephas feines Stimmchen flüsternd neben Ulrike. „Die arme Elli wird ihre Not gehabt haben. Und dies rote Haar! Ich kann Menschen mit rotem Haar nicht leiden."

„Dies Rot ist aber einmal ausnahmsweise sehr schön," warf Tante Marie ein.

Ulrike mußte ihr beistimmen. Wenn sie vorhin nur den Mund hübsch und die Augen schön gefunden hatte, jetzt gab sie diesem Haar mindestens das gleiche Attribut. Jetzt, wo ein paar Abendsonnenstrahlen darüber hinhuschten, flimmerte es wirklich wie Gold. Es erinnerte sie an das berühmte Haar der Venezianerinnen, wie es Tizian gemalt hatte; aber es war noch intensiver, noch leuchtender.

Und als sie nun noch einmal zu der kleinen Komteß hinübersah, ihr grad in die Augen, da glaubte sie in denen doch noch etwas anderes zu erkennen, als nur Trotz. Es war da etwas Hilfloses und Hilfesuchendes; ganz auf dem Untergrund freilich, nur flüchtig und scheu aufblitzend, aber unverkennbar. ‚Ihr kennt mich ja alle nicht! Ihr braucht mich auch gar nicht zu kennen — ich mach' mir gar nichts aus euch und eurem Urteil,' sagten diese Augen. ‚Der einzige, der mich kennt, der ist fern —'

Aber auch dieser weichere Ausdruck erlosch gleich wieder. Suchende Neugier trat an seine Stelle. Der Blick der Augen ging im Kreise herum. Bis er dann auf Ulrike haften blieb. Da stutzte die Kleine, wurde rot, und dann beugte sie sich über ihren Teller und hastete nun plötzlich krampfhaft mit ihrem Löffel.

Nach Tisch wurde Kara sogleich ins Bett geschickt. Die Äbtissin selbst begleitete sie. Ulrike hatte nur flüchtig die kleine, schmale Hand drücken können.

Dann aber erfolgte ein gemeinsamer Ansturm auf Ellinor von Hanketien. „Erzähle — erzähle —"

„Kinder, laßt mich! — Ich bin todmüde, gerädert. Solch ein Göhr! Ich danke für derartige Missionen.

„Na also — ich komme in Elz an. Übrigens ein Fürstensitz. Komteß Kara? Ja — hat sich was. Nicht zu finden. Endlich am Abend bringt sie ein alter Oberförster, zu dem sie geflüchtet war — ganz allein, auf ihrem Pony. Ich will vernünftig mit ihr sprechen. Kein Ton — aber auch nicht das kleinste Tönchen! ‚Komteß Kara', sag'

ich, ‚schämen Sie sich nicht? Denken Sie denn gar nicht an Ihren Herrn Bruder?‘ Drauf eine Tränenflut, ohne Ende wie ein Wildbach, aber kein Wort. Ich lasse sie zu Bett bringen — notabene, viel, glaub' ich, fehlte nicht, dann hätten des Grafen Leute mit dem Trotzkopf Partei gegen mich genommen. Na, mit denen hab ich dann aber ein deutliches Wort gesprochen. Ich armes Wesen sitz' die Nacht am Bett des Kindes — zu allem noch mit der Angst, es könnte krank werden. Gefiebert hat's sogar, glaub' ich. Gegen Morgen schlief's aber doch ein. Ich leg' mich auch ein bißchen, drusele — wie ich aufwach', ist meine Kara fix und fertig angezogen und will grad zum Zimmer hinaus. ‚Guten Morgen, Komteßchen! Wohin so eilig?‘ Kein Wort — nicht einen Gruß, nicht eine Silbe. Da hab' ich sie mir denn vorgebunden und mütterlich ernst mit ihr gesprochen. Geantwortet hat sie mir nicht, aber als ich sagte: ‚Wir fahren um achte —‘, da hat sie zwei-, dreimal genickt. Nun dacht' ich, hätt' ich gewonnenes Spiel. Aber wie wir in den Wagen einsteigen wollten, ganz im letzten Moment, rennt sie plötzlich wieder fort. Ich ihr nach — muß ein schönes Schauspiel gewesen sein, und die Schwefelbande von Domestiken lachte mich aus. Wie solche Halunken lachen — so ganz hinterlistig, verstohlen. Durch den Park ging die Jagd und durch den Wirtschaftshof. Sie hat natürlich schnellere Beine wie ich, aber schließlich fand ich sie doch. Und wo? Bei ihrem Pony. Den hatte sie um den Hals gefaßt und weinte — ihren roten Kopf in seiner schwarzen Mähne, wie ein Schloßköter.

„Kinnings — ich kann mir nicht helfen — viel fehlte nicht, und ich hätte mitgeheult. Ne — für solche Exekutionen dank' ich ein andermal. Aber das half ja nun nichts. Ich pellte sie mir also vom Pony los — leicht war's nicht, denn die Ärmchen haben Muskeln wie von Stahl — ja, und dann hab' ich den Pony geklopft und bewundert und sie dabei so dusemang aus dem Stall herausgeführt.

„Und dann ist sie ohne weiteres mitgefahren. Bis nach Sternberg ging alles ganz gut. Aber da hat der Zug zehn

Minuten Aufenthalt; ich will uns nur eine Tasse Kaffee geben lassen, denn mir war ganz flau und ihr, dacht' ich, auch. Ich dreh' mich also nur um, winke dem Kellner — schwapp, ist sie wieder weg. Grad noch ihr Fähnchen seh' ich in der Tunnelluke, die zu den andern Geleisen führt. Also noch einmal Parforcejagd. Na — diesmal war mir aber nicht zum Mitheulen, diesmal war ich ernstlich böse. Wie ich dann sie wiederkriegte, da hab' ich sie fest untern Arm genommen, und nun schwiegen wir beide. Bis hierher — ich hab noch keinen Ton von ihr gehört außer dem ewigen Schluchzen, das immer stoßweiße kam, als ob der Bock sie stieße —"

„Armer Wurm," sagte Tante Marie nachher, als sie mit Ulrike die Treppe hinaufstieg.

Und Ulrike nickte schweigend.

Seit der Ankunft von Komteß Kara im Stift waren acht Tage verflossen. Drei Tage war die kleine Komteß noch stumm geblieben, höchstens, daß sie ein „Nein" hören ließ. Sie lag zu Bett und weigerte sich, aufzustehen. Ulrike hatte die Äbtissin gebeten, einmal unter vier Augen mit dem Kinde sprechen zu dürfen. Doch Frau Äbtissin hatte ihre eigenen Erziehungsmaximen, sie wollte den Trotz brechen. „Wenn sie sich sehr zu langweilen anfängt, wird sie schon von selber reden."

Am dritten Tage aber bat die Äbtissin, Ulrike möchte doch zu Kara gehen und ihr Heil versuchen. „Schließlich — Sie sind die Jüngste — vielleicht haben Sie mehr Glück, als wir Alten —"

Als Ulrike in das Zimmer der Kleinen trat, erschrak sie. Das Gesichtchen in den weißen Kissen sah wirklich sehr elend aus. Vielleicht war's nicht so arg, wie es schien. Vielleicht war's nur der häßliche verweinte Ausdruck, der die kindlichen Züge so entstellte. Jedenfalls aber hatte Kara den Anschein einer Kranken.

Sie richtete sich ein wenig auf, starrte Ulrike mit ihren geröteten Augen an — verwundert, erstaunt — um den kleinen Mund zuckte es, fast als ob er sprechen wollte;

aber dann warf sie sich wieder in die Kissen zurück und drehte das Gesicht nach der Wand.

„Darf ich mich auf ein paar Minuten zu Ihnen setzen, Komteß Kara?"

Die feinen Achseln zogen sich hoch. Es konnte heißen: ‚Meinetwegen', es konnte auch heißen: ‚Ich kann's nicht hindern —'

Ulrike setzte sich auf den Bettrand.

„Ich mußte doch endlich einmal nach Ihnen sehen," begann sie möglichst unbefangen. „Aber Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, wer ich bin. Die Vorstellung neulich war ja so flüchtig. Ich heiße —"

Mit einem Male drehte das Komtesserl sich um, stützte sich auf den Ellenbogen, sah Ulrike groß an und sagte sehr energisch: „Aber ich weiß doch, wer Sie sind. Nämlich Ulrike von Westernfeld."

„Also doch! Aber woher denn?"

„Na, das ist doch sehr einfach. Karl — Konstantin hat mir doch von Ihnen erzählt, daß Sie jung und schön seien — da mußt' ich Sie doch gleich herauskennen."

Das Blut stieg Ulrike ins Gesicht. Es war ja so natürlich, daß Graf Gruhnau nach der Aufschwörung dem Schwesterchen, das ihn gewiß mit tausend neugierigen Fragen gequält hatte, von ihr erzählt hatte; und daß er sie jung und schön genannt hatte — mein Himmel, was bedeutete das! Aber es erregte sie, das hier, jetzt, aus diesem jungen Munde zu hören, der das so unglaublich naiv vorbrachte.

Und da sagte die Kleine, recht aus tiefsten Herzen: „Ach Sie Ärmste —"

Nun unterdrückte Ulrike doch mit Mühe ein Lachen. Sie lächelte nur: „Danke, Komteß. Aber warum bedauern Sie mich denn eigentlich?"

Kara machte ganz große Augen: „So jung und so schön — und in diesem gräßlichen Stift — brrr — ich kann's gar nicht sagen, wie leid Sie mir tun. Ich wär' längst ausgekniffen, oder ich wär' ins Wasser gegangen, oder — na, lebend wär' ich hier nicht geblieben." Und

sie faßte plötzlich nach Ulrikes Hand und drückte sie, schüttelte sie und wiederholte: „Sie Ärmste — Sie Ärmste —“

„Aber Komteß, ich versichere Ihnen —“

„Versichern Sie mir bloß nichts!“ fiel ihr Kara hastig ins Wort. „Ich glaube Ihnen das doch nicht. Sie Ärmste —“

Jetzt mußte das Stiftsfräulein lachen. Laut und herzlich. „Wenn sie wüßten, Komteß, wie wohl mir die Ruhe und der Frieden hier getan hat —“

Da legte das Gesichtchen sich in feierliche Falten, die ihm einen ganz eigen drolligen Ausdruck gaben. Und sehr wichtig und sehr leise kam es heraus: „Ja — Sie haben gewiß sehr, sehr viel erlebt —“

„Auch das, liebe Komteß. Aber wer weiß: vielleicht lernen Sie unser gutes Herzfelde auch noch schätzen und lieb haben — vielleicht urteilen Sie in wenigen Wochen ganz anders —“

„Nie! Nie! Nie!“

„— und wenn dann Ihr Herr Bruder heimkehrt und Sie von hier abholt, dann werden Sie sagen, es war doch hübsch in Herzfelde —“

Die Kleine zog die Knie unter der Bettdecke ganz hoch, schlang die Arme darum und sah ein Weilchen stumm, mit gesenktem Köpfchen, vor sich hin.

„Versuchen Sie's doch wenigstens, das Stift und uns kennen zu lernen. Ich an Ihrer Stelle würde das schon meinem Bruder zuliebe tun.“

Da ging es wie ein Schütteln durch den zierlichen Körper, und dann jammerte Komteß Kara: „Ach wie gut Sie das sagen. Aber ich bin ja solch ein Trotzkopf, solch ein undankbares Mädel, Sie können sich gar nicht denken, wie schlecht ich bin. Und so unglücklich, so todunglücklich. Weil ich doch nämlich nicht anders kann. Sie verstehen mich gewiß gar nicht? Oder doch? Ein klein bißchen? Sehen Sie, Fräulein Ulrike, ich habe doch nichts auf der weiten Welt wie meinen armen Bruder, und ich liebe ihn ja so über alle Maßen. Auffressen könnte ich ihn vor

lauter Liebe. Alles könnte ich für ihn tun — so gut ist er. Aber wenn die Wut über mich kommt, wenn mich jemand zwingen will — dann ist's aus. Und wenn ich tausendmal weiß, ich tu ihm weh — ich kann nicht anders. Meinen Willen muß ich haben —"

Sie schlug wieder die Augen groß zu Ulrike auf und schloß in überwältigend komischem Ernst: „Wenn Karl Konstantin nur nicht eben zu gut wäre. Wenn er mich nur mal ordentlich durchgeprügelt hätte —"

So lächerlich das herauskam, Ulrike lachte nicht. In ihrer Seele stieg wieder das warmherzige Mitgefühl empor. Sanft nahm sie das Mädchen an ihr Herz. Sie hielt ihr keine Rede, sie sprach nicht davon, daß das nicht die rechte Schwesternliebe sei. Sie ließ die Kleine nur sich an ihrer Brust ausweinen und streichelte ihr über das wirre Haar.

Und dann fing auch Ulrike ganz leise an zu erzählen: von sich und daß ihr kein Bruder geschenkt sei und niemand auf der Erde, der sie lieb habe und den sie so recht lieb haben könne; bis sie dann hierhergekommen wäre. Hier aber habe sie eine alte Tante gefunden, an die sich ihr Herz geklammert hätte — und es seien auch unter den anderen Stiftsdamen so viele liebe, gütige, alte Damen — und —

— und dann war eigentlich ihre Weisheit zu Ende. Denn lügen mochte sie nicht diesem Kinde gegenüber. Aber sie küßte Komteß Kara dafür zärtlich in das goldige Haar und dann auf die Stirn, und dann umschlangen sie plötzlich zwei Arme, und das Komtesserl suchte ihren Mund.

So war die Freundschaft geschlossen und besiegelt; zum allgemeinen Erstaunen erschien Kara, am Arme Ulrikes, bei der Mittagstafel. Sie benahm sich sehr ernst und gesetzt; und das hielt mit Abstufungen gerade drei Tage an. Dann tollte sie durch das Haus, stellte das ganze Stift auf den Kopf, war der Allerwelts-, besonders aber der ausgezeichneten Hilgerten Liebling und nötigte bisweilen sogar Frau Äbtissin ein gnädiges Lächeln ab. „Ulrike, Sie haben wirklich ein Wunderwerk vollbracht —"

Ulrike selber, so lieb sie das kleine Persönchen gewonnen hatte, traute dem Frieden freilich nicht.

Da geschah das Schreckliche, das das Stift in zitternde Erregung versetzte —

Gegen Mittag kam der Landrat von Eberberg auf seinem Selbstkutschierer angefahren und brachte die überraschende Kunde, daß das Stift Einquartierung erhalte. Er platzte gerade in das Mittagessen hinein, bat in seiner burschikosen Art um einen Teller Suppe, da er noch weiter müsse, und trug die Unheilskunde zur allgemeinen Kenntnis vor: „Ja also, gnädigste Äbtissin, Hochwürdigste und Höchstverehrte, ich kann's nicht ändern. Ich bin weiß und unschuldig wie ein neugeborenes Lamm. Sie bekommen Einquartierung —"

Er weidete sich förmlich an dem Schauspiel, an dem mühsam beherrschten Schrecken im Antlitz der Äbtissin, an dem Erstaunen der übrigen Damen, bis herab zu den lustig aufblickenden Äuglein der kleinen Kara. Und dann sah er erwartungsvoll zu Ulrike hinüber. ‚Warte nur, schönes Eisfräulein —‘ dachte er. ‚Gerade darauf bin ich ja besonders neugierig, was du jetzt gleich für ein Gesicht machen wirst —‘

„Aber, lieber Herr von Eberberg, Einquartierung — jetzt?" fragte die Äbtissin. „Es ist doch nicht Manöverzeit."

„Sehr richtig, Frau Äbtissin! Im Manöver würde es sich auch nur um wenige Tage handeln. Ich komme aber gerade selbst, weil ich Ihnen eine Einquartierung — allerdings nur einen Offizier und einen oder zwei Mann — auf etwa drei Wochen ansagen muß."

„— das ist in der Tat — etwas lange Zeit —"

„Ja — zugegeben. Und wenn Sie es durchaus ablehnen, müßte der junge Herr eben im Dorf oder vielleicht beim Rentmeister untergebracht werden."

Dagegen sträubte sich nun doch die Gastlichkeit des Stifts.

„Es ist nämlich ein Topograph. Der hohe Generalstab läßt ein neues Meßtischblatt unserer reizvollen Gegend aufnehmen, und diese Arbeit ist dem Leutnant Freiherrn

von Westernfeld vom zweiten württembergischen Ulanen-regiment, kommandiert zum Generalstab, zugewiesen worden — übrigens wohl sogar Ihr Vetter, gnädigstes Fräulein —“

Er hatte sich getäuscht. In Ulrikes Junoantlitz änderte sich kein Zug; höchstens daß sie noch ein wenig gelassener aussah als sonst.

„Jedenfalls nur ein sehr weitläufiger,“ sagte sie ruhig. „Wir haben zur süddeutschen Linie nie nähere Beziehungen gepflegt — wenn sie jetzt auch das Majorat übernommen hat.“

„So? Übrigens ein charmanter, liebenswürdiger, junger Herr. Er aß gestern bei uns, und meine Frau war ganz bezaubert. Er bat mich ausdrücklich, Frau Äbtissin möchten keine Umstände seinetwegen machen; er ist ja während des ganzen Tages draußen an seinem Meßtisch — muß eine verzweifelt öde Arbeit für 'n Kavalleristen sein. Na, wo 'n Offizier hingestellt wird, tut er eben seine verfl— pardon, meine Damen — seine Pflicht und Schuldigkeit. Also alles in Ordnung, Hochwürdigste? Ihr Gast wird, schätz' ich, heute abend nicht vor Mitternacht einrücken können. Er hat bis zum Anbruch der Dunkelheit in Gorren zu tun, und wenn ich dann noch zwei Stunden auf das Einpacken und Füttern und drei Stunden auf den Ritt rechne — ja, Mitternacht wird schon 'rankommen. Und nun will ich nicht länger stören —“

* * *

Ulrike hatte sich doch stark beherrschen müssen, als der Landrat den Namen des Offiziers nannte. Die Aussicht, mit einem Mitglied der süddeutschen Linie der Westernfelds in persönliche Berührung zu kommen, hatte nichts Erschreckendes für sie, aber ein wenig fatal war sie ihr dennoch. Es konnte sich nur um den zweiten Sohn des jetzigen Majorats-herrn handeln, um Ulrich, und nicht nur die Beziehungen der beiden Väter waren immer stark gespannt gewesen, sie

selbst hatte auch die schwachen, rein formellen Annäherungsversuche des Freiherrn Bernhard recht schroff zurückgewiesen.

Aber schließlich, was hatte das alles auf sich! Man begegnete sich eben in höflicher Weise, und wenn man voneinander schied, war alles, wie es vorher gewesen war. So viel Takt würde dieser junge Offizier wohl haben, daß er weder die Verwandtschaft zu stark betonte, noch den Streit der Väter sie empfinden ließ.

Der Nachmittag verlief ungestört. Nur die ausgezeichnete Hilgerten war in großer Aufregung, denn ihr erschien eine Einquartierung auf Wochen ungefähr gleich dem Umsturz der Welt. Und daß sie bis Mitternacht aufbleiben und den Offizier erwarten sollte, war ihr schauderhaft.

Gegen Abend machten Tante Marie, Ulrike und Kara einen Spaziergang durch den Park, und Tante Marie erzählte lachend von den Hilgertschen Nöten. „Damals, als du im Stift erwartet wurdest, war's fast die gleiche Sache. Es ist nämlich nicht nur die Unbequemlichkeit, die unsere ausgezeichnete Hilgerten schreckt, sondern sie grault sich."

„Was tut sie?" fragte Kara.

„Sie fürchtet sich. Es geht doch die Sage von der armen Nonne, die einst unten im Gang von der Abtei zur Kapelle lebendig eingemauert worden sein und dann und wann herumspuken soll, und die Hilgerten behauptet steif und fest, sie sei ihr schon einmal begegnet. Sie neigen doch hoffentlich nicht zum Gespensterglauben, Komteß Karachen?"

„Kein Bein! In Elz haben wir auch einen Hausgeist, ein rotes Männlein, das sich mit besonderer Vorliebe auf dem Kaminsims im großen Saal aufhalten soll. Da hab' ich gelauert und gelauert, aber der rote Adam — so heißt das Kerlchen in unserer Familienchronik — wollte mir nicht erscheinen."

„Ja, Kara, das ist eine Eigentümlichkeit aller Gespenster: sie zeigen sich immer nur denen, die sich vor ihnen fürchten," sagte Ulrike, und Tante Marie summte ihnen beiden lustig vor: „Auf den Rabenklippen — bleichen Knabenrippen — und der Mond verkriecht sich düster ins Gewölk — Rings

im Kringel schnattern — schwarze Ringelnattern — und der Uhu naht sich mit Gebölk —"

„Bitte, bitte, noch einen Vers. Das Lied ist ja zu schön!" bat Komteß Kara.

Tante Marie legte ihr gutes Gesicht in düstere Falten, ehe sie begann: „Mit den Tatzen kratzen — bleiche Katzenfratzen — an dem Leichenstein der Moderduft — Furchtbar, schrecklich, gräßlich — greulich, eklig, häßlich — tönt ihr Wehgewinsel durch die Luft —"

Und dann lachten alle drei.

* * *

Am Abend blieb Ulrike länger auf als gewöhnlich. Es war am Vormittag wieder ein Paket des Berliner Buchhändlers angekommen, der ihr regelmäßig Sendungen machte „im Auftrag des Herrn Grafen Gruhnau auf Schloß Elz". Seit Jahr und Tag nun schon. Die Aufmerksamkeit des Grafen fing fast an, ihr peinlich zu werden, aber es wäre ihr unzart und undankbar erschienen, sie abzulehnen. Und dann empfand sie doch auch die Wohltat dieser stets feinsinnig ausgewählten Sendungen, die für sie gleichsam die einzige Brücke aus ihrer geistigen Vereinsamung in das pulsierende Leben dort draußen — dort draußen — bedeuteten.

Die Sendungen enthielten nicht nur die neuesten und besten Romane, sondern — und zwar vorwiegend — geschichtliche und kunstgeschichtliche Werke. Diesmal hatte der Büchersendung das Allgeiersche Buch über den großen Künstler Anselm Feuerbach beigelegen, und Ulrike hatte sich derart in der fesselnden, liebevollen Lebensdarstellung des großen Malers festgelesen, daß ihr die Stunden wie im Fluge vergangen waren.

Die stillen Abend- und Nachtstunden, wie liebte sie die überhaupt! Sie hoben sie über den Alltag hinweg, in ihnen träumte sie sich aus der Enge in die Weite. Denn die große Sehnsucht war doch in ihr geblieben, wenn sie sich auch

hundertmal vorspiegelte, sie sei mit ihrem Lose zufrieden. Diese schmerzlich-süße Lebenssehnsucht ihrer jungen Seele —

Es gab in Meister Feuerbachs Sein so manche Parallele zu ihrem eigenen. Auch er blieb allezeit in der Enge, auch ihm wurden immer wieder die Flügel gekappt, die er so gern zum stolzen Flug auf die höchsten Höhen entfaltet hätte, Enttäuschung reihte sich ihm an Enttäuschung —

Ulrike schloß das Buch —

Aber er war doch ein Mann! Er hatte seine erhabene Kunst, die ihm immer wieder tröstend zur Seite stehen mußte! Er war nicht an die Scholle gefesselt, er war frei — groß und frei!

Sie hatte die Hände über dem Band geschlossen und sann und sann —

Da gellte plötzlich ein lauter Schrei durch das Schloß und dann noch einer, und gleich darauf war's wie ein schwerer Fall —

Einen Moment zögerte Ulrike.

Aber dann sprang sie auf, griff nach der Lampe und eilte hinaus.

In dem langen, dunklen Korridor herrschte tiefe Stille. Die Damen schliefen, und niemand schien den furchtbaren Aufschrei vernommen zu haben. Doch unten im Erdgeschoß regte es sich, und als Ulrike an die Treppenwange kam, hörte sie eine ängstliche Frauenstimme und sah ein Licht in der weiten hohen Halle aufleuchten.

Furcht kannte sie nicht. Aber das dumpfe Gefühl, daß ein Unglück geschehen sein müsse, lähmte sie auf ein paar Augenblicke. Dann flog sie die Treppe hinunter. In demselben Augenblick kam auch eines der Dienstmädchen mit dem Licht in der Hand, und unmittelbar darauf der Diener aus der Domestikenstube. Und da sahen sie die Hilgert auf den letzten Treppenstufen liegen. Der Leuchter schien ihrer Hand entfallen zu sein, war einige Schritte über den Fliesenbelag der Halle gerollt, das Licht dabei wohl erloschen.

Im ersten Moment dachte Ulrike an einen Schlag-

anfall. Sie setzte die Lampe auf die nächste Treppenstufe, kauerte sich neben der Hilgert nieder, richtete deren Kopf hoch, rief nach Wasser. Da kam der Hilgert aber auch schon das Bewußtsein zurück. Sie sah sich wirr um, schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte. Es war, als ob ein Schauer sie wieder und wieder durchrieselte.

„Aber um des Himmels willen — so sprechen Sie doch nur — sind Sie die Treppe hinuntergestürzt?" bat Ulrike. „Haben Sie sich verletzt?"

Wieder schauerte die Hilgerten zusammen. „Die Nonn' — die Nonn' — brachte sie endlich mühsam heraus.

Ulrike verstand nicht gleich. „Die Nonne? Welche Nonne?"

„Oben an der Treppe stand sie, und gewinkt hat sie mir —"

Im gleichen Augenblick ging knarrend unten die alte Haustür. Ein frischer Luftzug wehte in die Halle, und dann klangen auf den Fliesen feste Tritte und eine volle junge Männerstimme fragte: „Ist denn hier niemand, der meinem Burschen Bescheid sagen und ihm die Pferde abnehmen kann?" Der Diener antwortete. Doch da ging der späte Gast schon auf die Gruppe an der Treppe, die er in dem riesigen, halbdunklen Raum wohl nur undeutlich erkennen konnte, zu — „Guten Abend —" und dann stutzte er.

Es mochte ja ein merkwürdiger Anblick sein: lag da auf der untersten Stufe eine weibliche Gestalt, die das Gesicht in beiden Händen barg, und neben ihr saß, den Kopf der Alten halb im Schoß, eine auffallend schöne, junge Dame, deren blondes Haar sich auf der einen Scheitelseite gelöst hatte und in voller Flut herunterfloß —

Ulrike war heftig erschrocken. Sie wollte sich aufrichten; sie hatte nur den einen Gedanken: fort — fort! Aber das ging nicht so leicht, ohne den Oberkörper der Hilgert zur Seite zu legen. Und nun fühlte sie auch noch, daß ihr Haar sich gelöst hatte; vergeblich faßte sie mit der einen freien Hand nach dem Kopf —

Da stand der junge Offizier auch schon dicht vor ihr.

Er mochte an einen Unfall denken. Jedenfalls war er schnell entschlossen, einzugreifen. Er schob das Dienstmädchen, das untätig dastand, zur Seite, sagte kurz: „Pardon —“, erfaßte mit kräftigem Arm den Oberkörper der Liegenden und hob sie empor —

Doch er hatte ohne die Hilgerten gerechnet. Als sie sich in den Händen eines starken Mannes fühlte, kreischte sie noch einmal auf, machte sich frei, stellte sich mit einem Male sehr bestimmt auf die eigenen Füße, rieb sich über die Augen und erklärte plötzlich: „Ich war ja bloß gefallen. Ich wollte nämlich gerade sehen, ob der Herr Leutnant schon kämen —“

Auch Ulrike war aufgesprungen, hatte mit einem raschen Griff ihr Haar geordnet und wollte flüchten. Aber dann besann sie sich eines Besseren. Mußte die ganze Szene schon an sich für einen Fremden einen mehr als wunderlichen Eindruck machen, so würde ihr plötzliches Verschwinden geradezu lächerlich wirken. Gerade diesem Manne gegenüber aber wollte sie sich um alles in der Welt nichts vergeben! Unangenehm, peinlich genug war bereits diese erste Begegnung mit ihm — unendlich peinvoll!

So richtete sie sich auf und erklärte höflich, aber sehr kühl: „Ich war noch auf, hörte zufällig den schweren Fall auf der Treppe und kam herunter. Fräulein Hilgert ist die Wirtschafterin des Stifts und war angewiesen, Sie zu empfangen, Herr —“

Der Offizier griff an die Mütze: „von Westernfeld —“

„Herr von Westernfeld —“ Sie neigte hoheitsvoll den Kopf. „Gute Nacht —“ und dann stieg sie langsam die Treppe hinauf.

Er stand und starrte ihr nach, bis das Rauschen ihres Kleides oben in dem dunklen Korridor verklang.

„Erlauben Sie, Verehrte —“ sagte er dann, „wer war diese Dame?“

Die ausgezeichnete Hilgerten hatte sich doch allmählich so weit erholt, daß sie antworten konnte. „Unser jüngstes

Stiftsfräulein," sagte sie nicht ohne Stolz, „Freiin Ulrike von Westernfeld."

„So — so!" machte der Leutnant. „Alle Wetter — und nun weisen Sie mir wohl mein Zimmer an —"

* * *

Am frühen Morgen huschte Ulrike zu Tante Marie hinüber. Sie empfand das Bedürfnis, der alten Freundin ihr Herz zu erleichtern: die nächtliche Szene erschien ihr jetzt, im grellen Tageslicht, nur noch fataler.

Aber Tante Marie hatte nur Verständnis für das Komische dieser Situation. Sie schüttelte sich vor Lachen und sang wieder halblaut: ‚Mit den Tatzen kratzen — bleiche Katzenfratzen — an dem Leichenstein der Modergruft —' „Kindl," meinte sie dann, „eigentlich beneide ich dich. Das muß ja einfach sensationell gewesen sein. Erst unser Uhu, die Hilgerten, in Schreckenskrämpfen vor dem eingemauerten Nonnerich und dann der Herr Vetter; alles in der düsteren Halle, zur Mitternachtsstunde — wundervoll! Wie sieht denn dieser Cousin Ulrich eigentlich aus?"

„Aber, Tante, das weiß ich wirklich nicht. Ich habe ihn kaum angesehen."

„Na, ihr Mädels von heute seid doch eine komische Gesellschaft. Ich hätte ihn mir ganz genau angesehen."

„Ich habe so gar kein Verlangen danach. Du weißt doch, mit welchen Erinnerungen er für mich verknüpft ist," erklärte Ulrike scharf.

„Nur nicht gleich tragisch werden, Ulli. Was kann denn im Grunde dieser junge Mensch dafür, daß dein guter Vater und sein alter Herr einen Prozeß miteinander hatten? Und daß sein Papa nun im glücklichen Besitz des Majorats ist, das du ja doch nie hättest antreten können, weil du doch nun mal als Mädel zur Welt kamst, und das ihm als dem jüngeren Sohn ja auch verschlossen bleibt. Ungerecht darfst du nicht sein!"

„Ich hasse sie alle —"

„Unsinn, Ulli. Ich hab' sonst viel übrig für einen kräftigen, gesunden Haß. Aber in diesem Falle ist er gänzlich unmotiviert."

Es klopfte.

Die ‚Ausgezeichnete' stand auf der Türschwelle. Sie knickste tief und sah gelb und grün aus. „Untertänigsten guten Morgen wünsch' ich," stotterte sie und knickste weiter. „Verzeihung, wenn ich störe. Aber ich war bereits bei dem gnädigen Fräulein" — Knicks nach rechts — „und hörte, daß gnädiges Fräulein bei dem gnädigen Fräulein" — Knicks nach links — „und ich habe eine große Bitte."

„Nur ganz herein, Fräulein Hilgert!" rief Tante Marie. „Wo brennt's denn?"

Die Hilgerten zupfte am Schürzenband. Das Sprechen wurde ihr diesmal nicht ganz leicht. Endlich kam's doch heraus: „Ich möchte gnädiges Fräulein nämlich recht sehr gebeten haben, der gnädigsten Frau Äbtissin doch nichts von heute nacht mitzuteilen. Frau Äbtissin wollen nun mal nichts von" — sie stockte — „von dem Gespenst wissen und würden sehr ungehalten sein, daß ich es gesehen habe —"

Tante Marie hatte ihre kleine Gießkanne genommen und pflegte an den Fensterblumen herum. Jetzt wandte sie sich um und sagte sehr energisch: „Fräulein Hilgert, Sie sind sonst wirklich eine verständige Person. Glauben Sie denn an den Blödsinn?"

„Ah —" Die Ausgezeichnete sank fast in die Knie. „Ah — ich muß ja, gnädiges Fräulein. Hab' ich sie doch mit diesen meinen leibhaftigen Augen gesehen. Oben an der Treppe, ganz in Weiß. Und sie hat mir gewinkt. So — mit dem weißen Arm — dreimal." Die Schürze hob sich langsam bis an die Augen und es klang wie ein schwer unterdrücktes Schluchzen: „So — dreimal — als ob sie mich riefe — und nun dauert's nicht mehr lange mit mir —"

Die Gießkanne wurde hart niedergesetzt. „Was zu





toll ist, ist zu toll!“ erklärte Tante Marie. „Frau Äbtissin hat ganz recht, wenn sie solchen Unfug nicht dulden will. Das sind Einbildungen, Halluzinationen nennen's die Ärzte, liebe Hilgerten. Es gibt keine Gespenster —“

„Wo ich sie doch aber mit meinen leibhaftigen Augen gesehen hab' —“

„Sinnestäuschungen! So sprich doch nur, Ulrike —“

„Selbstverständlich haben Sie sich getäuscht, Fräulein Hilgert. Ich bin doch unmittelbar darauf über den Korridor gekommen, und ich hab' nichts gesehen.“

„Ja, gnädiges Fräulein, Ihnen hat die Nonne eben nicht gewunken. Das hat doch nur mir gelten sollen.“

Das Schluchzen wurde wieder stärker. Tante Marie ging in ihren Eckschrank, holte eine Likörflasche und goß ein Gläschen ein. „Hier, Fräulein Hilgert, trinken Sie. Das hilft gegen alle Gespenster. Und im übrigen wird meine Nichte von dem Gespenst nichts verraten. Nicht wahr, Ulrike? Daß Sie auf der Treppe gefallen sind und geschrieen haben, läßt sich nicht vertuschen. Das haben ja die Leute auch gemerkt, und das könnte auch der Herr Leutnant erzählen. Also, nun beruhigen Sie sich. Guten Morgen, Fräulein Hilgert, und ich garantiere Ihnen noch zwanzig Jahre mindestens, allen eingemauerten Nonnen zum Trotz.“

Die Ausgezeichnete hatte sich trotzdem verrechnet. Ulrike schwieg zwar, aber die Spukgeschichte sickerte doch dank dem Stiftsdiener durch, und Fräulein Hilgert bekam von der Äbtissin eine unsanfte Strafpredigt. Beim Mittagessen bildete die gespenstische Nonne wieder einmal das Tischgespräch. Man lachte; am herzlichsten Komteß Kara, die mit ihrem ‚roten Männchen von Schloß Elz‘ herausrückte und allgemeinen Beifall erntete. Man bewunderte Ulrikes Entschlossenheit, und Josepha wisperte: „Ich hätte das nicht gekonnt. Ich hätte mich halbtot gegrault —“

Dann ging die Unterhaltung, die diesmal besonders angeregt war, auf die Einquartierung über. Die Äbtissin entschied, daß es nicht anders ginge, als Herrn von Western-

feld wenigstens ab und zu zum Abendessen und Sonntags zum Diner zu bitten. Die Damen möchten sich gütigst danach einrichten. Herr von Westernfeld hätte sie übrigens gebeten, ihn heute abend vorzustellen.

Ulrike war entschlossen, dem Vetter bei dieser Gelegenheit möglichst sofort zu markieren, welche Stellung sie ihm gegenüber einzunehmen wünsche. Als sich die Damen am Abend versammelten, zeigte sie wieder einmal das Gesicht, das Tante Marie das „mit dreifachem Erz umpanzerte“ zu nennen pflegte.

Dann kam es doch ganz anders, als sie es gewollt hatte.

Es war volle Wahrheit gewesen, als sie gesagt hatte: ‚Ich habe ihn kaum angesehen.‘ Nun er aber in den Empfangssalon eintrat und sie ihn ansehen mußte, gestand sie sich, daß er ein auffallend schöner, junger Mann war. Groß und schlank, mit einem frischen, feingeschnittenen Gesicht; die braunen Augen hell; über den vollen Lippen ein schwarzes Schnurrbärtchen; Hände und Füße lang und schmal. Die Uniform saß ihm wie angegossen, und er bewegte sich in ihr mit der Leichtigkeit des vollendeten Kavaliers. Und mehr als das: es lag etwas herzhaft Frisches, Ungezwungenes in seinem ganzen Wesen, das selbst in diesem, ihm doch gewiß fremden, ungewohnten Kreise sofort zur Geltung kam.

Das alles freilich hätte ihr nicht die Waffen aus den Händen gerungen. Im Gegenteil: es trotzte in ihr erst recht auf, als sie sich sagen mußte, welch günstigen Eindruck seine ganze Erscheinung hier hervorrief. Aber er selber entwand ihr die stärkste Waffe. Kaum hatte er die älteren Damen begrüßt, so kam er auf sie zu und sagte sofort: „Gnädige Cousine, ich freue mich unendlich, Sie kennen zu lernen. Bitte, lassen Sie mich die Mißhelligkeiten nicht entgelten, die zwischen unsern Vätern schwebten. Ich bin ja schuldlos an allem, was geschehen sein mag.“ Und er sah sie dabei so treuherzig und doch auch mit so offenkundiger Bewunderung an, daß sie, wenn auch widerstrebend, ihre Hand in die seine legte, die er bittend erhoben hatte.

Frauen sind ja so leicht geneigt zu verzeihen, wenn das richtige Wort des Verstehens gefunden wird. Sie sprach kein Wort. Aber sie fühlte, daß die schärfsten Spitzen ihres Grolles plötzlich abgebrochen waren. Es half kein Sträuben. Sie neigte nur leicht den Kopf. Und er schien das als völlige Bejahung seiner Bitte aufzufassen. Er sagte schlicht und herzlich, wirklich wie von einer drückenden Last erleichtert: „Ich danke Ihnen sehr —“

Dann bat die Äbtissin auch schon zu Tisch, und sie wurden getrennt.

Während des Essens, für das die Hilgert eine unerhörte Anstrengung in Gestalt eines Hühnerragouts geleistet hatte und bei dem es ausnahmsweise Rot- und Weißwein gab, kam das Gespräch selbstverständlich auf das große nächtliche Ereignis. Ulrich Westernfeld schilderte mit gutem Humor den überwältigenden ersten Eindruck, den er im Stift empfangen hätte, sprach mit einer leichten Verbeugung gegen Ulrike von einer wunderschönen Samariterin und bedauerte nur, daß ihm die Nonne nicht erschienen sei; er habe eine ganz besondere Vorliebe für Geister. Es wurde viel und herzlich gelacht, vom gedämpften gnädigen Lachen der Frau Äbtissin bis zum übermütigen Kichern Karas; die Kleine wußte sich gar nicht zu lassen vor Tollheit, und als Ulrike verweisend sagte: „Aber Kara —“, biß sie krampfhaft in die Serviette, was Tante Marie zu dem Weisheitsspruch veranlaßte: „Das gibt Löcher, mein Kind.“

Ulrike konnte eine gewisse, ihr sonst fremde Befangenheit nicht loswerden. Sie mußte immer wieder daran denken, daß der Vetter sie mit aufgelöstem Haar gesehen hatte, und sie empfand eine leise Gêne. Aber sie zwang sich von neuem, ihn zu beobachten, und — wieder widerwillig — gestand sie sich, daß seine frische, natürliche Art sie angenehm berührte. Auch der ganz leichte Anklang süddeutschen Dialekts in seiner Sprache gefiel ihr; es lag etwas ungesucht einschmeichelndes darin.

Dann kam freilich ein Rückschlag. Nach Tisch gesellte er sich noch einmal zu ihr und sagte ihr, daß er kürzlich

in Mingrode gewesen sei und wie entzückt er von der herrlichen Besitzung wäre. Da wandte sie sich wortlos ab. Gleich darauf tat ihr das wieder leid. Er hatte ihr ja gewiß nicht wehe tun wollen, er hatte im Gegenteil geglaubt, ihr etwas Liebes zu sagen. Sie blickte zu ihm hinüber — wirklich, er sah ganz betrübt aus. So ging sie noch einmal zu ihm heran: „Verzeihen Sie mein törichtes Benehmen, Vetter —" sagte sie offen. „Sie konnten ja nicht wissen, daß mich jedes Erinnern an mein liebes Mingrode noch so sehr schmerzt."

Es leuchtete freudig in seinen Augen auf. Aber er entgegnete: „Ich hätte mir das sagen müssen, und an mir ist es, um Verzeihung zu bitten."

„Nein, nein!" gab sie hastig zurück. „Ich muß mich überwinden lernen. Wir wollen gerade von der Heimat sprechen. Im Grunde interessiert mich jede Nachricht von dort." Und sie fragte schnell hintereinander, um sich zu betäuben, wie seine Eltern sich eingelebt hätten, nach den alten Leuten, nach dem Park, nach dem Gestüt. Er antwortete schlagfertig und wieder mit einem eigenen herzlichen Eingehen auf alle ihre Fragen. Dann — nach einem kleinen Schweigen — fragte sie: „Sind Sie auch mit Heinrichshütte in Verkehr gekommen?"

Diesmal zögerte er ein wenig, und sie wagte es nicht, ihm die Verneinung, auf die sie wartete, aus den Augen abzulesen. Sie sah an ihm vorbei in die tiefe Fensternische. Schließlich sagte er: „Nein, Cousine — es ist von keiner Seite der Versuch gemacht worden, über die ersten Höflichkeitsbesuche hinauszukommen." Er zögerte wieder, bis er dann etwas unsicher fortfuhr: „Ich glaube, Papa hat es nicht ganz einwandsfrei gefunden, wie Herr Nieburg in den Besitz von Gandern gelangte."

„O —" sagte sie eifrig, „Herr Nieburg befand sich durchaus im Recht." Aber der Eifer, mit dem sie Nieburgs Verteidigung übernahm, war nicht ganz echt. So oft sich auch der Zweifel in ihre Seele geschlichen hatte, daß ihr Verdacht, ihr Mißtrauen ungerechtfertigt gewesen wäre, es

tat ihr in diesem Augenblick wohl, ihn von anderer Seite bekräftigt zu wissen.

Ulrich verbeugte sich und lenkte das Gespräch gewandt auf ein anderes Gebiet. Er sprach heiter von seinem „schweren" Beruf, wie glücklich er gewesen sei, nach gut absolvierter Kriegsakademie in die „Große Bude", den Generalstab, kommandiert zu werden; und wie „zerschmettert" er wäre, gerade der topographischen Abteilung zugewiesen zu sein. Aber das hülfe nun nichts, er müsse zusehen, sich mit leidlichen Ehren aus der Affäre zu ziehen. Morgen etabliere er seinen Meßtisch, voraussichtlich dicht am Parkrande, und er werde durch sein Fernrohr die ganze Gegend nach „Nonnen" absuchen.

„Die erscheinen nur um Mitternacht, Vetter —"

„Wer weiß? Freilich solch eine Erscheinung, wie ich sie gestern um die Mitternachtsstunde hatte, wird mir jedenfalls nicht ins Fadenkreuz meines Fernrohrs kommen."

Es war sehr harmlos gesagt, nichts als ein Scherzwort. Aber sein Blick flammte zu ihr auf, und sie mußte darin lesen: Wie schön bist du —

Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Zum Glück blies die Äbtissin gerade zum Aufbruch. Sie reichten sich noch einmal die Hand. Er hielt sie einen Moment fest. „Auf Wiederschauen morgen —" sagte er, und dann wandte er sich, um sich den anderen Damen zu empfehlen.

Ulrike brachte Komteß Kara noch bis an ihr Zimmer. Sie war doch innerlich ein wenig erregt und sprach lebhafter als sonst auf die Kleine ein. „Du wirst dich doch nicht ängstigen —" sie duzten sich seit einiger Zeit — „wegen der dummen Gespenstergeschichte?"

„Aber, Ulli! Ich amüsiere mich ja so himmlisch darüber. Ich und ängstigen! Ich gehe um Mitternacht ganz allein auf den einsamsten Kirchhof."

„Desto besser, Kara."

Das Komtesserl umhalste sie noch einmal. Und plötzlich flüsterte sie ihr ins Ohr: „Du — dein Vetter ist aber ein süßer Kerl. Den mag ich."

Es kam so komisch heraus, so recht nach Backfischart, daß Ulrike lachen mußte. „Also dein erster Schwarm, Kara, nicht wahr?“

„Schwarm — das nun grad' nicht. Mein Schwarm bist nur du jetzt. Aber süß ist der Ulrich doch. Riesig schick — einfach totschick.“

„Nun, dann träume von ihm.“

„Deinen Vetter überlasse ich dir. Ulrich und Ulrike: Das gehört ja zusammen.“

Daran hatte Ulrike noch gar nicht gedacht: Ulrich und Ulrike!

Es summte ihr im Kopf, als sie die Treppe heraufstieg zu ihren Zimmern: Ulrich und Ulrike —. Sie lächelte unwillkürlich, weil's ihr so töricht vorkam, und ärgerte sich zugleich. Schließlich aber — war's denn nicht ganz gleichgültig? Ulrich war der uralte Westernfeldsche Rufname, auch ihr Vater hatte so geheißen; Ulrike war nichts als die feminine Form und deshalb in der Familie ebenso gebräuchlich. Den Kopf brauchte man sich also über dieses zufällige Zusammentreffen nicht zu zergrübeln. Höchstens Kinder, wie der Irrwisch Kara, konnten sich darüber amüsieren oder aufregen.

Aber es war Ulrike doch, als könne sie noch nicht schlafen. Die Begegnung mit dem Vetter arbeitete, wider ihren Willen, in ihr nach. So klopfte sie noch einmal bei Tante Marie an.

Sie liebten beide diese Plauderstündchen. Das alte Fräulein bereitete noch schnell Tee, der aus ganz kleinen zierlichen Rokokoschälchen getrunken wurde, und für den sie immer allerhand Gebäck bereit hielt. Sie saßen dann nebeneinander im bequemen Sofa, sprachen — wie es vernünftige Leutchen tun — auch einmal wenig oder nichts und ein andermal lebhaft und viel. Das pflegte Tante Marie dann die „Vermählung des Verstandes mit der Phantasie“ zu nennen, wobei Ulrike meist energisch dagegen protestierte, daß ihr die Rolle der Phantasie aufgezwungen würde.

Heute aber hieß es bald: „Nun, Ulli, was sagst du zum Vetter?"

„Gar nichts. Ich kenne ihn noch nicht."

„Hm. Ist doch im Grunde eine Ausrede. Denn wir Frauen urteilen meist nach dem ersten Eindruck. Wie ist der also?"

Ulrike zögerte ein wenig. Dann sagte sie offen: „Gut — um ehrlich zu sein."

Tante Marie nickte. „Das freut mich. Auch dies: um ehrlich zu sein. Es ist schon wahr, daß ehrlich am längsten währt. Und mehr als gut könnten ja weder du noch ich heut sagen. Ein eleganter, hübscher, flotter und gewandter junger Mann von guter Erziehung. Was will man mehr? Ein bißchen Luftikus dabei —"

„Meinst du?"

„Selbstverständlich. Erstens sind das von hundert jungen Männern hundertundeiner, und zweitens ist es bewußter Ulrich im besonderen. Ich habe so meine Anzeichen. Wer von unserm Rotspon ein Glas zu trinken vermag, ohne das Gesicht zu verziehen, der ist entweder ein Geschmacksbarbar oder ein Luftikus. Nach einem Mann von miserabler Zunge sieht mir Vetter Ulrich nicht aus, also ist er mindestens ein Luftikus."

„Aber Tante — du bist heut von einer überwältigenden Logik."

„Glaub' mir nur, Ulrich ist ein Streber, ein richtiger Schuster, wie sie beim Militär sagen —"

„Tante —"

„Ich saß doch in Hörhöhe und hab' vernommen, wie er bei der hochwürdigen Äbtissin Pechdraht zog. Ganz kunstgerecht, kein Meister Knieriem kann's besser machen. Erst der Dank für die gütige Aufnahme, dann das Lob seines Zimmers; dann artigste Anerkennung, wie gut Pferde und Burschen untergebracht seien; eine lebendige Schilderung, wie hübsch er die Lage des Stifts fände — und das alles mit dieser vermaledeiten Treuherzigkeit im leichten Schwäbisch. Ulrike, lerne mich den Ulrich kennen. ‚E bissele Lieb un

e bissele Treu — und e bissele Falschheit ist allweil dabei —'
Komisch übrigens: Ulrich und Ulrike —"

Da war es wieder — Ulrich und Ulrike! Diesmal verdroß es sie aber. Und Tante Maries Urteil verdroß sie wohl auch. „So geht's, Tante. Erst hast du mir zugesetzt, ich solle nicht voreingenommen sein, und nun bist du herb — vielleicht mehr als herb — scharf bist du —"

„Ah, geh'! Wieso denn scharf? Ich nehm's dem Ulrich gar nicht übel, wenn er strebt. Lieber Himmel, wenn's die jungen Leute heute zu etwas bringen wollen, müssen sie wohl oder übel hübsch strebsam sein. Im Dienst und anderwärts. Die Konkurrenz ist erdrückend, da heißt's schmieden, wo immer ein Feuerchen glüht."

Heute war das Plauderstündchen gar nicht so gemütlich wie sonst. Ulrike drückte sich fest in ihre Ecke zurück. Und dann sprang sie plötzlich auf. „Gute Nacht, Tantchen —"

Im selben Moment aber wurde die Tür aufgerissen, und Josepha huschte ins Zimmer. Als wenn die Furien hinter ihr drein wären, so schnell; schon im Nachtgewand, mit einem Dutzend Lockenwickeln im Haar, das kleine Gesicht hochrot — so lief sie auf Ulrike zu, klammerte sich an deren Arm, ließ ihn wieder los, umschlang Tante Marie. Der ganze Körper schütterte. Sie setzte ein paarmal zum Sprechen an, aber der Atem schien ihr zu versagen. Es kamen nur halbartikulierte Laute heraus, ein undefinierbarer Hilferuf.

„Aber, Josepha!" Tante Marie faßte sich zuerst. „Himmel, wo brennt's denn? Ist Ihnen vielleicht auch unsere heilige Stiftsnonne erschienen?"

Sie sagte es ganz aufs Geratewohl. Aber Fräulein von Hanketien nickte und nickte, und schließlich rang sie's heraus: „An meinem Fenster —"

Jetzt schimpfte Tante Marie doch. „Mohrenelement! Also die reine Nonnenepidemie. Josepha, Sie sind närrisch! Warum zeigt sich mir denn nicht dieser Nachtschatten aus dem vierzehnten Jahrhundert? Oder Ulrike dir? Wir würden ihn schon auf den Trab bringen." Und dann: „Nun beruhigen Sie sich aber endlich. Hysterisch nennt man das,

meine Liebe. Da — trinken Sie 'nen Schluck Tee. Lassen Sie sich auslachen. Wo ist Ihnen der Nonnerich erschienen?"

„An — an meinem Fenster."

„I — da soll doch! Na, warten Sie mal: Jetzt ziehen wir all drei in ihre heilige Kemenate und rücken dem Gespenst zu Leibe —"

„Ich nicht! Ich nicht!" lispelte Fräulein von Hanketien. „Ich will zu meiner Schwester."

„Na, Ellinor würde auch den Nonnerich ausräuchern. Die hat's dazu. Aber nun nehmen Sie mal Vernunft an und kommen Sie mit uns, Sepha. Sehen Sie sich die Ulli an, die nimmt's auch mit einem Dutzend Gespenstern auf." Tante Marie faßte das kleine, zitternde Fräulein unter den Arm und zog sie mit sich und summte lustig dazu: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus — ade —"

Dann standen sie aber doch kopfschüttelnd in Josephas Zimmer und ließen sich von der weißen Gestalt erzählen, die plötzlich vor dem Fenster aufgetaucht wäre.

„Es müßte schon jemand eine Leiter angesetzt haben," meinte Tante Marie, „um an die Scheiben zu pochen, zwanzig Fuß über dem Erdboden." Ulrike öffnete das Fenster. Still und friedlich lag der Park, nur der Wind ging leise durch die Baumwipfel. Und Fräulein von Hanketien wiederholte, wie gestern die „Ausgezeichnete", daß sie mit einem leiblichen Eide die Erscheinung am Fenster bekräftigen wolle.

Sie brachten Josepha nach dem linken Flügel des ersten Geschosses zur Wohnung ihrer Schwester und überließen sie ihrem Schicksal. Langsam gingen sie darauf durch die dunklen Korridore zurück.

Plötzlich blieb Ulrike stehen und wies auf eine Türspalte, durch die ein feiner, schmaler Lichtstreif schimmerte. „Hier wohnt doch Kara —" sagte sie.

Und im selben Augenblick kam beiden der gleiche Verdacht. „Gerade unter Josepha —" meinte Tante Marie. „Sollte der Nichtsnutz — ?"

Ulrike pochte an die Tür und nannte ihren Namen.

Es raschelte darin. „Gleich — gleich!" klang's heraus. Aber ein Weilchen dauerte es doch, bis das Komtesserl öffnete.

Kara war schon halb ausgekleidet, zeigte große, erstaunte Augen, aber hatte glühende Backen und war augenscheinlich etwas verlegen, als sie die beiden Damen erblickte. „Was soll's denn, liebe Ulli? Ich — wollte eben ins Bett gehen —"

„Und wir wollten schnell noch einmal nach dir sehen —" entgegnete Ulrike, und sie traten beide ins Zimmer. „Die Nonne geht nämlich wieder um."

„Ist nicht möglich —" Die Verlegenheit stieg sichtlich. „Solcher Unsinn! Wer glaubt nur heute noch an Gespenster —"

Tante Marie konnte blitzscharfe Augen machen. Die fuhren über Karas Gesichtchen hin und bohrten sich in die vier Ecken der Stube. Und plötzlich stand sie neben dem Kleiderschrank. Da ragte ein riesiger, langstieliger Besen in die Höhe. Die kleine Dame zog ihn hervor. „Nu guck' mal einer an! Wie kommt denn der Besen hierher —"

„Ja — ich hab' mich auch gewundert — das Mädchen muß ihn wohl haben stehen lassen —"

Jetzt hatte der Backfisch wieder seine Trotzaugen. Die rote Unterlippe schob sich vor, und die ganze kleine Person stellte sich förmlich in Position. „Ich weiß gar nicht, was Sie von mir wollen —"

„Wenn sich jemand auf das Fensterbrett stellt und den Besen, mit einer Nachtjacke überzogen, hochhebt, meine kleine Komteß Tunichtgut, dann kann man wahrscheinlich gerade an die Fenster oben klopfen —"

„Ach — ist gar nicht möglich —"

Jetzt griff Ulrike doch ein. Tante Marie sowohl wie sie kämpften zwar zwischen ehrlicher Entrüstung und befreiendem Lachen, aber dem Unfug mußte ein Ende gemacht werden. Es ging nicht anders. So nahm sie beide Hände Karas und sagte ernst: „Du hast dir wohl nicht klar gemacht, Kara, welchen Schaden du hättest anrichten können!"

„Ich —"

„Ja du! Leugne nicht. Du bist völlig überführt.

Denk' einmal, wenn Fräulein Hilgert sich gestern nacht bei ihrem Fall auf der Treppe schwer verletzt hätte! Oder wenn Fräulein von Hanketien vor Schreck krank geworden wäre! Wie wolltest du diese Verantwortung tragen? Kara — schämst du dich nicht!"

Tante Marie war mehr für das Drastische, als für ernste Vorhaltungen. Sie drehte den Besenstiel rechts und drehte ihn links. „Wissen Sie, Komteßlein, ich denk' so in meinem Sinn, wenn mir das Gespenst begegnet wär', ich hätt' ihm ungebrannte Asche zu kosten gegeben. Aber nicht zu knapp, Komteß Kara! Tut auch einem gräflichen Rücken ungemein wohl, glaub' ich —"

Die Kleine stand noch immer trotzig da. Ihre blanken Augen senkten sich nicht. Unruhig gingen sie von Ulrike zu Tante Marie und von Tante Marie zu Ulrike. Sie widersprach nicht, aber ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, und dahinter blitzten die beiden Zahnreihen.

„Schämst du dich wirklich nicht, Kara?" fragte Ulrike wieder. „Du willst immer gern als erwachsenes Mädchen genommen sein, als vernünftiger Mensch, und treibst solchen Unfug."

„Wie kommst du nur darauf?!"

„Es ist doch wahr! Und nun will ich dir etwas sagen. Will dir als gute Freundin einen Rat geben. Morgen ganz früh gehst du zur Frau Äbtissin und gestehst ihr und sagst, daß du Fräulein Josepha und Fräulein Hilgert um Verzeihung bitten wirst."

„Nie! Nie!"

„I da soll doch!" fiel Tante Marie ein. „Ha, hamer, hamer dich amol — amol — amol an dei'm verrissenen Kamisol, du schlechter Kerl, du schlecht—er Kerl —"

Ulrike zögerte. „Kara — denke an deinen Bruder —" sagte sie dann. „Willst du ihm neuen Kummer zufügen? Denn das sage ich dir: wenn du nicht freiwillig eingestehst, gehe ich zur Äbtissin —"

Es flammte wieder über das junge Gesicht. Kara kämpfte einen harten Kampf. Schließlich kam ein stoßweises

Schluchzen aus ihrer Kehle, halb noch im Trotz, halb schon in Weichheit. Und dazwischen: „Ich hab's doch gar nicht bös gemeint — wenn die Menschen so dumm sind —"

„Dumm sind die Menschen; darin haben Sie ausnahmsweise recht, Kara," sagte Tante Marie. „Aber die, die sich klug dünken — ob sie klug sind, ist eine andere Frage — die sollen mit der Dummheit kein Spiel treiben."

Wieder stand Kara wortlos. Die Augen hatte sie jetzt niedergeschlagen.

Langsam ließ Ulrike die beiden Hände frei.

„Kara —" sprach sie noch einmal. Vorwurfsvoll und bittend.

Da warf die Kleine plötzlich die Arme hoch und um Ulrikes Hals und flüsterte: „Ich will ja — aber nur dir zuliebe —"

* * *

Über die bekehrte Sünderin schien die Freude der beiden Erwachsenen nicht allzugroß, als sie die Treppe hinaufstiegen nach ihren Zimmern. Ulrike ging schweigend, und Tante Marie summte aus ihrem Buche der Weisheit das schöne Lied vom Heuschreck: „Was ein großer Heuschreck is, sitzt im Sommer auf der Wies' — auf der Wiese muß er singen, all'weil hin und wieder springen — auf der Wies' ist sein Gespann, dort fällt ihn kein Langweil an — Heuschreck hin, Heuschreck her — ein alter Heuschreck hupft nicht mehr" —

Oben blieb sie stehen und schöpfte Atem: „Weiß der Geier, Ulrike," sagte sie dann, „ich glaube, wir haben uns wie zwei recht alte Heuschrecken benommen. Stark im Philisterium. Im Grunde hat der kleine Satansbraten ja recht: warum sind die Menschen so dumm. Sie verdienen's gar nicht besser!"

Und Ulrike antwortete kleinlaut: „Es ging doch nicht anders. Durchgehen lassen — das war unmöglich. Hoffent-

lich macht's die Äbtissin gnädig. Du könntest eigentlich morgen bei ihr ein gutes Wort für die Missetäterin einlegen."

„Will ich tun. Hätt' ich sowieso getan. Dazu ist ein alter Heuschreck am Ende noch gut. Gute Nacht, Ulli —"

„Gute Nacht, Tante Marie —"

Fünftes Kapitel.

Es war Ulrike sehr einsam zumute in den nächsten Tagen, seit Kara Stubenarrest hatte. Der kleine Wildfang fehlte ihr überall, und bisweilen schlich sich das Bedauern ernstlich in ihre Seele, nicht als Jugend zur Jugend gestanden zu haben. Gnädig genug hatte die Äbtissin ja die Sünderin abgeurteilt. „Herzfelde ist kein Erziehungsinstitut," äußerte sie bei Tisch, als sie den Fall beiläufig erwähnte. „Und erst recht keine Besserungsanstalt. Ich habe mich begnügt, Komteß Kara" — sie sagte eigentlich nie Kara kurzweg — „Komteß Kara nahezulegen, auf drei Tage ihr Zimmer nicht zu verlassen." Und dann kam ein Achselzucken, das eine recht vielseitige Deutung zuließ.

Merkwürdigerweise nahmen die Damen überhaupt für die betroffenen Geisterseher sehr wenig Partei. Ellinor Hanketien sollte ihre Schwester Josepha sogar eine ‚dumme Gans' genannt haben, und zwar nicht nur unter vier Augen, und Kara erfreute in ihrer Haft sich wiederholter Sendungen von Obst und Süßigkeiten. Das Baby Josepha war denn auch äußerst niedergeschlagen, während Fräulein Hilgert hocherhobenen Hauptes einherging und im Kreise ihrer Untergebenen rundweg erklärte, sie habe überhaupt nie an die Nonne geglaubt, nie die Nonne gesehen, sei vielmehr einfach die Treppe hinuntergefallen, was bei den

ausgetretenen Stufen gar kein Wunder wäre. Und wer etwas anderes von ihr annehme, der sollte es nur sagen.

Einsam fühlte Ulrike sich, einsamer als seit Jahr und Tag. Zwischen ihr und Tante Marie lag, ganz unausgesprochen, seit jener Unterredung über Vetter Ulrich eine leise Spannung, und sie fühlte erst jetzt, wie wenig Anschluß sie doch eigentlich an die anderen Stiftsdamen gefunden hatte. Mit jeder einzelnen stand sie sich gut. Aber auch nicht mehr. Der Altersunterschied war doch — oder erschien ihr jetzt plötzlich riesengroß, und keine hatte sich die Frische von Tante Marie bewahrt; keine hatte wohl auch je deren ursprüngliche geistige Regsamkeit, diesen goldigen Humor besessen.

Ja — die Jugend! Selbst zu Kara, dem Strick, hatte die Jugend eine Brücke geschlagen.

Bisweilen war sich im letzten Jahre Ulrike recht alt vorgekommen. Alt und gereift. Nun dünkte ihr das mit einem Male arge Selbsttäuschung. War's, weil Maienzeit im Kalender stand, weil die Sonne so warm und hell ins Fenster leuchtete, weil draußen der Flieder blühte und duftete? Nicht eigentlich, daß sich die alte Sehnsucht, die sie längst begraben meinte, die Sehnsucht aus der Enge in die Weite, regte. Nein: Ulrike fühlte sich durchaus nicht unglücklich im Stift. Aber die Einsamkeit empfand sie. Jemand lieb haben wollte sie — und wenn's auch nur die kleine Sünderin war, die jedesmal, wenn Ulrike in den Park ging, ihr rotleuchtendes Köpfchen zwischen den Gardinen erscheinen ließ; bald mit der Miene einer tiefunglücklichen, schwergeprüften Gefangenen, bald als lachender Kobold.

Gerade in diesen Tagen erhielt Ulrike, zum ersten Male, einen Brief von Graf Gruhnau. Nur wenige, aber sehr herzliche Zeilen des Dankes. Sein Schwesterchen, sein Sorgenkind, habe ihm geschrieben, wie lieb sich Ulrike ihrer angenommen, daß sie sogar gute Freundinnen geworden seien. „Ich bin glücklich darüber um Karas willen," schrieb der Graf. „Und glücklich wäre ich auch, wenn ich glauben

dürfte, daß Ihnen die Kleine etwas sein könnte. Ich wage es zwar, wenn ich mir Ihre Erscheinung vergegenwärtige und Ihre ganze Art, gnädiges Fräulein, kaum zu sagen; aber trotzdem: der Altersunterschied zwischen Ihnen und Kara ist ja gar nicht so groß — und Jugend gehört zu Jugend —"

Oben in ihrem Zimmer hatte Ulrike den Schreibtisch dicht ans geöffnete Fenster gerückt. Sie wollte Graf Karl Konstantin antworten, gleich antworten; wollte ihm auch etwas Gutes über Kara sagen. Aber ihre sonst so gewandte Feder versagte. Schon der dritte Briefbogen flatterte in den Papierkorb. Sie fand den Ton nicht, den sie finden wollte. Eigentlich war's nicht verwunderlich: auch wenn sie an den Schirmvogt dachte, kam fast stets ein unklares Empfinden über sie. Sie konnte sich nicht völlig hineinversetzen in das Gefühl der absoluten Dankbarkeit, das die anderen Stiftsdamen beseelte; sie hatte von der ersten Begegnung an eine lebhafte Sympathie dem Grafen gegenüber empfunden, in die wohl auch Mitgefühl mit seinem Leiden sich mischte; aber das reichte doch nicht bis zur Verehrung, wie sie ihm sonst in Herzfelde gezollt wurde. Manchmal dachte sie: ich möchte ihn wohl näher kennen lernen, vielleicht fände sich eine Art guter Kameradschaft zwischen uns, die uns beiden frommte; doch dann erinnerte sie sich wieder des Altersunterschiedes. Fast zwanzig Jahre! Die Kameradschaft des jungen Leutnants zur Exzellenz! Und sie mußte lächeln. Und heute schrieb er ja selber: Jugend gehört zur Jugend —

Vielleicht war's aber auch der Lenzduft, der ihr gerade jetzt die Gedanken zerstreute, daß sie sich nicht in Briefform fügen wollten. Dieser warme, weiche Lenzduft! Über die Wiesen, auf denen jenseits des Parkes das Heu in der Sonne lag, kam er hineingeweht in die alten Stiftsmauern. Aus der fruchtfeuchten Erde unten stieg er empor. Wenn man recht tief atmete, mochte man wohl unterscheiden: das frische Heu duftete und die Maiglöckchen dufteten und all die Blumen und Blüten im Garten, vom Flieder bis zu

den Balsaminen, die die Hilgerten in ihrem Segensgärtchen zog.

Und dazu trillierten die Vögel, und die Sonnenstrahlen schmeichelten sich immer aufs neue durch die Vorhänge auf das Briefpapier —

Schließlich gab Ulrike mit einem halben Seufzer und einem halben Lachen die Versuche auf. Heute ging's eben nicht; es war schon sechs Uhr und der Briefträger kam sowieso nicht mehr. Morgen war ja auch noch ein Tag.

Sie setzte den großen, ganz unmodernen Florentiner auf, von dem Tante Marie immer behauptete, er stünde ihr besonders gut, und klopfte drüben an. Aber Tante Marie war schon fortgegangen. Vielleicht trafen sie sich im Park. Und wenn sie sich nicht trafen — auch gut! Mit dem Lenz kann man schon allein sein —

Langsam schlenderte sie durch den Park, von dem aus Sparsamkeitsrücksichten eigentlich nur der kleine Teil unmittelbar am Schloß einigermaßen instand gehalten wurde. Der größere Rest war ziemlich verwildert; ein Greuel, hatte neulich noch Ellinor Hanketien erklärt. Gerade so, wie er war, fand ihn Ulrike doppelt schön. Die Rasenflächen, die hochstämmigen Baumgruppen reichlich mit Unterholz und Buschwerk untersetzt, die Wege hier vermoost, dort halb zugewachsen, und dann und wann, fast spukhaft, irgend eine alte, vom Zahn der Zeit zerfressene Steinfigur, eine zusammengestürzte Grotte, ein kleiner, chinesischer Pavillon mit zerfallendem Dachwerk, an dem nur noch ganz einzelne Metallglöckchen hingen. Überall Schatten, tiefer Schatten, und doch überall, auch auf dem grünen Boden, die hellen, schmalen Sonnenflecken.

Dann stand Ulrike plötzlich, sie wußte selbst nicht, daß sie schon so weit gegangen war, am Rande des Parkes, wo sich die Wiesen anschlossen, die bis zur Brücke hinunter führten und zum Kirchdorf. Und da sah sie, auf kaum dreißig Schritt Entfernung, Vetter Ulrich, der gerade beschäftigt schien, seinen Meßtisch zusammenzupacken. Des Tages Arbeit mochte für ihn getan sein.

Sie war ihm in den letzten Tagen nur einmal, ganz flüchtig, unten in der Halle begegnet, und sie hatte sich auch innerlich nicht besonders stark mit ihm beschäftigt. Oder wenn sie's doch getan hatte, so hatte sie die Gedanken stets bewußt zurückzudrängen gesucht. Mancherlei bewog sie dazu. Er hatte ihr ganz gut, vielleicht sehr gut gefallen, aber sie konnte nach der ersten Begegnung doch nicht über die Erinnerung an die alten Familienstreitigkeiten hinwegkommen; immer wieder tauchte der Kummer in ihr auf, den diese schwäbisch-österreichischen Vettern ihrem Vater verursacht hatten; immer wieder mußte sie an den langwierigen Prozeß denken, in dem sie sich den Besitz von Mingrode ertrotzten und die Verwandlung des Majorats in einen freien Allodbesitz verhinderten. Vielleicht mochten sie von ihrem Standpunkt aus recht gehabt haben — schließlich hatten auch sie Lebensinteressen zu vertreten; aber die ganze hochfahrende Art, in der sie die Angelegenheit behandelt hatten, kränkte sie heute noch. Doch das war es nicht allein. Mit dem Vetter dort drüben, der sich eben aufrichtete und die schlanke Gestalt elastisch dehnte und reckte, kam auch die Erinnerung an die Heimat, und sie fühlte sich nicht stark genug, um ihm noch einmal zu wiederholen, was sie ihm neulich abend gesagt hatte: Wir wollen gerade von Mingrode sprechen . . . Und dann war da das Gespräch mit Tante Marie —

Ulrike wollte den Vetter auch jetzt nicht ansprechen. Im Gegenteil: sie wollte ihm ausweichen, wollte in den Park zurücktreten. Und blieb dennoch stehen.

Der junge Offizier hatte einen kleinen Dackel bei sich, ein schnurriges Tierchen, das zwischen dem Dreibein des Meßtisches Posto gefaßt hatte und seinen Herrn anbellte, als ob es sich beschweren wollte, daß man sich selbst jetzt, nach getaner Arbeit, nicht genügend mit ihm beschäftigte. Ein Weilchen reagierte Ulrich nicht. Aber dann bückte er sich und begann den Hund zu liebkosen. „Erdmännle, du langweilst dich auch? Aber nun machen wir Feierabend —"

Es war zu drollig, wie klug der Dackel seinen Herrn

aus blanken Augen ansah, und wie lustig sein Schwänzlein hin- und herpendelte. Dann sprang er auf seinen ideal krummen Beinen an Ulrich hoch; sie jagten sich ein paarmal um den Meßtisch herum.

Das Bild war zu hübsch —

Ulrich trug Zivil. Der helle Sommeranzug saß ihm vortrefflich. Jede seiner Bewegungen war, selbst bei dieser hastigen Jagd, voll Anmut. Das kleine Filzhütchen hatte er ins Gras geworfen, die Linien des fein geformten Kopfes traten kräftig hervor.

Als sie ihn so umhertollen sah, recht im Jugendübermut, schoß Ulrike unwillkürlich der Gedanke durch den Kopf: ‚Famos muß er tanzen.‘ Und gleich auch: ‚Wie lange ist's her, daß du nicht getanzt hast?‘

Da blickte er gerade auf und sah sie. In seinem gebräunten Gesicht stieg eine Welle Bluts hoch. Vielleicht vom tollen Lauf, vielleicht vor Überraschung — vielleicht vor Freude. Oder schämte er sich des übermütigen Spiels?

„Sie hier, gnädigste Cousine!“ rief er gleich und kam auf sie zu. „Ruhig, Erdmännle! Mach' deine Reverenz. So — mach' schön. Guten Abend, Cousine. Also sehen Sie sich doch einmal nach einem bedauernswerten Feldmesser um?“

Sie hatte schon ihre Haltung wiedergewonnen, als er vor ihr stand und ihr die Hand bot. Diese ruhige, fast kühle Haltung, die ihr sonst immer eigen war und die ihr doch auf einen Augenblick verloren gegangen war, als sie dachte: ‚Wie lange ist's her, daß du nicht getanzt hast?‘

„Ich schlenderte durch den Park, durch unsere Wildnis,“ sagte sie, „und kam zufällig gerade zurecht, um Sie beim Aufbruch zu sehen, Vetter.“

„— und meinen Indianertanz mit dem Erdmann. Das ist unser Abendvergnügen. Und so ziemlich das einzige, was wir haben. Mit Ausnahme natürlich von diesem Augenblick, wo wir bewundernd vor der schönsten aller Stiftsdamen stehen.“

„Aber, Vetter! Ich lege im voraus ein Veto gegen

alle Schmeicheleien ein. Die versparen Sie sich für Ihre Berliner Salons."

„Zu Befehl, gestrenge Cousine! Obschon 's eigentlich keine Schmeichelei war. Ja, guck' nur, Erdmännle — sag', hast du je schon solch ein schönes Stiftsfräulein geschaut? Sag' — sag' —"

Der Dackel saß noch immer gehorsam auf den Hinterbeinen. Und nun bellte er.

„Er hat Geschmack, der Erdmann. Ich wußte es ja. So — und nun darf er Pfötchen geben. Geh', Erdmann. Aber sehen Sie sich vor — er ist arg auf Maulwürfe, und ich kann nicht für die Sauberkeit seiner Pfoten einstehen —"

Ulrike beugte sich und klopfte das reizende Tierchen. „Ich habe Hunde gern —"

„Das freut mich — ich auch. Aber ich sehe auch, daß der Dackel Sie schon in sein treues Hundeherz geschlossen hat. Er ist sonst nicht so zutunlich. Im Gegenteil, er kann höchst knurrig sein, wenn ihm einer nicht gefällt. Übrigens, Cousine, ich hab' meinen Kram schon gepackt, und der Bursche holt ihn von selber. Gehen wir zusammen durch den Park?"

Wieder war es wie vorhin. Sie wollte nein sagen, wollte irgend einen Vorwand erfinden, und sie nickte doch nur.

So gingen sie —

Es war gar nichts Bedeutendes, wovon sie sprachen. Oder eigentlich sprach fast nur er allein. Von seinem schönen Stuttgart erzählte er und von der Hofgesellschaft dort und dann von der Berliner Geselligkeit, von Bällen und den schönsten Mädchenerscheinungen und von Toiletten. Und dann sah er wieder zu ihr hin und sagte: „Schön? Nun — Sie wären doch die Schönste dort —"

„Vetter, unsere Abmachung!"

„Ich bin ja schon still. Ich füg' mich ja. Das muß ich aber sagen: ganz paff war ich, als ich Sie neulich zum erstenmal sah. Nämlich, der Nichtsnutz, Ihr Landrat, der hat mich graulich gemacht. ‚Na, Herr von Westernfeld, im Stift lebt ja auch eine Verwandte von Ihnen —' hat

er gesagt. ‚Kennen Sie Fräulein Ulrike?‘ — ‚Leider nein!‘ hab’ ich geantwortet. ‚Jung ist sie ja noch,‘ meinte er darauf. ‚Aber, wissen’s, unter uns gesagt, sie ist ein bissel verwachsen, was man so einen französischen Rücken nennt, und sie hat die Pocken gehabt und stottert — das arme Mädchen.‘ — Ich werd’s ihm aber eintränken, wenn ich ihn wiederseh’.“

Ulrike mußte herzlich lachen. Nicht nur, weil sie sich den Landrat sehr gut als Lügenmajor vorstellen konnte, sondern auch, weil der Vetter gar so drollig erzählte. Nun lachte er auch. Recht aus tiefer Brust. Wie nur fröhliche, sorglose, junge Menschen lachen können. Und sie dachte wieder: ‚Wie lang ist’s her, daß ich nicht so lachen gehört habe —‘

Wie im Fluge verging ihr die kurze Strecke. Er mußte die gleiche Empfindung haben. „Schade, daß der Weg nicht weiter war,“ sagte er offen, als sie sich im Garten am Schloß die Hand schüttelten. „Wann sehen wir uns wieder, Cousine?“

„Das wollen wir dem Zufall überlassen.“

Seit ihrer letzten Begegnung traf Ulrike ihren Vetter häufiger. Vielleicht war es zuerst wirklich nur Zufall. — Aber in Ulrike wuchs dabei ein unsicheres Gefühl empor. Sie wollte nicht mit dem Vetter allein sein. Und da Kara inzwischen glücklich dem Stubenarrest entronnen war, wußte Ulrike den Backfisch fast täglich zur Begleiterin zu gewinnen.

Sie tat’s nicht ohne heimliche Gewissensängste. Es ist ja so harmlos, sagte sie sich zwar immer wieder. Es war ja auch nichts als ein fröhliches Plaudern zu dritt. Und doch fürchtete sie sich bisweilen vor den klugen Augen Karas und wußte selbst nicht recht, warum?

Einmal ritt ihnen Ulrich seine beiden Pferde vor. Einen prächtigen Vollblüter, auf dem er ein paar hübsche Rennen gewonnen hatte, und einen famosen Ostpreußen, in den Kara sich sofort verliebte. Ein andermal erklärte er ihnen, unter tausend Witzeleien über seinen neuesten ‚Beruf‘, die Geheimnisse der Kippregel und der Distanzlatte und

wollte sich todlachen, daß Kara bei dem Versuche einer Winkelberechnung aus dem Cosinus stets einen Asinus machte. Dann bildete der Dackel wieder den Kernpunkt der Unterhaltung, oder sie spielten auf Karas dringenden Wunsch auf einer Parklichtung ‚Verwechsle — verwechsle die Bäumchen‘.

Wirklich, es war äußerst harmlos. Es ist kindlich, sagte sich Ulrike oft.

Wenn nur nicht seine Blicke gewesen wären, aus denen von Tag zu Tag ein heißeres Empfinden sprühte. Und wenn nicht das eigene Herz so sonderbar geklopft hätte! So sehnsuchtsvoll —

Der Lenz — die Jugend —

Ulrike merkte es gar nicht, daß man im Kreise der Stiftsdamen über sie zu raunen und zu wispern begann. Eigentlich von keiner Seite her böswillig. Eher das Gegenteil. Man war ja in den Jahren, wo man neidlos ist. Nur eine leise Spannung war da: was wird daraus werden? Vielleicht der Wunsch: möchte es doch zum guten Ende führen. Diese oder jene Stiftsdame hatte sogar noch einen Nebengedanken: wenn Ulrike sich verheiratet, wird ihre Stelle frei, und diese oder jene Nichte, die schon lange auf der Liste der Expektantinnen steht, bekommt neue Chance.

Ja, man „favorisierte“ die „liebe Jugend“. Wenn Ulrich zu Tisch geladen wurde oder zum Abend, so wußten es die Damen so einzurichten, daß er und Ulrike nachher einige Augenblicke „für sich hatten“. Begegnete man dem „Dreigestirn“ im Park, so machte man einen diskreten Umweg. Und wenn Frau Äbtissin in die Nähe kam, dann wurde sie ganz gewiß durch irgend eine wichtige Anfrage festgehalten.

Frau Äbtissin hatte indessen scharfe Augen.

Ulrike, Kara und Ulrich kamen etwas später als gewöhnlich ins Stift zurück. Er hatte den lieben Damen etwas ganz ungeheuer Interessantes zeigen müssen. Sein Bursche hatte in tödlicher Langweile ein Hünengrab „angebuddelt“ und wirklich einige Scherben zutage gefördert. Das Hünengrab lag ziemlich weit draußen in der Feldmark.

Ein herrlicher Heimweg war's gewesen durch den lauen Abend, auf den Rainen entlang, zwischen den grünen Saaten.

Als sie über den Platz vor dem Schloß gingen, kam zufällig die Äbtissin vom Friedhof herüber.

Sie grüßte in ihrer gelassenen Freundlichkeit, sprach mit Ulrich einige Worte und gab Kara dann, als der Offizier sich verabschiedet hatte, einen kleinen Auftrag für Fräulein Hilgert.

„Einen Augenblick noch, liebe Ulrike —" sagte sie. „Ist es Ihnen recht, wenn wir noch einmal durch den Garten gehen? Der Abend ist so schön."

Ulrike neigte den Kopf. Ja, der Abend war wunderschön. Und ihr Herz war so voll. Eine unbeschreibliche, stille Heiterkeit war in ihr.

Langsam gingen sie nebeneinander her. Schweigend zuerst.

„Ich wollte Sie gern einmal sprechen, liebe Ulrike," sagte Frau Äbtissin dann. „Allein und ohne Aufsehen. Ich habe eine Bitte." Sie sprach sehr liebenswürdig, mit großer Milde. „Sehen Sie, liebe Ulrike, ich würde es töricht von mir finden, wenn ich irgendwie in Ihr Schicksal einzugreifen versuchen wollte. Ich habe Sie nun Jahr und Tag beobachtet — ich habe Sie schätzen gelernt. Ganz ehrlich gesagt. Sie sind verständig genug, um selber zu wissen, was Sie zu tun und zu lassen haben. Meines Amtes ist es nicht, Sie zu warnen. Ich habe auch wirklich absolutes Vertrauen in Sie — denn ich meine vor allem Ihren Stolz zu kennen. Sie würden sich nie etwas vergeben. Ich weiß das —"

Ulrike war völlig überrascht. Die ersten Worte der Äbtissin verstand sie nicht einmal völlig. Dann zuckte es ihr jäh durchs Herz. Es war gleich einem plötzlichen Selbsterkennen. Oder richtiger: es war, als ob nun etwas, das sie geflissentlich, nicht unwissentlich vor sich selber im Verborgenen gehalten hatte, mit grellem Licht übergossen werde. Und so milde Frau Äbtissin sprach: in Ulrike weckten ihre

Worte doch eine Empörung. Sollte das trotz der Versicherung des Gegenteils eine Warnung sein, eine Mahnung, hübsch artig und brav zu bleiben? — Sie warf den Kopf in den Nacken. „Ich weiß wirklich nicht, Frau Äbtissin —"

„Bitte, liebe Ulrike —" Die Äbtissin legte die lange, schmale Hand leise abwehrend, zur Ruhe mahnend, auf ihren Arm. „Sie scheinen mich doch nicht mißzuverstehen. So will ich denn nochmals und ausdrücklich betonen: ich habe keinen Vorwurf für Sie!" Ein feines Lächeln glitt über die hageren Züge. „Ich bin ja auch einmal jung gewesen. Nur eine Bitte wollte ich aussprechen: wählen Sie sich einen anderen Begleiter als dies halbflügge Ding, die Kara. Zu begründen brauche ich meine Bitte gewiß nicht."

Ulrike senkte den Kopf. Sie fühlte, Frau Äbtissin hatte hundertfach recht.

Dann regte sich doch noch einmal ihr Widerspruchsgeist.

„Ich kann wirklich versichern, daß —"

Aber die Äbtissin schnitt ihr diesmal das Wort ab: „Wir wollen das Thema fallen lassen, liebe Ulrike," sagte sie in ihrer gelassenen, bestimmten Art. „Sie waren heute auf dem Feldberg? Hat sich wirklich in dem Hünengrab etwas gefunden? Ich erinnere mich, daß der Freystädter Geschichtsverein früher schon einmal dort Nachgrabungen veranstaltet hat —"

* * *

Es war Ulrike, als habe eine harte Hand an ihr Heiligstes getastet. Und wenn sie sich zehnmal sagte: Frau Äbtissin war durchaus im Recht, Frau Äbtissin hätte gar nicht ruhiger, milder, taktvoller handeln können — sie kam über jenes Empfinden nicht hinweg. Es bohrte und bohrte in ihr bis zum körperlichen Schmerz.

Erst wollte sie zur Abendtafel absagen. Dann entschied sie sich doch, hinunterzugehen, sich zu zwingen, eine gleich-

mütige, freundliche Miene aufzusetzen. Nur nicht die Pikierte spielen — nicht kleinlich und klein erscheinen!

Als sie aber unter den Damen saß und Kara von dem wundervollen Spaziergang erzählte und von dem Fund auf dem Feldberg, da erkannte sie mit einem Male aus den Mienen der anderen und aus kleinen, harmlosen Anspielungen, daß sie bisher als Blinde unter Sehenden gewandelt war. Und wieder, noch vertiefter, noch schärfer kam ihr das Empfinden, daß ihr harte Hände ein beseligendes Geheimnis zerstört hätten. Ein Geheimnis, so groß, so verschwiegen, daß es sich ihr selber noch kaum offenbart hatte.

Weinen hätte sie mögen —

Und dann kam mit einem Male ein völliger Umschlag in ihrer Seele: ein trotzig-fröhliches ‚So laß sie doch! Was tut's denn? Hat's denn das Licht der Sonne zu scheuen? Wolltest du nicht, daß du's in alle Welt hinausjubeln könntest, dies: der Lenz ist auch mir gekommen — ja, ja doch! — Ich liebe ihn! Und er liebt mich! Ich werde meine Jugend nicht vertrauern — glücklich will ich sein, glücklich werde ich sein!‘

Ein Singen und Klingen war plötzlich in ihr, eine Sonnenheiterkeit: ‚Sorge dich nicht! Denke nicht! Grübele nicht! Freue dich — glücklich will ich sein — glücklich — so glücklich —‘

Ihre gehobene Seelenstimmung mußte sich wohl in ihren Zügen ausprägen. Die kleine Kara hing sich nach Tisch an ihren Arm, sah zu ihr auf und sagte: „Was ist dir denn, Ulli! Du leuchtest ja!“ Aber wie sie sich herabbeugte und Kara küßte — sie mußte jemand küssen, jemand etwas Liebes tun —, da kicherte der Schelm ihr heimlich ins Ohr: „Ich weiß schon — ich weiß schon —“ Und fort war er.

War sie denn plötzlich ganz verwandelt? Als ob ihr ein Spiegel vorgehalten worden wäre und sie sich selber in dem blinkenden Glase erst recht erkannt hätte. Was war denn nur geschehen? Nichts — gar nichts. Nicht ein Wort von Liebe war gefallen, und doch war die beseligende Gewißheit da: er liebt dich! Eine Gewißheit über jedes Zagen,

über jeden Zweifel hinaus, sicher und froh! Wo hatte sie denn nur ihre Sinne gehabt? Jetzt wußte sie's: hundertfach hatten seine Augen, hatte sein Händedruck ihr gesagt: ich liebe dich — ich liebe dich —

Mit einem Male stand sie neben Tante Marie. Sie umfaßte sie zärtlich und bat: „Komm, sei lieb — komm auf dein Zimmer."

Tante Marie nickte nur. Und Ulrike flog vor ihr die Treppe hinan wie ein Sturmwind. Und oben, im Dämmerlicht des Zimmers, umhalste sie die Tante wieder. „Kein Licht! Laß es dunkel bleiben. In mir ist ja so viel Helle. Ich hab' dir etwas zu sagen — zu sagen — liebe, gute Tante Marie —"

Es war wohl gut, daß es dunkel blieb.

Ulrike brauchte den Sorgenzug im Gesicht der Greisin nicht zu sehen.

Sie fühlte nur, wie die alte, liebe Hand ihr zärtlich die heißen Wangen streichelte, wieder und wieder.

Dann, als sie alles gesagt hatte, was sich für sie in Worte fassen ließ, zündete Tante Marie doch die hohe Moderateurlampe an. Aber nun hatte sie sich schon wieder ganz in der Gewalt und hatte ihr Alltagsgesicht. Nur ein wenig ernst sah es aus, und sie summte auch kein fröhliches Lied aus ihrem Weisheitsbuch.

„Kindl — mein liebes Kindl —" sagte sie zärtlich. „Um dir Glück zu wünschen, ist's zu früh. Das wirst du verstehen. Aber alles, alles Gute wünsch' ich dir, die Erfüllung all deiner Hoffnungen. Recht aus vollem Herzen wünsch' ich dir das. Ich hab' ja geahnt, hab' auch bemerkt, was in dir vorging — hab' oft gewartet, daß du zu mir kommen würdest — hab' mir dann immer wieder gesagt, so wie du bist, mußt du alles mit dir allein abmachen. Nun bist du doch gekommen. Ich dank' dir, Ulli —"

Es glitt ein leichter Schatten über Ulrikens Gesicht. Was Tante da sprach, war ja so herzlich, so innig, so gut, und es war doch weniger, als sie erwartet hatte in ihrer Sonnenstimmung. Wieder tauchte in ihrer Erinnerung jenes

Gespräch auf, das sie einst mit Tante Marie über Ulrich gehört hatte. Ohne Zweifel: Tante war etwas voreingenommen gegen ihn. So sagte sie hastig: „Du kennst ihn noch gar nicht. So gut wie gar nicht. Lerne ihn nur erst kennen, dann wirst du verstehen, wie grenzenlos glücklich ich bin.“

„Das ist die Hauptsache, Ulli, das Glück in dir. Das wisse festzuhalten.“

Auch das war wieder ein Ausweichen —

Tante Marie fühlte es selbst. Sie hätte so gern mehr gegeben, sie hätte so gern mit Ulrike gejubelt. Das konnte sie nicht. Aber sie gewann es auch nicht über sich, in dieser Stunde ihre Bedenken und Sorgen auszusprechen, die gleich Mehltau auf das junge Glück fallen mußten. ‚Ich hab' kein Recht dazu,‘ sagte sie sich. ‚Es ist ja wahr: ich kenne ihn so wenig. Ich könnte vielleicht ungerecht sein.‘

Ulrike hatte sich in ihre Ecke des alten, steiflehnigen Sofas gesetzt. Eine ganze Weile saß sie nachdenklich, die Hände im Schoß, den Kopf leicht geneigt. Tante ging auf und ab, holte die Teemaschine und die goldgeränderten Tassen, stellte alles zierlich zurecht, entzündete den Spiritus —

Und Ulrike war's immer, während sie doch nur an ihn dachte, als müsse irgend ein leises Lied aufklingen, eine frohe Melodie —

Aber Tante Mariens liederreicher Mund blieb heute stumm.

Dann fuhr Ulrike mit einem Male empor. Ganz plötzlich knüpfte sie wieder bei dem an, womit sie vorhin geschlossen hatte: „Du mußt ihn kennen lernen. Du sollst ihn auch lieb haben. Gerade du — du! Und er dich!“ rief sie. „Morgen schon —“

„Das will ich, Ulli. Gern will ich das. Und glücklich sein, wenn ich dir sagen darf: er ist, wie du selber ihn findest: brav, gut, ehrlich! Sieh mich nicht so an, Kindl. Erinnere dich, daß ich vierzig Jahre älter bin als du. Das

Alter macht bedenklich, das Alter neigt dazu, überall Schatten zu sehen, wo der Jugend alle Wege eben und licht erscheinen. Der goldigen Jugend —“

* * *

Tante Marie hatte eine schlechte Nacht gehabt. Sie war unzufrieden mit sich selber. Grämlich und übertrieben ängstlich kam sie sich vor. Alle Erinnerungen an verspieltes Glück, dem sie in ihrem Leben begegnet, waren wieder aus der Vergangenheit vor ihr aufgetaucht, und die häßlichen Bilder wollten sich nicht zerstreuen lassen. Vergeblich rief sie sich zu: Ulrike ist klug, Ulrike ist verständig genug, sich nicht betören zu lassen. Ulrike ist so schön, daß dieser Vetter sie ja lieben muß. Ulrike besitzt über ihre Schönheit hinaus alle Eigenschaften, um eine Liebe, die ihr geworden, und selbst wenn's ursprünglich nur eine Leidenschaft gewesen wäre, dauernd festzuhalten und immer mehr zu vertiefen! All die schönen Gründe halfen nichts. Es war eine Stimme in ihr, die sie warnte: Du bist gestern nicht ganz ehrlich, nicht ganz offen gegen Ulrike gewesen. Hol's nach, sobald es Tag wird. Gehe zu ihr und sage ihr: ‚Sei auf deiner Hut. Du bist verblendet, weil du verliebt bist. Du schöne, stolze, kühle Ulrike, ganz einfach verliebt bist du! Gar nicht zu verwundern; es mußte sogar einmal so kommen. Der Lauf der Welt ist's. Denn du bist jung —‘

Aber als nun die Frühsonne hell ins Zimmer schien, da waren diese trüben Gedanken wie fortgescheucht. Ein paar Stunden gesunden Schlafs, wie sie das Alter nur braucht, hatten sie versinken lassen. Sie sah alles in ganz anderem Licht, ja es verdroß sie, gestern abend nicht ganz in Ulrikens Glückwunsch mit eingestimmt zu haben. Der frohe Optimismus ihres Herzens kam wieder obenauf. Den kleinen Rest Bedenklichkeit jagte sie schnell in die Flucht, indem sie sich vornahm: Du wirst diesem Ulrich schon tüchtig auf den Zahn fühlen — und ihr wurde ordentlich leicht

ums Herz, als sie das erste Liedlein darauf summen konnte: „Doch — doch darf ich dir trauen — dir — mit leichtem Sinn —“

Bei Ulrike war's gerade umgekehrt. Sie hatte geträumt — geträumt: nur von ihm. Vom ersten Kuß hatte sie geträumt, im Myrtenkranz an seiner Seite hatte sie gestanden, mit ihm war sie über den grünen Rasen geritten mit ihm hatte ein Heim, ein eigenes Heim sie geteilt —

Und nun der Tag da war, schien ihr die Sonne nüchtern hell ins Zimmer, und sie lag und sann: war das gestern abend nicht doch nur ein Rausch gewesen? Das Herz pochte ihr angstvoll. Sie liebte ihn — ja, sie liebte ihn! Aber hatten ihre Sinne ihr nicht seine Liebe nur vorgegaukelt? Ein heißer Blick — ein zärtlicher Händedruck: was bedeutete das einem jungen Manne? Nichts bedeutete es, zu nichts verpflichtete es. Und hätte sie nicht aus Tante Mariens Verhalten ein stummes Abraten herausfühlen müssen? Und wenn er sie nun auch liebte, war seine Liebe stark und tief genug, um aller Hindernisse Herr zu werden?

Den ganzen Tag über ging ihr das Goethesche Wort nicht aus dem Sinn, das: himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt —

Gestern hatte sie gejauchzt und gejubelt. Heute lag es wie eine schwere Last auf ihr.

Und nur eins blieb lebendig in ihr: die große Sehnsucht. Aber dieser verzehrenden Sehnsucht war die schmerzvolle Angst beigemischt: wenn du ihn wiedersiehst, wirst du fühlen, ob er dich liebt! Und immer schmäler glimmte die Leuchte ihrer Zuversicht, ihrer Hoffnung.

Langsam schlich der Tag hin. Ihr war's immer, als müsse ein Lebenszeichen von ihm kommen, ein Gruß ihr werden. Aber gerade das einzige, was sie erfuhr, drückte sie nur noch mehr. Am Nachmittag huschte Kara ins Zimmer, teilte ihr wichtig mit, daß Frau Äbtissin gegen abend mit ihr nach der Stadt fahren wolle — „Denk' dir, nun kann ich heute nicht mit euch zusammen sein — nun, du wirst dich trösten!“ — und dann: „Du geliebteste Ulli, Schwarm

meiner Seele, er bleibt ja übrigens nur noch vier Tage im Stift. Ich weiß es von der Hilgerten, und die hat's von seinem Burschen. Die Arbeit hier ist fast fertig, und er muß sein Quartier nach Herrendorf verlegen."

„So —!" hatte Ulrike nur mühsam herausgebracht.

„So —!" hatte Kara lachend nachgemacht. „Wie komisch du das sagst. Als ob dir's gleichgültig wäre. Mir machst du doch nichts weiß. Ach Ulli, liebe Ulli — muß das schön sein —"

Sie hatte auffahren wollen. Aber die Kraft versagte ihr, und sie war froh, als der Irrwisch das Zimmer räumte.

Dann kam Tante Marie, um sie abzuholen.

Gewaltsam nahm sie sich zusammen, um ihre niedergedrückte Stimmung nicht zu verraten. Grad' vor Tante nicht, die gestern so abmahnend gewesen war.

Allmählich erst merkte sie, wie plötzlich die Stimmung von Tante Marie umgeschlagen war. Ganz seltsam berührte es sie, wie froh und heiter sie plauderte, kleine Scherze und Anspielungen machte, beim Wandern durch den Park bald ihr Liedchen sang — ein süddeutsches Liedchen: „Kalt ist's im Oberland, unten ist's warm. Oben sind die Leut' so reich, d'Herzen sin gar net weich, sehen mi net freundlich an, werden net warm —. Aber da unten rum, da sin d'Leut' arm, aber so froh und frei und in der Liebe treu, — drum sind im Unterland d'Herzen so warm —"

Ulrich machte große Augen, als er an Ulrikes Seite anstatt Komteß Kara die Stiftsdame erkannte.

Aber dann wandte sich sein Blick auf Ulrikes Gesicht, und da erstaunte er: es sah wie versteinert aus. Wunderbar schön — aber wie durch einen tiefen Schmerz in Fesseln geschlagen.

Er ließ seine Arbeit stehen und liegen und eilte ihnen entgegen, immer die Augen auf Ulrike gerichtet. Und als er so, das Hütchen schwenkend, auf sie zukam, mit einem „Grüß Gott — grüß Gott!" da sah er, wie das Gesicht, das eben noch dem Marmor glich, plötzlich wieder Leben

gewann. Das Blut stieg in die Wangen, die dunklen Augen leuchteten zu ihm hin —

Immer wieder, während des ganzen Tages hatte Ulrike sich gesagt: Wenn du ihn siehst, wirst du fühlen, wirst du wissen, ob er dich liebt! In Angst und Sehnsucht hatte sie es sich wiederholt. Nun, als sie ihn vor sich hatte, als sie in seine Augen blickte, da hätte sie lachen und weinen mögen zu gleicher Zeit, sich eine Närrin schelten und jubeln: ‚Wie konntest du so klein von ihm denken! Er liebt dich — er liebt dich —‘

Die hohe Freude, das innere Frohlocken, das er in ihren Augen sich wiederspiegeln sah, erfüllte auch ihn. Er strahlte vor Heiterkeit.

„Wie ich mich freue — wie ich mich freue —,“ mußte er immer wiederholen. Bis sie lächelnd neckisch fragte: „Grad' heute besonders? Ist's denn heute anders als sonst? Ich kann's nicht finden.“

„Doch! doch!“ sagte er. Dann fiel ihm ein, daß Kara ja fehlte. „Wo steckt denn unsere kleine Komteß?“

„Kara mußte mit der Äbtissin in die Stadt —“

Tante Marie warf ein: „Jawohl! Und so müssen Sie anstatt der jüngsten Jugend mit dem würdigen Alter vorlieb nehmen. Wahrscheinlich ist's das, was Sie heute so besonders erfreut.“

Er machte eine seriös-komische Verbeugung: „Natürlich ist's das, gnädige Tante. Daß die Cousine da das nicht gleich begriff! Und jetzt will ich meinen getreuen Fridolin erlösen, der dort drüben wie ein Marmorbild mit der Distanzlatte steht. Wissen Sie, welchen Spottnamen mein Bursche dem armen Kerl aufgehängt hat? Er nennt ihn nur noch den Lattenfritzen. Und dann pack' ich meinen Kram ein, und wir machen noch einen schönen Spaziergang. Ist's recht so?“

„Ich helfe einpacken,“ rief Ulrike. „Ich versteh's schon ganz gut.“

Sie war wie ein großes Kind. Sie neckte sich, während sie den Bezug über den Meßtisch zog, mit Ulrich; sie setzte sich auf den Grabenrand, und er mußte ihr die Bleistifte

reichen, den Gummi, den Zirkel, daß sie jedes einzelne Stück gewichtig in den Behälter tun konnte. Dann und wann berührten sich dabei ihre Hände, und jedesmal schoß ihr das Blut ins Gesicht.

‚Ist das meine hoheitsvolle Ulrike?‘ dachte Tante Marie. ‚Was die Liebe nicht tut!‘

Aber auch Ulrich gefiel ihr. Sie wollte sich überzeugen lassen, daß sie ihn unterschätzt hatte, und sie ließ sich überzeugen: er war wirklich ein lieber, offener Junge, der Ulrich! Man mußte ihn gern haben. Es ging eine Herzensheiterkeit, eine Frische von ihm aus, der man gar nicht widerstehen konnte. Und wie er Ulrike lieben mußte! Jeder Blick seiner hellen Augen bewies es aufs neue —

Der Frohsinn der beiden jungen Menschen riß auch sie mit fort, die ja stets im Herzen jung geblieben war.

Als sie zu dritt durch den Wiesengrund gingen und dann am Rande des Gehölzes entlang, war sie es, die plötzlich meinte: „Singen wir eins!“

„Aber was?“ sagten beide wie aus einem Munde.

„Etwas Schwäbisches. Etwas vom alten guten Hebel. ‚Es g'fallt mer nur die eini —‘“

„Kann ich gar nicht,“ rief Ulrike.

„Aber ich kann's —“

„Dann paß auf, Ulli. Wir beide werden's dir singen. Gleich den zweiten Vers —“

Und sie sangen: „'s isch wahr, das Maidli g'fallt mer, und 's Maidli hätt i gern — 's hat allweil e frohe Muet, e G'sichtli hat's wie Milch und Bluet, und Auge wiene Stern —“

Alle elf Verslein sangen sie. Und beim letzten „O Vreneli, was seisch mer, o Vreneli ist's so —“ Da faßte Ulrich leise nach der Hand der Geliebten, und sie ließ sie ihm, und so schritten sie nebeneinander, indes Tante Marie hinter ihnen herging und dachte: ‚Ein schönes Schutzfräulein bin ich — schlimmer als die kleine Kara —‘ und still und froh in sich hineinlachte: ‚Die Jugend — die goldige Jugend‘ —

Der Schlag der Kirchturmuhr aus dem Dorfe mahnte.

Sie bogen ab und wanderten querfeldein dem Parke zu. Hier und dort bückte sich Ulrich und hier und dort Ulrike und pflückten am Wegrand Feldblumen und reichten sie sich gegenseitig und banden sie zum Strauß.

„Den bekommt Tante Marie —“ hieß es. Und plötzlich stimmte Ulrich an: „Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön, als wenn zwei verliebte Seelen beieinander tun stehn —“ und Tante sang gleich den zweiten Vers: „Setze du mir einen Spiegel ins Herze hinein, damit du kannst sehen, wie so treu ich es mein' — wie so treu ich es mein' —“

„— wie so treu ich es mein' —“, sang Ulrike leise mit. Und beide sahen sich tief in die Augen.

Nun waren sie schon mitten im Park. Wo nur die Zeit bleibt?

Sie gingen jetzt wieder zu dritt nebeneinander. Das Lied war verklungen —

Plötzlich sagte Ulrich: „— und übermorgen muß ich fort!“ Nach all der Heiterkeit klang's so unsagbar traurig.

Ulrike ließ den Kopf sinken.

Schweigend gingen sie ein Stück weiter im tiefen Schatten.

Mit einem Male blieb Tante Marie stehen. „Ich muß hier abbiegen, Ulli,“ sagte sie hastend. „Da hätt' ich doch beinahe vergessen, daß ich noch in den Gemüsegarten muß —“

„Ich geh' mit dir —“ Ulrike sprach es mit zitternder Stimme.

„I bewahr mich! Das fehlte noch. Der Vetter bringt dich bis zum Stift. Die paar Schritte!“

Sie nickte und wandte sich und sah noch einmal zurück und nickte wieder und drückte die beiden Daumen im Weitergehen ganz fest ein. Wahrhaftig, sie war nicht abergläubisch. Sie lächelte, indem sie's tat. Aber es war doch nun 'mal solch alte, dumme, gute Gewohnheit, jemand den Daumen zu halten. —

Einen Augenblick stand Ulrike regungslos. Ihr war's, als müsse sie noch einmal rufen: Ich komme mit dir! Als müsse sie der Tante nacheilen. Eine große Angst war in ihr und zugleich eine noch größere Seligkeit.

„Ulrike —“ hörte sie neben sich sagen und hörte den eigenen Herzschlag.

„Wir wollen gehen —“ stieß sie hervor.

Ein paar Schritte — die roten Schloßmauern schimmerten schon durch das Unterholz —

Da faßte er nach ihrer Hand — nach ihren beiden Händen.

„Ulrike —“ sagte er wieder. „Liebe, liebe Ulrike —“ und zog sie an sich und küßte sie —

Sechstes Kapitel.

Im Sonnenglanze lag die ganze weite Welt vor Ulrike. Oft war's ihr, als könnte sie ihr Glück gar nicht fassen und begreifen, so unermeßlich erschien es ihr. All ihrer heißen Sehnsucht war Erfüllung geworden. Sie liebte und sie wurde geliebt. Licht, strahlendes Licht und Wärme überall.

Was tat's, daß sie ihr Glück noch nicht laut offenbaren durfte! Sie hatte nie klein gedacht, sie nahm auch diese Tatsache hin als etwas Unabänderliches. Ja, gerade das Geheimnis hatte seine eigene Schönheit. Es war so selbstverständlich, daß Ulrich erst seine Verhältnisse regeln, daß er mit seinem Vater sprechen mußte. Nur Tante Marie sollte Mitwisserin sein; das wünschte auch er. Und dann mußte sie der Äbtissin Mitteilung machen; das ließ sich nicht umgehen.

Tante Marie weinte vor Freude. Ullis Glück war ja auch ihr Glück. Die Äbtissin nahm die Meldung mit ihrem gelassenen Lächeln entgegen, küßte Ulrike auf die Stirn. Daß die Veröffentlichung der Verlobung nicht sofort erfolgen konnte, fand sie begreiflich und bat nur, daß Ulrich sein Hauptquartier möglichst bald verlegen möchte, was ja auch mit den dienstlichen Anordnungen übereinstimmte. Sie

fragte noch, ob Ulrike vielleicht wünsche, daß sie ihrerseits den Stiftsdamen irgendwelche Mitteilung machen solle, um unnötigen Fragen und Anspielungen vorzubeugen. Aber Ulrike bat, davon Abstand zu nehmen. Es konnte sich ja nur um einen Aufschub von wenigen Wochen handeln, denn sie wünschte keine lange Brautzeit. Wenn sich alle Formalitäten mit der Kaution und dem Konsens rechtzeitig erledigen ließen, sollte im Herbst die Hochzeit sein.

So hatte sie es mit Ulrich besprochen in der ersten ruhigen Stunde. Sie hatte ihm auch offen gesagt, was er ja längst wissen mußte, daß sie nur über ein ganz kleines Kapital verfügte, immerhin hinreichend für eine standesgemäße Ausstattung. Vielleicht war bei der Erwähnung dieser finanziellen Angelegenheit ein leichter Schatten über sein fröhliches, glückliches Gesicht gehuscht. Sie hatte dies jedenfalls nicht bemerkt, und gleich hatte er ja auch seine Arme wieder um sie gelegt, sie geküßt, heiß und innig. „Nichts davon — nichts davon!“ hatte er ihr ins Ohr geraunt. „Glücklich sein — glücklich sein!“

Dann war da noch die kleine Komteß Kara, die sehr energisch ihren Anteil verlangte. Energisch mit einer komischen Mischung von Freude und Pikiertheit, daß sie nicht sofort in das große Geheimnis eingeweiht wurde, das sie Ulrike ja gleich „aus den Augen abgelesen“, sogar „an der Nasenspitze“ abgesehen hatte. Ganze vierundzwanzig Stunden wandelte sie stocksteif um die heimliche Braut herum und gab in aller Form ihre Mißbilligung über Ulrikes Schweigen zu verstehen. Dann kochte der Sprudeltopf über. Sie rückte Ulrike „auf die Bude“. „Du bist meine einzige Freundin, und so behandelst du mich! Ist das der Dank, daß ich euch immer so getreu und so diskret begleitet habe! Pfui, Ulli, Pfui — und nun gesteh' mal und erzähl' mal — aber ganz aufrichtig — ist die Bombe geplatzt? Und wie war's? Ich muß das ganz genau wissen —“

Es war nicht leicht, den Sausewind zu befriedigen. Ulrike in ihrer Herzensglückseligkeit konnte auch nicht ganz schweigen. Aber sie tat das Klügste, was sie tun konnte:

sie nahm die Kleine, küßte sie recht herzlich und sagte: „So war's!" Lachte sie an mit ihren jetzt immer strahlenden Augen und erklärte dann noch einmal: „So war's! Und nun frag' nicht weiter! Und weh' dir, wenn du deinen Plappermund nicht hältst!"

„Aber Ulli — ich bin ein Grab! Schweigen — Ehrensache!" klang's darauf zurück, und die Sache war abgetan.

Braut! Brautzeit!

Der erste Gedanke am Morgen, wenn sie erwachte, galt ihm und ihrem gemeinsamen Glück. Der letzte Gedanke in später Nacht knüpfte unmittelbar an den ersten an. Und durch all die Tagesstunden schlang sich der eine Gedanke wie die Glieder einer goldenen Kette gleich seliger Empfindungen.

Sie sahen sich ja nur wenig. Ganz selten gab es kurze Augenblicke, in denen ihnen Tante Marie ein Alleinsein ermöglichte. Es war dann, als ob Ulrike auf diese kurzen Minuten all ihre Liebe, all ihre Hingabe vereinigen wollte. Sie schmückte sich für jede Begegnung. Sie sann, was Ulrich wohl gefallen könne, wie sie ihm eine kleine besondere Freude bereiten könne. Einmal brachte sie ihm den Siegelring ihres Vaters mit dem Familienwappen: „Der darf nun nicht mehr von deinem Finger, Ulrich! Und jedesmal, wenn du ihn ansiehst, denkst du an mich."

„Ich denke immer, immer an dich!" rief er. Dann fiel ihm ein: „Ulli, wir haben ja noch keine Brautringe!"

„Was tut das? Laß nur! Unsere Liebe braucht kein äußeres Zeichen. Die hält uns fester zusammen als jeder Reifen! Unsere Liebe, Ulrich — unsere Liebe!"

‚Es ist wie ein Wunder,' dachte Tante Marie bisweilen. ‚Daß ich doch immer gemeint habe, Ulli sei aus sprödem Metall. Und nun ist sie weich und hingebend, und dabei wohnt eine Leidenschaftlichkeit in ihr, die ich ihr nie zugetraut hätte. Als ob sie Jahr um Jahr all ihre Liebe heimlich aufgespeichert hätte, um nun den Einen — den Einen mit ihr zu überschütten.'

*   *
  *

Dann kam die Abschiedsstunde.

Es war ja kaum ein Scheiden zu nennen. Herrendorf, wohin Ulrich umquartierte, war nur zwei Meilen entfernt. Ein Ritt von einer knappen Stunde tat's. Aber der Dienst verbot doch ein tägliches Herüberkommen, und auch die Rücksichten auf die Geheimhaltung der Verlobung schlossen dies aus.

Sie waren beide todunglücklich. Doch da gab es wieder den süßen Trost der Verabredungen, wie und wo sie sich treffen wollten. Und täglich wollten sie sich schreiben.

Er zog ein drolliges Gesicht, als sie das sagte. „Ulli — süße Ulli — ich fürchte mich. Ich bin solch schlechter Briefschreiber —“

„Dann lernst du's um meinetwillen,“ lachte sie ihn aus feuchten Augen an. „Ich mag auch keine Kunstbriefe. Schreib kurz und schreib, wie es dir in die Feder kommt. Nur Nachricht muß ich täglich haben.“ —

So flogen denn die Briefe herüber und hinüber. Manchmal mußte sie lachen, wenn sie den sehnlichst erwarteten Brief las. Er schrieb ja durchaus, wie ein gebildeter Mann schreibt, das talent epistolaire fehlte ihm jedoch wirklich. Er konnte keine Stimmung in Worten ausdrücken, oder wenn er's versuchte, schlug's ins Nüchterne oder gar ins Groteske um. Manchmal verdroß es sie ein wenig: nichts von der sonnigen Frische seines Wesens leuchtete ihr aus diesen Briefen entgegen.

Aber dann kamen wieder die kurzen Wonnestunden des Beisammenseins. Nicht die paar Abende, zu denen die Äbtissin Ulrich einlud. Die brachten, so gut sie gemeint sein mochten, doch mehr Befangenheitsqual als Freude. Nein — das heimliche Treffen am Waldrand, auf dem Hünengrab: das füllte immer aufs neue ihr Herz. Lange, ehe er kommen konnte, saß sie dann und spähte in die Ferne, bis am Horizont ein kleiner, dunkler Punkt auftauchte, der wuchs und wuchs; bis sie dann erkannte, wie er sein Pferd zu schnellerer Gangart antrieb, von Sehnsucht erfüllt; bis er aus dem Sattel sprang, ehe der schaumbedeckte Gaul noch stand, und sie

an sich riß — sie küßte, sie mit heißer Zärtlichkeit überschüttete.

Es waren selige Stunden, selige Tage, die Ulrike mit ihrem Verlobten durchlebte. Wunderbar, wie sich alles fügte, alles zu ihrem Glück harmonisch abgestimmt schien. Der Himmel blaute während der ganzen Wochen. In den lauen Nächten fiel Regen, an jedem Morgen strahlte die Sonne wieder. Einen Erntesegen gab's heuer, wie seit Jahrzehnten nicht. Dicht und hoch stand das Getreide, die Wiesen lachten in sattem Grün. Auf allen Gesichtern lag Zufriedenheit. Wenn Ulrike einer Bauersfrau begegnete, war's ihr immer, als sei deren Gruß doppelt freundlich, als gelte er ein wenig auch ihrem Glück.

Und auch im Stift herrschte Sonnenschein. Eine Braut im Stift zu haben, erschien den Stiftsdamen als etwas ganz Besonderes. Man durfte ihr ja noch nicht gratulieren — leider! Aber man zeigte ihr doch, wie gern man's täte. Der kommende Brautkranz wob schon eine kleine Gloriole um ihr Haupt. Sogar die Ausgezeichnete knickste besonders tief und hatte dabei stets ein ganz eigenes sauertöpfisch-liebenswürdiges, devot-vertrauliches Lächeln.

Aber Ulrike selbst war wohl auch noch nie so gleichmäßig heiter, so liebenswürdig gewesen, wie in dieser Zeit. Als ob sie all und jedem von ihrem eigenen Glück etwas abgeben möchte. Stundenlang konnte sie geduldig mit Frau Äbtissin am Schachbrett sitzen oder mit Josepha über ein Nichts plaudern oder sich von Ellinor über die Mysterien eines guten, sparsamen Haushalts unterrichten lassen.

Ja — der sparsame Haushalt!

Sie war sich bewußt, daß sie mit knappen Mitteln würden haushalten müssen. Ihr schien das leicht. Aber würde Ulrich sich darein schicken können? Er war verwöhnt. Er hatte immer das Leben des flotten, jungen Kavallerieoffiziers geführt, hatte stets in glänzenden Kreisen verkehrt, in den Hofgesellschaften zu Stuttgart und in Berlin. Sie zweifelte nicht, daß seine Liebe groß und stark genug sein würde, um ihretwillen sich einzuschränken. Der Wille war

gewiß da; ob die Kraft ausreichen würde? Um seinetwillen, nur um seinetwillen bedauerte sie, arm zu sein. Oft mußte sie gerade jetzt an ihren Vater denken. Daß der sie nicht in ihrem Glück, nicht als Braut sehen konnte! Und doch auch an all seine geschäftlichen Pläne für ihre Zukunft, an die Gandernschen Werke und an Nieburg.

Es waren ja nur flackernde Gedanken, die kamen und gingen. Aber der Niederschlag blieb: wie anders würde sich jetzt ihr Los gestalten, wenn sie die Erbin von Gandern geworden wäre, wenn Nieburg nicht —

Damit riß der Faden jedesmal ab. Es wollte ihr nicht mehr gelingen, den alten Haß zu konzentrieren. Gerade jetzt nicht. Gerade jetzt mochte sie auch nicht die leiseste Möglichkeit einer Ungerechtigkeit auf sich laden.

All das führte aber ihr Denken doch mehr und mehr auf die Zukunft hin.

Zuerst hatte sie es als etwas Selbstverständliches genommen, daß ihre Verlobung nicht sofort veröffentlicht werden konnte. Nun wurde doch mehr und mehr der Wunsch in ihr lebendig, mit Ulrich offen vor alle Welt hintreten zu können. Sie war ja so stolz auf ihn! Was ihr zuerst als ein besonderer, süßer Reiz erschienen war, diese Heimlichkeit ihrer Liebe, empfand sie allmählich als unwürdig. Und das um so mehr als sie täglich neu erkennen mußte: sie wissen's ja doch alle! Sie schweigen nur und lächeln —

Sie meinte, Ulrich müsse genau empfinden wie sie. Aber sie merkte bald, dem war nicht so. Ja, er wich sogar der Erörterung der Frage aus. Bis sie ihn dann offen fragte: „Ulrich, willst du dich deinem Papa nicht offenbaren?"

Sie saßen wieder am Hange des Hünengrabes. Er hatte seinen Arm um sie gelegt; sie lehnte sich an ihn, er sah bewundernd in ihr schönes Gesicht. „Ich hab dich lieb —" sagte er immer wieder. Er antwortete nicht einmal gleich. „Sag', daß du mich auch lieb hast! Ich will's hören. Ich kann's gar nicht oft genug hören. Ulli, Schöne, Schönste —"

„Daß ich dich lieb habe! Lieb über alles Begreifen

hinaus." Es kam wieder das leise Beben über sie. Doch dann sagte sie bittend: „Ulrich, sprich mit deinem Vater!"

„Ja, Schatz. Bald — sobald es möglich ist. Aber jetzt — laß uns doch die Stunde genießen. Mein Gott, wie kurz ist unser Zusammensein!"

„Auch darum, Ulrich. Es wird immer schwerer für mich. Ich fühle jedesmal die fragenden Blicke, wenn ich mich fortstehle. Es peinigt mich —"

„Ulli, sei nicht kleinlich. Was kümmert's dich? Ein paar Wochen nur noch —"

„Ein paar Wochen —" wiederholte sie schwer.

Er richtete sich auf. „Aber Ulli, du weißt doch selbst, daß ich nicht fort kann. Der Dienst —"

„So schreib' —"

„Läßt sich das schreiben?" Er lachte. „Nein, Ulli. Ich muß meinen alten Herrn sprechen. Ich muß ihn überzeugen. Ich muß ihm sagen, daß ich nicht ohne dich leben kann. Laß den Kopf nicht sinken — sieh' mich an. Ach Ulli — wie schön bist du —" Und er küßte sie, küßte ihr Wunsch und Willen von den Lippen fort.

Solange sie zusammen waren, hielt das an. Im Stift aber wurde sie sich der Peinlichkeit ihrer Lage immer wieder und immer schärfer bewußt. Vielleicht bildete sie es sich nur ein, daß in den Augen der Äbtissin etwas wie fragender Vorwurf lag. Vielleicht klang ihr manche harmlose Anspielung schärfer, weher in der Seele nach, als sie gemeint war. Es waren ja nur Schatten auf ihrem Glück, die vorübergehen mußten. Schatten, wie sie überall sind, wo Sonne ist. Aber in ihren einsamen Stunden kam oft die bange Frage: Wann reist Ulrich? Warum zögert er? Dann mußte sie sich freilich sagen: er hat recht. Vater und Sohn müssen sich gegenüberstehen, schreiben läßt sich nicht, was Ulrich dem Vater zu sagen hat. Ja — wenn du eine Erbin wärst, anstatt ein armes Stiftsfräulein —

Sie nahm das Kursbuch vor und rechnete die Züge nach Mingrode aus. Es mußte ja gehen, daß Ulrich über Sonntag hinfuhr. Es ging auch. Sie sagte es ihm. Sagte es ihm

ein wenig verletzt und etwas triumphierend zugleich. Aber er schüttelte den Kopf: „Närrchen, hast du's denn vergessen? Papa ist ja in Gastein zur Kur. Wenn er zu Hause wäre — Ulli, zweifelst du, daß ich längst hinübergefahren wäre?"

Nein — sie zweifelte nicht. Sie wollte nicht zweifeln. Aber die Enttäuschung lastete schwer auf ihr. Die frohe Stunde am Waldrand im Abendsonnenschein war diesmal getrübt. All seine Zärtlichkeit half ihr nicht, das seelische Gleichgewicht wiederzufinden. Er schied gekränkt.

Dann war das nächste Mal das Glück um so heller. Sie wollten beide gut machen. Sie überlegten, wann der alte Herr heimkehren würde; sie rechneten sich aus, wenn die Verlobung veröffentlicht werden könnte — sie zählten in Ulrikes kleinem Taschenkalender Tage und Wochen ab, wie lange die Eingabe wegen des Konsenses unterwegs sei; sie setzten das Datum der Hochzeit fest. Und sie planten und planten: Flitterwochen in Italien und dann den Einzug ins eigene Heim. Wie die Kinder waren sie froh —

Als Ulrike zurückging, war noch ein Klingen und Jubeln in ihr. ‚Froh waren wir wie die Kinder!' — wiederholte sie sich selber. Und stutzte plötzlich.

Ganz plötzlich, zum ersten Male überkam sie ein eigenes Empfinden. Es war fast etwas Scham dabei. Ja, wie die Kinder! Nie eigentlich berührten sie, wenn sie beisammen waren, ein ernstes Thema, und selbst wenn einmal ernste Dinge besprochen wurden, wie heute, war's wie Kinder solche besprechen. Ein Pläneschmieden ins Uferlose!

Sie ging sehr langsam weiter, mit hängendem Kopf.

War das wohl immer so, wenn zwei — wenn zwei sich liebten?

Vielleicht —

Aber Ulrich mied fast absichtlich jedes ernstere Gespräch — das blieb doch wahr.

Immer war er heiter, liebenswürdig; immer Kavalier. Aber war er nicht oberflächlich?

Ulrike blieb stehen. Ein beklemmendes Gefühl überschlich sie. Sie sann nach. Es war wirklich nicht anders. In all

den Wochen waren sie in einem leichten Schifflein gesegelt, in seichtem Fahrwasser. Unwillkürlich kam ihr die Erinnerung an den Vater, an Nieburg, auch an Graf Gruhnau. Wie andere Gesprächsstoffe hatten die herangezogen, welch reiche Anregung hatte ihr jede Unterhaltung mit ihnen geboten?

Dann lachte sie mit einem Male. Es war wie eine Befreiung.

Ja doch! Freilich! Aber war sie selbst in all der Zeit denn anders gewesen? Hatte sie nur ein einziges Mal das Bedürfnis nach einer tieferen Unterhaltung empfunden? Geküßt hatten sie sich, gekost hatten sie, sich lieb gehabt! War das nicht genug? Was wollte sie denn mehr? Vor ihnen lag ja noch das lange Leben. Jetzt durften sie fröhlich sein, die Stunde genießen. Dann kam von selber die Arbeit, und der Ernst kam, und mit ihnen stellte sich ganz gewiß die reifere Gemeinsamkeit der Interessen ein.

Jetzt konnte es ja gar nichts Besseres, Schöneres geben, als das Bewußtsein: du liebst ihn! Er liebt dich! Törin, die sie war mit ihren Gedanken! Sollte er etwa philosophieren? Küssen sollte er — sie im Arm halten, in ihre Augen sehen, ihr zärtlich-leise zuraunen: Ich liebe dich — über alles in der Welt liebe ich dich! —

Es kam eine Zeit, in der sie alle Erwägungen, alle Sorgen, alle Bedenken weit hinter sich warf. In der sie das Stift und all dessen Insassen, selbst Tante Marie und Kara vernachlässigte, fast geflissentlich; immer nur an ihn dachte sie, an ihr nächstes Beisammensein. Eine selige, ungetrübte Zeit, ein Untertauchen in Zärtlichkeit und Liebe.

Dann gab es einen kurzen Schmerz für beide. Der Dienst zwang Ulrich, sein Quartier noch einige Meilen weiter fortzulegen; er war mit seiner eigentlichen Aufgabe fertig, hatte aber noch Rekognoszierungen an den Grenzlinien seines Meßtischblattes vorzunehmen. Nun konnte er sich nur noch selten mit Ulrike treffen. Sie waren sehr traurig. Aber beiden erschien doch die Aussicht, wenigstens zweimal in der Woche sich sehen zu können, wie ein süßer Trost. Und

der Zeitpunkt nahte ja immer mehr, an dem Ulrichs Vater heimkehren mußte.

„Ulrich, wie ist dein Vater? Sage doch, nicht wahr, du bist voll Vertrauen?“ fragte sie.

„Gewiß, du Liebste — aber selbstverständlich. Er ist immer gut zu mir gewesen. Ich habe nie vergebens bei ihm angepocht —“

„Also hast du das schon? Schulden — nicht wahr? Gesteh's nur!“

Er zwirbelte etwas verlegen und doch auch belustigt an seinem Schnurrbärtchen. „Na — weißt du — ich möchte mal den Kavalleristenpapa sehen, der nie als Beichtvater fungiert.“

„Und jetzt — jetzt hast du auch Schulden?“

„Bagatellen, Schatz. Aber nun laß das! Ich flehe dich an. Das wird sich alles schon arrangieren. Ich stecke mich hinter meinen cher frère, den Legationsrat, und der hat bei dem alten Herrn einen Riesenstein im Brette. Du — wenn der dich sehen wird! Ist nämlich ein kolossaler Schönheitskenner — Augen soll der machen! Du bist ja doch die Schönste von allen!“

Sie hörte es gern, daß er sie so schön fand. Aber bisweilen schlich sich ein leises Bedauern ein. Immer betonte er nur, wie schön sie sei. Zärtlich heute, leidenschaftlich morgen. Minutenlang konnte er neben ihr sitzen und sie anschauen im stummen, heißen Bewundern.

Gern hätte sie einmal gesagt: ‚Du kennst mich ja eigentlich gar nicht, Ulrich. Das bißchen Schönheit — sieh! — das ist doch nur äußere Schale. Weißt du denn, wie es in mir aussieht? Nichts weißt du von mir. Nicht, ob ich klug oder töricht, ob ich gut oder schlecht bin, ob unterhaltend, ob langweilig — und wir wollen doch ein Leben lang miteinander sein —‘

Aber sie wagte es nicht. Es war etwas in ihr, das sie warnte. Die Furcht, er würde sie erstaunt ansehen, dann fröhlich lachen und vielleicht rufen: ‚Du bist, wie du bist — mein Lieb bist du! Sagt das nicht alles?‘

Wie sie ihn entbehrte in den Zwischenzeiten, die nun, immer länger werdend, sich zwischen die kurzen Stunden des Beisammenseins einschoben! Wie sie die Tage zählte. Auch wie ein Kind. So hatte sie einst das Weihnachtsfest erwartet oder in der Pension das Datum des Ferienbeginns. Ach nein! Unendlich heißer brannte jetzt die Sehnsucht in ihrem Herzen.

Der schönen ersten Junihälfte folgte eine trübe Regenperiode. An jedem Morgen spähte sie vergeblich aus dem Fenster, ob die Witterung sich nicht wenden wollte. Aber Sturm und Regenwetter hielten sie nicht ab, pünktlich zum vereinbarten Rendezvous zu kommen. Sie empfand sie kaum, so groß war ihre Freude. Sie empfand das ungünstige Wetter jedenfalls weniger als Ulrich. Der war verdrießlich — zum ersten Male. Er schalt auf den Wettergott, er klagte, daß er mit seiner Arbeit nicht recht vorwärts käme.

Sie hatten sich vor einem starken Guß unter eine Feldscheune geflüchtet. Ulrike mußte lachen: sie sahen so drollig aus. Er im langen Regenmantel, sie im englischen Havelock, beide triefend vor Nässe. Ulrich aber hatte heute keinen Sinn für den Humor der Situation. Er fröstelte, behauptete, erkältet zu sein. Ihrer starken Natur kam es etwas wunderlich vor, daß ein Mann sich so von dem Wetter beeinflussen ließ. Aber sie sagte doch mitleidig: „Du Ärmster —“

„Hast ganz recht! Alles geht mir gegen den Strich. Nichts wie Verdruß. Ein miserables Quartier, der Bursche hat Unfug im Stall getrieben, so daß ich ihn zum Regiment zurückschicken mußte — und von Papa hab ich auch schlechte Nachricht —“

„Wieso?“ fragte sie so erschrocken, daß ihr die seltsame Zusammenreihung von Pferd, Bursche, Quartier und Vater ganz entging.

„Ach — indirekt — durch meinen Bruder. Kaum hat der alte Herr seine Knochen in Gastein leidlich gesund gebadet, so ist er nach Monte Carlo gefahren. Ich bitte dich, mitten im Sommer — natürlich also bloß, um zu spielen. Und ebenso natürlich ist er in die richtige Pech-

Serie hineingeraten — schreibt Fritz, der von Rom aus hinübergegondelt war. Es wird ja nicht Mord und Todschlag gewesen sein, Fritz nimmt immer den Mund etwas voll. Aber die beste Laune bringt Papachen gewiß nicht heim."

Ulrike stand wie gelähmt. Es war ihr unfaßlich: der alte Mann am Trente-et-quarante-Tisch! Und davon hing vielleicht ihre Zukunft ab! Und wie leichthin Ulrich davon sprach —

Sie fand kein Wort der Erwiderung.

„Mein Gott, Ulli, was machst du denn für ein Gesicht!" sagte er. „Du mußt das nicht so tragisch nehmen. Ärgerlich ist's, aber mehr auch nicht. Papa ist doch nun mal so. Herzensgut, weißt du, aber — manchmal packt ihn eben der Spielteufel."

Erinnerungen stiegen in ihr auf. Hatte ihr Vater nicht einmal davon gesprochen, daß der süddeutsche Vetter ein schlechter Wirtschafter sei? Hatte er nicht geäußert: ‚Ein Segen, daß Mingrode Majorat ist; so kann er es wenigstens nicht überschulden und es bleibt der Familie gesichert.'

„Das — das ist sehr traurig —" sagte sie endlich, schwer und langsam.

Ulrich nickte. „Ja — aber zu ändern ist's nun mal nicht. Ein Glück noch, daß Fritz rechtzeitig Wind bekommen hat und gleich nach dem Deubelsparadies abgedampft ist. Er hat dann schon die richtige Art, dem Vater ins Gewissen zu reden."

„Wann kommt — dein Herr Vater denn nun nach Hause?"

„Anfang nächster Woche — denk' ich."

Er stäubte die Regentropfen von seinem Gummimantel und lugte an ihr vorbei ins Freie, zu dem Pferde, das er draußen angebunden hatte.

Ulrike fühlte mehr noch, als daß sie sah, wie sein Blick an ihr vorüberging.

Sie strich sich das feuchte Haar aus den heißen Schläfen.

„Dann fährst du wohl — bald zu ihm —" fragte sie. Es wurde ihr sehr schwer.

„Ja —“

Ein paar Augenblicke standen sie sich schweigend gegenüber.

In ihr war ein großes Schwanken. Sollte sie ihm sagen: ‚Tu's nicht!‘ Es war fast unwillig herausgekommen, dies ‚Ja‘. Ihr Stolz regte sich. Wenn ihn nicht die Sehnsucht nach Mingrode trieb, diesem auf die Dauer unerträglichen Zwischenzustand ein Ende zu machen, wenn er zu schwach war — oder wenn er hoffnungslos war — mußte sie dann nicht stark und ehrlich sein? Und wenn sie der Schmerz zu Boden warf, mußte sie nicht sprechen —

Aber sie konnte den Gedankengang nicht bis zu Ende ausdenken. Ihre Kraft versagte. Ihre Liebe war zu heiß, um entsagen zu können.

Die Hände hatte sie ineinandergepreßt, daß ihre Nägel sich tief eingruben, bis zum körperlichen Schmerz. Sie wagte nicht aufzusehen.

Mit einem Male fühlte sie seine Arme um ihren Hals und seine Lippen auf ihrem Mund. Er riß sie an sich. Er küßte sie.

Dann gab er sie plötzlich frei, stürzte aus dem Schuppen und sprang in den Sattel. In rasender Gangart jagte er davon.

Einen Augenblick war sie wie betäubt, willensohnmächtig.

„Ulrich!“ rief sie. „Ulrich —“ als ob sie ihn halten, ihn zurückrufen könne. Sie hastete zum Tor —

Da sah sie noch, wie eine Silhouette, Roß und Reiter unten an den Wiesen. Auf einen Moment nur. Dann schob sich der rieselnde Regenvorhang dazwischen.

Mühevoll war Ulrike ins Stift zurückgekehrt — wie eine Traumwandelnde. Ulrichs Küsse brannten noch auf ihren Lippen. Sie fühlte, wie er sie an sich preßte, daß ihr der Atem stockte. Sie sah ihn davonjagen durch die Nebelschwaden. Aber alles das ohne rechtes klares Bewußtsein.

Ihre Zofe war erschrocken, als sie ins Zimmer wankte. Sie brachte sie schnell zu Bett. Ob sie das gnädige Fräulein rufen solle? — Nein — nein! Niemand — nur allein sein.

So lag sie und dachte: ‚Du wirst nun sehr krank werden. Und das ist gut.‘ Weiter gar nichts. Es war, als ob ihr ein bleierner Ring um den Kopf gepreßt wäre. Der lastete so schwer, daß er jede Überlegung, jedes Sichbesinnen unmöglich machte.

Eine endlose Nacht hindurch.

Am frühen Morgen kam die gute Luise, das Mädchen, zaghaft auf den Zehenspitzen ans Bett geschlichen. Sie hielt ein Papier in der Hand, wagte aber die, wie sie meinte, Schlafende nicht zu wecken. Ulrike sah es wie durch einen Schleier. Eine ganze Weile konnte sie sich nicht entschließen, die Augen völlig zu öffnen, zu sprechen. Dann sagte sie endlich matt und gleichgültig: „Was hast du da?“

„Eine Depesch’ fürs gnä’ Fräulein —“

Ulrike zuckte empor. Aber sie sank gleich wieder zurück. Es war wohl sicher nichts Besonderes.

„Gib her —“

Zuerst las sie nur die Unterschrift — „Ulrich“.

Die Buchstaben schwirrten vor ihren Augen.

Dann: „Alles wird gut werden, geliebte Ulli. War gestern wie von Sinnen. Fahre heute Mingrode. Ewig Dein Ulrich.“

‚Alles wird gut werden —‘

Sie las es. Sie konnte es nicht glauben.

Aber sie hielt doch das Telegramm fest, fest in den Händen und las es immer wieder, und es wurde Balsam für ihre gequälte Seele. Sie richtete sich an seinen Worten auf. Er liebte sie ja doch — liebte sie über alles! Er hielt zu ihr. Großer Gott, er war gestern wohl wirklich wie von Sinnen gewesen. Was war nicht auf ihn eingestürmt. Und sie — sie hatte eigentlich keinen Trost für ihn gehabt, nicht ein Wort herzlichen Mitempfindens! Nur Zweifel, Zagen und Zweifel.

Da war er fortgestürzt wie ein Rasender. Aber vorher hatte er sie umarmt und geküßt, so heiß, so leidenschaftlich, wie nie vorher. Sie hatte es deuten wollen, als

sei's ein Abschied. Jetzt wußte sie es besser: Liebe war's — jene Liebe, die da fühlt, daß sie in dem Augenblick nicht Worte finden kann —

‚Alles wird gut werden —‘

Die Hoffnung keimte doch wieder in ihr auf. Und wuchs und wuchs. Weshalb verzweifeln, wenn er dich liebt? Die Liebe überwindet ja alles. Es wird gut werden — es wird gut werden! Und wenn sich jetzt Schwierigkeiten einstellen sollten, so werden sie vorübergehen. Und wenn wir wirklich noch warten müßten: sind wir nicht beide jung?

Das hätte sie ihm alles schon gestern sagen müssen. Das wollte sie ihm jetzt sagen.

Einen langen, innigen Brief schrieb sie ihm nach Mingrode. Zärtlich und hoffnungsvoll —

Und sie rechnete sich aus, wann der Brief in seine Hände gelangen würde, wann sie Antwort haben könne. —

Am dritten Tag, wie sie vermutet hatte, kam diese Antwort. Es war freilich wieder nur eine Depesche. Aber sie wußte ja: Ulrich liebte das Briefschreiben nicht.

„Tausend Dank. Papa kommt erst morgen. Dein altes Mingrode grüßt getreu mit Deinem Ulrich."

Dein altes Mingrode —

Es tat ihr so wohl, daß er gerade diese Wendung gefunden hatte. Es belebte ihre Zuversicht. Sie sah ihn vor sich unter den hohen Platanen, sie wanderte mit ihm durch den Park, sie stand mit ihm vor den Gattern der Fohlenkoppeln und freute sich des Spiels der munteren Tiere. Wie Heimatsluft wehte es sie aus dem Telegramm an. — Sollte es möglich sein, konnte Mingrode ihr noch einmal zur Heimat werden?

In Hoffen und Bangen durchlebte sie die nächste Woche. Die Wage stieg und fiel unter dem Gewicht ihrer wechselnden Stimmung. An jedem Abend sagte sie sich: ‚Gott sei's gedankt — wieder ein Tag vorüber‘, und dabei sehnte sie sich doch nach dem kommenden. Denn von jedem neuen Morgen erwartete sie die Entscheidung.

Vielleicht wären die Stunden ihr noch langsamer verronnen, wenn nicht gerade diese Tage viel Aufregung in die Stiftseinsamkeit gebracht hätten: Graf Gruhnau meldete sich an, etwas früher, als erwartet wurde, um seine Schwester abzuholen.

Wenn Komteß Kara in letzter Zeit ein wenig die Pikierte gespielt, sich zurückgesetzt gefühlt hatte, so erwies es sich nun, daß das wirklich nur ein Backfischspiel gewesen war. Ulrike mußte die erste sein, die von des Bruders Kommen erfuhr; Ulrike mußte all ihren großen Jubel mit durchkosten; Ulrike mußte ihr bestätigen, daß sie eigentlich doch ein Musterkind gewesen wäre. Immer wieder kam sie auf Ulrikes Zimmer gestürmt, hing sich an ihren Hals, sah sie mit den großen Augen neckisch fragend jetzt, ängstlich besorgt dann an, hatte hundert kleine Wünsche und quoll über voll Dankbarkeit: „Du bist doch die Einzige — Einzige! Wenn ich dich nicht gehabt hätte, wie würde ich's hier ausgehalten haben! Ohne dich hätten sie mich nur ruhig auch als Nonne einmauern können! Und wenn du jetzt auch gar nicht gut zu mir warst und gar kein rechtes Vertrauen zu mir hattest — wie ich ohne dich leben soll, das weiß ich nicht!"

Manchmal wurde Ulrike des Überschwangs zu viel. Aber sie fühlte doch, daß Kara sie wohltätig ablenkte von der nagenden Sorge, sie freute sich doch der rührenden Anhänglichkeit der Kleinen. Und wenn sie Kara jetzt um sich hatte, freute sie sich noch eines anderen. Sie mußte sich dann des ersten Eindrucks erinnern, den die trotzige Komteß auf sie gemacht hatte — damals, bei Tisch, am Tage ihres Eintreffens. Unverkennbar war die Veränderung: der Aufenthalt im Stift hatte überraschend günstig auf Kara eingewirkt — und Ulrike selbst durfte sich einen Anteil davon zugute rechnen. Kara war fügsamer geworden, gutwilliger, und vor allem: der hilflose Ausdruck, der ihr damals in den schönen Augen so schmerzlich aufgefallen, war verschwunden. Der Anschluß des Kindes, dem immer die leitende Mutterhand gefehlt, an die Stiftsdamen, aber doch wohl haupt-

sächlich an sie, hatte Wunder gewirkt. Mit leiser Genugtuung dachte sie daran, wie Graf Gruhnau sich freuen würde.

Sie sah ihn zuerst im Empfangszimmer, mit den anderen Stiftsdamen zusammen.

Der lange Aufenthalt im Süden schien ihm gut getan zu haben. Er bewegte sich allerdings immer noch schwer und langsam, sehr vorsichtig, aber die Farbe seines Gesichts war kräftig gebräunt, seine Augen blickten hell und klar. Vielleicht war's Einbildung: sie fühlte seinen Blick besonders warm und teilnehmend auf sich ruhen. Und er hielt bei der Begrüßung ihre Hand länger als wohl üblich in der seinen. „Ich hoffe Sie noch zu sprechen, gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Kara hat mir so viel und voll Dankbarkeit von Ihnen erzählt.“

Das war ja so einfach und natürlich. Jeder konnte es hören. Aber ihr schoß der Gedanke durch den Sinn: ‚Was mag Kara alles ausgeplaudert haben —‘ und sie senkte unwillkürlich die Augen.

Sie tat der Kleinen unrecht.

Am Nachmittag kam Kara hinaufgestürmt: „Ulrike, wir haben eine große Bitte — Karl-Konstantin und ich. Du mußt es aber nicht übelnehmen! Er wollte dir nämlich seinen Besuch machen — hier. Aber du weißt, das Treppensteigen! Da habe ich gesagt: Du bist so lieb und gut, vielleicht kommst du zu mir herunter. Du nimmst das sicher nicht so haarscharf. Nicht? Ich kenn' dich doch —“

„Gewiß, Kara. Gern —“ erklärte Ulrike ohne Besinnen, und dann zögerte sie doch. In ihre Wangen stieg das Blut. Es war so peinlich. Aber schließlich überwand sie sich und fragte: „Kara — hast du mit deinem Herrn Bruder über — über meinen Vetter gesprochen?“

Die Kleine verstand sofort und brauste förmlich auf: „Ulli, was denkst du von mir! Ich weiß doch, daß du's geheim halten willst, so lange ihr noch nicht öffentlich verlobt seid. Still wie ein Grab bin ich. Auch die anderen haben sich noch nicht verplappert. Er ahnt nichts. Ehren-

wort!“ Und sie hatte schon wieder ihre Arme um Ulrike geschlungen — mit einem „Hopps“, wie sie immer behauptete — und flüsterte, als könnten's die Mäuse hören: „Ach solch süßes Geheimnis! Muß das wunderbar, wunderbar, wunderbar, wunderbar sein!“

‚Wenn Kara wüßte, welche Qualen solch süßes Geheimnis in sich schließen kann,‘ dachte Ulrike, während sie die Treppe hinunterstiegen.

Graf Karl-Konstantin saß am Fenster. Als die beiden Mädchen eintraten, erhob er sich etwas mühsam. „Vielen Dank, gnädiges Fräulein. Es ist so gütig, daß Sie dem Halbinvaliden die Mühe des Treppensteigens ersparen. Hoffentlich hat mein Irrwisch gestanden, daß sie die Veranlasserin ist —“

Kara rollte einen Sessel heran und verschwand dann. Das schien der Bruder angeordnet zu haben.

„Vor allem wollte ich Ihnen nochmals recht herzlich danken, gnädiges Fräulein. Ich bin so beglückt über Kara, über die Wandlung, die mit ihr vorgegangen ist,“ sagte Graf Gruhnau. Und er beugte sich plötzlich vor, faßte nach der Hand der ihm Gegenübersitzenden und küßte sie. „Ich weiß, welchen Einfluß Sie auf mein geliebtes Sorgenkind gewonnen haben.“

„Sie überschätzen diesen Einfluß wohl, Graf Gruhnau —“

Er schüttelte den Kopf: „Nein — nein! Auch wenn mir Frau Äbtissin nichts davon gesagt hätte, ich wüßte es doch. Das liegt im Gefühl. Ich wünschte nur, ich könnte Ihnen meine herzliche Dankbarkeit anders beweisen, als durch leere Worte. Aber —“

Er sah sie aufmerksam, mit einem Ausdruck aufrichtiger Anteilnahme an, während er leicht zögerte, fortzufahren. Auf einen Augenblick schoß ihr durch den Sinn: ‚Wenn du ihm vertrauen dürftest — wenn er dir und Ulrich zum Glück helfen wollte!‘ — Doch sie brachte kein Wort über die Lippen.

„Aber ich bin so arm in dieser Beziehung,“ ergänzte er. „Was dürfte ich Ihnen zu bieten mir erlauben!“

„Graf Gruhnau, ich bin ja auch in Ihrer Schuld! — Ihre liebenswürdigen Büchersendungen —“

„Aber — aber, gnädiges Fräulein! Bitte, darüber kein Wort. Und nun erlauben Sie mir eine Frage: haben Sie sich hier wirklich so gut eingelebt, daß Sie — mindestens zunächst — im Stift zu bleiben wünschen?“

Wieder las sie in dem ernsten, schönen Gesicht die aufrichtige Teilnahme, wärmstes Wohlwollen. Und wieder wie vorhin stieg der Gedanke in ihr auf: ‚Vertraue ihm! Er ist gut, er ist großherzig — und es wäre für ihn eine Kleinigkeit, zu helfen —‘. Wieder blieb ihr Mund stumm. Ihr Stolz bäumte sich gegen eine Bitte auf. Aber doch nicht nur ihr Stolz: es war da ein Untergedanke — ‚wenn Ulrich dich so stark liebt, wie es für ein ganzes Leben notwendig ist, ist es an ihm, Rat zu schaffen —‘

„Falls nicht ganz besondere Umstände eintreten, bleibe ich in Herzfelde,“ gab sie schnell zurück. „Ich habe hier so viel Liebe und Güte erfahren.“ Erst indem sie's sprach, klang ihr der Doppelsinn ihrer letzten Worte in den Sinn: ‚Ich habe hier so viel Liebe erfahren —‘

Graf Gruhnau wiegte überlegend den Kopf: „Es freut mich sehr, das zu hören, gerade aus Ihrem Munde. Verzeihen Sie mir aber ein offenes Wort: ich kann mir nicht recht denken, daß Sie sich auf die Dauer hier ganz heimisch fühlen werden. Es will mir doch scheinen — nun, grad heraus gesagt, Fräulein von Westernfeld, Sie sind zu jung, um derart mit dem Leben abzuschließen. Sie haben dazu auch zu viele geistige Interessen. Ich — aber Sie dürfen mir wirklich nicht zürnen — ich habe, seit wir uns zuletzt sahen, viel von Ihnen gehört — um mein Geständnis vollständig zu machen, ich habe von Ihnen zu hören gesucht. Mein junger Freund Kurt Nieburg besuchte mich, in seiner treuen Anhänglichkeit, in Madeira, und da war es ja natürlich, daß wir von Ihnen sprachen —“

„Nieburg —“. Sie hatte den Namen laut nachgesprochen, ohne es zu wissen.

„Jawohl — Kurt Nieburg. Sie wissen vielleicht gar

nicht, daß ich ihm den kärglichen Rest Lebens verdanke, der mir geblieben ist, daß er mein Lebensretter war?"

„Doch, Herr Graf! Ich weiß es."

„Nun — Kurt zählt nicht zu den Männern, die das Herz stets auf den Lippen tragen. Er besitzt vielleicht sogar etwas zu viel verschlossenen Sinn, selbst mir gegenüber. Aber er hat mir doch viel von Ihnen erzählt; er hat mir auch gesagt, daß Sie von ihm in Unfrieden geschieden sind, daß Sie ihn schwer gekränkt haben — ich komme darauf noch zurück, — daß er Ihnen aber keinen Groll nachträgt. Alles andere eher."

Wieder fühlte sie den Blick des Grafen auf sich ruhen. Doch es lag jetzt etwas anderes darin, als vorher; neben der menschlichen warmen Teilnahme auch eine Frage —

„Ich muß das sagen: Sie haben Nieburg ein schweres Unrecht zugefügt. Ich brauche Details gar nicht zu kennen — ich kenne ihn! Er ist einer der lautersten Menschen, die mir im Leben begegnet sind. Ich stehe für ihn."

„— Graf Gruhnau —"

„Einen Augenblick noch, gnädiges Fräulein. Wenn ich sagte: Sie haben ihm ein schweres Unrecht zugefügt, so muß ich gleich hinzusetzen: er weiß, ich bin davon überzeugt, daß Sie das unwissentlich taten. Sie waren unvollkommen unterrichtet, Sie übersahen die Verhältnisse nicht — schließlich — Sie waren so jung, und Sie standen unter dem Druck des Verlustes Ihres geliebten Vaters. Genügt es Ihnen heute, wenn ich wiederhole: ich stehe für Kurt Nieburg ein — mit meiner Ehre!"

In Ulrike war ein großes Schwanken. All die Schmerzenstage nach des Vaters Tode zogen noch einmal an ihr vorüber, greifbar deutlich stand die letzte Begegnung mit Nieburg vor ihrer Seele. Und er selber, der ihr einst als lieber älterer Jugendfreund gegolten hatte, den sie dann haßte als den Verderber all ihrer Zukunft. Längst schon hatte sich ja ihre innere Stellungnahme gewandelt. Sie hatte sich zwar noch nicht zur Erkenntnis durchgerungen, aber der Zweifel, ob sie recht gehandelt, war doch erwacht

und gewachsen. Und nun trat Graf Gruhnau für Nieburg ein, mit einer Wärme, einer Offenheit, der sie gerade so, wie er war, nicht widerstehen konnte. Auch nicht widerstehen wollte. Sie fühlte nicht nur: wenn du jetzt schweigst, sinkst du tief in dieses Mannes Schätzung. Sie empfand auch lebhaft: hast du wirklich ein Unrecht getan, so gib es zu — und sühne —

So sagte sie: „Ich danke Ihnen, Graf Gruhnau. Ein Unrecht einzugestehen, ist keine Schande. Was sich vielleicht zu meiner Entschuldigung vorbringen ließ, haben Sie so gütig hervorgehoben, daß ich nichts zu wiederholen brauche. Nur das möchte ich noch anführen: ich litt damals sehr, sehr schwer. Nicht zum mindesten unter dem Verdacht, der sich in meinem Herzen eingenistet hatte. Darf ich eine Bitte hinzufügen: teilen Sie Herrn Nieburg mit, daß ich tief bedauere — daß ich ihn um Verzeihung bitte —"

Sie hatte das letzte mit hoch erhobenem Kopf gesprochen. Die sichere Empfindung war in ihr: wer ehrlich um Verzeihung bittet, dem wird verziehen werden.

„Recht so, Fräulein Ulrike!" rief der Graf und reichte ihr die Hand. Zum erstenmal nannte er sie beim Vornamen. Ganz unwillkürlich schien der ihm über die Lippen gekommen zu sein.

Dann schwieg er eine Weile. Er schien nachzusinnen. Fast war es, als suchte er die rechte Wendung für das, was er noch zu sagen hatte. Es mochte ihm nicht leicht werden. Zwischen seinen Augenbrauen grub sich eine tiefe Falte ein.

„Ich bin noch nicht ganz zu Ende, Fräulein Ulrike," begann er endlich wieder. „Und das, was ich noch vorzubringen habe, ist — ist etwas diffiziler Art. Wären Sie nicht — Sie, ich schwiege wohl besser. Ich muß auch vorausschicken, daß ich keinerlei Auftrag habe, zu reden. Kurt Nieburg trägt seine tiefsten und geheimsten Gefühle nicht auf den Markt des Lebens hinaus, es ist eine eigene Feinfühligkeit in ihm — auch in dieser Beziehung. Trotzdem weiß ich — wahre Freundschaft empfindet, was ihr nicht offenbart wird — trotzdem also glaube, ja weiß ich, daß

die Mitteilung, zu der Sie mich ermächtigen, in ihm neue frohe Hoffnungen erwecken wird. Weil ich ihn sehr lieb habe, möchte ich ihm gern Enttäuschungen ersparen. Und, Fräulein Ulrike, auch Ihnen Peinlichkeiten. Darum also gestatten Sie mir die Frage, ob Ihnen eine Annäherung meines Freundes erwünscht ist?"

Graf Gruhnau hatte sehr langsam gesprochen, jedes Wort abwägend. So blieb Ulrike Zeit, sich zu fassen. Was sie zu antworten hatte, darüber war sie freilich keinen Augenblick im Zweifel. Nur wie es einkleiden, darüber sann sie nach. Sie wollte nicht wehe tun; sie wollte aber auch nicht verraten, was Nieburg und sie ja für ewig trennen mußte.

„Wollen Sie mich nicht mißverstehen, Graf Gruhnau," entgegnete sie schließlich, „wenn ich ganz rückhaltlos bin. Es würde mir eine große Genugtuung sein, Herrn Nieburg persönlich, sobald sich die Gelegenheit bietet, zu beweisen, daß ich gern wieder da anknüpfen möchte, wo unglückliche Mißverständnisse, deren Schuld bei mir lag, freundschaftliche Beziehungen durchschnitten. Darüber hinaus aber — habe ich ihm nichts zu bieten —"

Während sie sprach, fühlte sie sehr wohl, daß sie sich etwas kompliziert ausdrückte. Und sie sah mit einigem Befremden, wie sich das Gesicht des Grafen zuerst seltsam spannte, als sie die Möglichkeit der Wiederanknüpfung alter Beziehungen betonte. Dann, bei ihrem Schlußsatz, veränderte sich der Ausdruck Gruhnaus plötzlich. Ein kurzes Aufleuchten war darin. Seine Brust hob sich, fast wie erleichtert. Es war so auffallend, daß es Ulrike zuerst schmerzlich berührte. Sie glaubte: ‚Er ist also froh darüber, daß sein Freund nicht noch einmal in deinen Bann gerät; fast, als erachte er dich Nieburgs nicht wert.'

Dann sagte Gruhnau freilich sofort: „Das wird unendlich schmerzlich für Kurt sein. Sie überlassen mir, ihm eine Andeutung zu machen? Ich werde die rechte Form schon zu finden wissen."

Sie nickte nur. In diesem Augenblick gerade gewann, blitzartig, plötzlich die Hoffnung wieder Raum in ihrer

Seele. ‚Es wäre ja gar nicht nötig,‘ dachte sie, ‚wenige Tage, und Ihr wißt es alle, wem mein Herz gehört.‘

Graf Gruhnau lenkte das Gespräch gewandt in andere Bahnen. Von Kara sprach er, er erbat Ulrikes Ansicht über ihre weitere Erziehung; er sprach dann von seiner Reise, sprach auch von den Hoffnungen, die ihm in Madeira die Ärzte gemacht hatten. Er wurde lebhaft, fast heiter, und Ulrike mußte bisweilen denken: ‚Wenn man ihm so gegenübersitzt und ihn plaudern hört, vergißt man völlig seine Krankheit. Das Zauberland des Südens muß ihm doch unendlich wohl getan haben.‘

Dann huschte Kara ins Zimmer. Sie saßen zu dritt noch eine Viertelstunde beisammen, und zum Schluß kam die Kleine noch mit einer Überraschung heraus: „Ulli, ich habe eine Riesenbitte. Aber Nein sagen gilt nicht — verstehst du! Sonst ist's aus mit unserer Freundschaft. Ich möchte dir ein Pferd schenken. Sei still — sei still! Karl-Konstantin hat's schon erlaubt. Es ist aber meine Idee und mein Pferd, ich, verstehst du, ich schenk es dir. Darf ich?“

Ganz rote Bäckchen hatte sie und blitzende Augen. Es war nicht möglich, nein zu sagen.

* * *

Am Abend fuhren sie ab. Kara zwischen Weinen und Lachen. „Ach, es war zu schön bei euch!“ wiederholte sie jedem einzelnen. „Seid nur nicht böse, daß ich mich so auf unser Elz freue.“ Und ganz zuletzt, als der Wagen schon vorgefahren war und am Tor fast alle Stiftsdamen versammelt waren samt der Dienerschaft, da lief sie plötzlich auf die ausgezeichnete Hilgerten los, packte sie ganz unkomteßlich jäh um den Hals und sagte: „Fräulein Hilgerten, seien Sie mir bloß nicht böse wegen dem Nonnerich. Und wenn ich wiederkomme, dann backen Sie mir gleich Ihre schönen Eierkuchen. Ganz dünn und recht braun. Mit Pflaumenmus. So was Herrliches gibt's in der ganzen Welt nicht wieder —“

Die Ausgezeichnete sank vor Wonne fast in die Knie. Sie konnte nur stammeln: „Aber — aber — gnädigste Komteß — meine Eierkuchen —“ Selbst die Äbtissin mußte lächeln, und Tante Marie summte lauter als sonst: „Sie — sie und sie, Jungfer Köchin, leb' sie wohl. Habe ich euch was zu leid getan, so bitte ich um Verzeihung an —“

Drei Tage später traf der ‚Tankred‘ ein, ein prächtiger Trakehner. Der Reitknecht, der ihn brachte, händigte Ulrike ein kleines, zärtlichkeitstolles Billett von Kara aus.

Aber der Brief ließ Ulrike ungerührt, und das Pferd beachtete sie kaum.

Sie war wie im Fieber.

Noch immer blieb jede Nachricht aus Mingrode aus.

Vergeblich grübelte sie: Was war geschehen? War Ulrich erkrankt? Er mußte ja erkrankt sein. Hatte er nicht schon bei ihrem letzten Zusammensein geklagt? Was konnte ihn sonst hindern, zu schreiben, zu depeschieren? Mochte die Unterredung mit dem Vater ausgefallen sein, wie immer — eine Nachricht mußte sie doch erhalten.

Sie schrieb, voller Liebe und voller Besorgnis.

Es kam keine Antwort. —

Sie schrieb noch einmal und rekommandierte den Brief. Es war ein letztes, vages Hoffen in ihr, ihre Zeilen hätten ihn nicht erreicht.

Die Antwort blieb auch diesmal aus.

Tag um Tag verstrich —

Bisweilen hatte sie das dumpfe Gefühl: Lebst du eigentlich nur noch in einem Traum? Dann empfand sie wieder, daß man sie fast wie eine Kranke behandelte. Von allen Seiten umgab man sie mit sichtlicher, zartester Schonung. Niemand erwähnte je, daß ein Ulrich Westernfeld hier, im Stift, Quartier gehabt hätte. Aber alle Damen, die Äbtissin voran, wetteifern in dem Bemühen, ihr kleine Liebenswürdigkeiten zu erweisen.

‚Ach, wenn ihr wüßtet — wie vergeblich — was müht ihr euch eigentlich —‘ dachte sie wohl und lächelte teilnahmlos.

Ganz eigen hatte sich ihr Verhältnis zu Tante Marie gestaltet. Die war die einzige, die nicht so überzart mit ihr umging. Sie war sehr zärtlich, auch sie vermied, die klaffende Wunde zu berühren. Aber es gab doch auch Momente, in denen sie Ulrike aufzurütteln suchte. „Ulli, wo hast du deinen Stolz!“ — „Ulli, das Leben ist noch lang!“ oder sie blinzelte und brummte: „Wenn de Pott nu awer 'n Loch hat, min leiwer Heinrich, min leiwer Heinrich? — Stopp et to, min leiwe, leiwe Lise, min leiwe Lise, stoppet to —“

Dann sah Ulrike sie mit verständnislosen Blicken an, verließ das Zimmer, und es verging wohl ein Tag, ohne daß sie Tante Marie aufsuchte. Aber sie kam doch immer wieder, und dann und wann warf sie sich in die Arme der Greisin, ließ sich streicheln wie ein Kind und weinte sich aus. Immer nur mit der qualvollen Bitte: „Sprich nicht — frag' nicht — laß mich weinen —“

Müde war sie — todmüde —

Nicht denken, nicht reden, ja, wer das könnte!

Dann kamen Stunden, in denen sie sich in den Park hinausschlich, heimlich, und die Stelle aufsuchte, wo sie sich lieb gehabt hatten. Bis zum Hünengrab ging sie und bis zum Feldschober, in dem sie an jenem letzten Abend vor dem Regen Unterschlupf gesucht hatten. Damals war er leer gewesen, jetzt barg er, bis zur Decke, den reichen Erntesegen. Damals war ihr Herz so voll gewesen — nun war es arm und verlassen —

Bisweilen überkam sie, in der Stille ihres Zimmers, mitten in der Nacht, eine rasende Wut, so daß sie aufsprang, mit den Füßen den Boden stieß, ein Taschentuch zwischen die Zähne schieben mußte, um ihr Schreien zu ersticken. Haß und Verachtung rangen, tobten in ihr. Aber dann überfiel sie sofort wieder eine Schwäche, daß sie hinsank, wo sie stand, und bitter weinte.

Ganz allmählich wurde sie äußerlich ruhiger. Aber es war nur gesteigerte Teilnahmlosigkeit, Gleichgültigkeit fast.

Sie nahm ihre gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Sie las und wußte doch kaum, was sie las. Sie ging zu

den gemeinsamen Mahlzeiten hinunter, sprach nach rechts und nach links und ahnte im nächsten Augenblick nicht, wovon die Rede gewesen war. —

Eines Morgens, in der zweiten Augusthälfte, war sie bei Tante Marie. Die rumorte noch im Nebenzimmer herum; es plätscherte und gurgelte, und dazwischen tönte es drollig: „Reinigt eure Sünderseelen, heilet euer krank Gemüt, waschet eure trocknen Kehlen für ein überschwenglich Lied —"

Plötzlich hörte Tante Marie einen jähen Aufschrei — einen einzigen —

Als sie die Türe aufstieß, sah sie Ulrike auf dem Sofa, den Kopf vornüber auf beide Arme geworfen.

Die Kreuzzeitung lag auf dem Tisch, aufgeschlagen, und da stand:

„Seine Verlobung mit Komtesse Josephine Charlotte de la Pagerie-Roccabulla, einzigen Tochter des Herrn Grafen Alfons de la Pagerie-Roccabulla und seiner Gemahlin Evelyn, geb. Vicomteß Stratson, beehrt sich anzuzeigen

Baden-Baden, den 12. August

Ulrich von Westernfeld,
Oberleutnant im 2. Württembergischen Ulanen-Regiment,
kommandiert zum Großen Generalstab."

Siebtes Kapitel.

In der Zeit qualvoller Ungewißheit, des Hangens und Bangens, der letzten mühsam aufrechterhaltenen Hoffnungen war Ulrike schwach gewesen, bis zur Widerstandslosigkeit. Die Gewißheit riß sie empor. — So schwer sie der Schlag im ersten Augenblick getroffen hatte, so schnell faßte sie sich. Es war, als ob eine grenzenlose Verachtung sie gegen den Schmerz feite. Nur ein einziges Mal noch sprach sie mit Tante Marie über Ulrich. „Ich habe nichts verloren," sagte sie da, „bitte, nur kein Trostwort. Verlieren kann nur, wer etwas besaß. Ihn besaß ich nie — es war eine Täuschung und eine Torheit."

Tante Marie nickte und nickte. Nur daß bei ihr der Verachtung sich ein grundehrlicher Haß zugesellte. „Man soll immer dem ersten Eindruck folgen. Habe ich's damals nicht gleich gesagt: er ist ein Luftikus; damals, als er unsern sauren Sankt Julchen, Grüneberger Schattenseite in Bordeaux-flaschen, mit lächelnder Miene heruntergoß. Daß ich alte Närrin mich auch betümpeln ließ — von solch einem gräßlichen Familientäuscher!" Die letzten Worte freilich sprach sie nur für sich, denn sie fühlte aus Ulrikes Blick heraus: ‚Nicht nur keine Trostworte will ich hören — gar nichts will ich hören —'

Mit erhobenem Kopf ging Ulrike umher wie einst. Ja vielleicht trug sie den schönen Kopf noch stolzer als ehedem.

Aber es war eine steinerne Ruhe in ihrem Antlitz.

Sie war sehr liebenswürdig, sie konnte auch wieder lächeln. Ihre Verbindlichkeit zog aber immer einen Ring der Unnahbarkeit um sich, und ihr Lächeln wärmte nicht.

So sehr die Stiftsdamen untereinander darauf achteten, daß Ulrichs in ihrer Gegenwart keine Erwähnung geschah, ganz ließ es sich doch nicht vermeiden.

Gleich in den ersten Tagen kam der Landrat einmal zu Tisch herüber und konnte es sich nicht versagen, von der Badener Rennwoche zu erzählen: „So wie früher ist's ja nicht mehr. Aber pläsierlich bleibt's doch. Ich guck' mir's jedesmal wieder genau an, wenn mir auch die Galle manchmal hoch kommt, daß die Franzosen uns all die schönen Preise fortschleppen. Unser oller Klub hat auch immer noch seine Meriten: Futter gut, Mosel schlecht. Allergnädigste Domina, sehen Sie mich nicht so strafend an: ich kiebitzte natürlich als solider Staatsbürger, Beamter, Gatte und Vater — von mir sind sie nicht reich geworden. Donnerwetterchen — das hab' ich ganz vergessen — Ihre Einquartierung hat sich ja da in 'ne großartige Assiette gesetzt. Sie haben's wohl gelesen. Internationaler Hochadel mit englischem Millionenhintergrund. Sagt man wenigstens. Ins Portemonnaie lassen so'ne Leute sich nich sehen. Schön ist die Braut eigentlich nicht, aber vornehm. Das Kerlchen! Das Kerlchen —"

Er mußte wohl aus dem Eisesschweigen ringsumher merken, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Ganz plötzlich unterbrach er sich, und Frau Äbtissin half ihm mit einer Frage nach dem Kreistag in ein anderes Fahrwasser.

Ulrike hatte dabei gesessen, nicht ein Wort war ihr entgangen. Aber keine Miene ihres Gesichtes hatte gezuckt. „Ich bewundere sie," miaute Josepha Hanketien nachher. „Wie sie es trägt — wie sie leidet —"

In Wirklichkeit war es Ulrike gar nicht so schwer geworden, ihre Ruhe zu behaupten. Ihr Stolz war ihr jetzt die starke Waffe gegen jede Schwäche.

Nur ein einziges Mal kam er ins Schwanken. Als ihr der Postbote einen Brief brachte, auf dessen Umschlag sie Ulrichs eckige Schrift erkannte.

Da durchglühte sie noch einmal das alte Feuer.

Der Brief war ihr unten eingehändigt worden. Sie

floh die Treppe hinauf, das Papier brannte ihr in den Händen. Und oben in ihrem Zimmer saß sie dann wie betäubt.

Was konnte er schreiben — ihr jetzt noch schreiben? Enthielt der Brief die Erklärung seines Handelns?

Da lag er vor ihr auf der Tischplatte. Wohl zehnmal streckte sie die Hand nach ihm, zehnmal schreckte sie zurück.

Erklärungen? Gab es eine Erklärung? Leere, nichtssagende Entschuldigungen mochte er zusammengetragen haben — elende Worte konnte er geben —

Dennoch war ein großer Kampf in ihr, der ihrer Schwäche Brücken bauen wollte. Sehnsuchtsqualen litt sie nach dem Inhalt des Briefes. ‚Sei nicht ungerecht,‘ klang es in ihr, ‚weißt du denn, wie er gelitten hat, wie man in ihn drang, was von seinem Verzicht abhing? Lies wenigstens, ehe du ihn auf ewig verdammst. Der ärgste Verbrecher hat das Recht, zu seiner Verteidigung gehört zu werden!‘

Doch dann griff sie jäh nach dem Briefe.

Nein! Für ihn war keine Verteidigung möglich. Und wenn's für seine Tat war, so nicht für die Art, wie er sie in Szene gesetzt hatte!

In hundert kleine Fetzen zerriß sie den Brief. Mit geschlossenen Augen. Und als sei das noch nicht genug, trug sie ihn zum Ofen, kniete nieder, steckte die Schnitzel hinein, holte ein Schwefelholz und sah auf die kleinen Flämmchen, bis auch der letzte Rest zu Asche geworden war.

Dann stand sie auf und ging in ihr Schlafzimmer und wusch sich die Hände; in einem instinktiven Gefühl: Jede Berührung mit dem Briefe mußt du abspülen — schon daß er an dich zu schreiben wagte, besudelt dich!

Am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief von Kara.

Welch rührendes Zartgefühl in der Kleinen lebte. Keine Silbe von Ulrichs Verlobung, nur ein liebevolles: „Ich hab' Sehnsucht nach dir, ich sorge mich um dich.“ Drolliges Geplauder dazwischen, Lobhymnen auf Karl-Konstantin und wieder: „Könnt' ich doch bei dir sein! Wärst du doch bei

mir!“ Und dann: „Gar nichts schreibst du vom ‚Tankred‘? Geht er dir nicht gut. Wir haben ihn doch mit so großer Sorgfalt ausgewählt. Herzensulli, ich reite jetzt täglich neben Karl-Konstantins Wagen her. Ach, ist das schön! Versuch's nur bald einmal, du wirst deine Freude daran haben.“

Ulrike wunderte sich selbst: der Brief weckte ein Verlangen in ihr, das Pferd zu probieren.

Zum ersten Male seit zwei Jahren holte sie ihr Reitkleid aus dem Schrank. Ein bitteres Lächeln kräuselte ihre Lippen, als sie es überstreifte, und fand, daß sie sehr viel schlanker geworden war. Unwillkürlich blickte sie in den Spiegel: auch ihr Gesicht war farblos und hager, die Augen lagen tief — sie sah gealtert aus. — Es war ja so gleichgültig —

Oder war es das doch nicht? Sie stand im dreiundzwanzigsten Jahre — sah sie danach aus? Noch einmal spähte sie in das Glas. Und indem sie sich wiederholte: Es ist ja so gleichgültig! empfand sie es mit einem leisen, scheuen Schmerz: Du siehst älter aus. All dein Stolz hat dich nicht geschützt: der Kummer hat seine Furchen in dein Gesicht gegraben. Das soll nicht sein! Das darf nicht sein! Niemand soll's dir ansehen, was du gelitten hast. Und du bist es dir auch selber schuldig, dir deine Schönheit zu erhalten. Das ist nicht Eitelkeit. Das ist Pflicht —

Als sie nach einer Stunde heimkehrte, fühlte sie, wie gut ihr der Ritt durch die frische Herbstluft getan hatte. Karas Rat war so übel nicht. Die Glieder schmerzten zwar ein wenig vom ungewohnten Sport, aber sie atmete freier. Ihre Wangen hatten sich gerötet. Die Ausgezeichnete, die ihr vor dem Stift begegnete, sah sie ganz erstaunt an.

Seitdem ritt sie täglich, und täglich gedachte sie dankbar an die Kleine auf Schloß Elz. Sie antwortete ihr auch, und Kara schrieb sogleich wieder. Dem Briefe lagen Photographien von Elz bei. „Ich bin nämlich unter die Knipser gegangen. Wenn's keinen anderen Zweck hat, so doch den, daß du, Liebste, recht genau weißt, wie deine Kara haust. Karl-Konstantin freut sich über meine Idee. Er läßt sich dir gehorsamst empfehlen. Natürlich hast du bei ihm einen ganz, ganz

dicken Stein im Brett — na, wie könnte es denn auch anders sein?"

Ulrike ließ die Bilderchen langsam durch die Hand gleiten. „Ein Fürstensitz", hatte damals Ellinor Hanketien gesagt, als sie den Wildfang holte. Es war nicht anders — ein Fürstensitz! Edelste Renaissance der Hauptbau; dann, geschickt in die neueren Teile eingefügt, die alte Burg mit Zinnen und Turm; eine herrliche Parkpartie, Koniferen um einen See; die Halle mit breiter Freitreppe, Galerie, Rüstungen an den Wänden, einem mächtigen Kamin und geschnitzten Riesenschränken; Karas Mädchenzimmer im zierlichen Rokoko; und endlich ein Ausschnitt aus dem Arbeitszimmer des Grafen — er selbst am Schreibtisch, der mit Büchern und Akten bedeckt war.

‚Die Kara ist ja eine kleine Kamerakünstlerin geworden,' dachte Ulrike und sah sich das letzte Bild noch einmal genauer an. ‚Sprechend ähnlich — der arme reiche Mann. Arm? Wenn man ihn so sitzen sieht, bemerkt man gar nichts von seinen Leiden. Dies feine — nein dies bedeutende Gesicht! Und doch von allen Freuden des Seins abgeschnitten. Wie hart das Leben auf der Welt ist —'

‚— Wie hart das Leben ist —'

Es klang lange in ihr nach.

Und je weiter sich die Zeit spannte, die zwischen ihrem großen Unglück lag und dem Augenblick der Gegenwart, desto härter dünkte ihr das eigene Los. Die Wunde, die ihr Erleben ihr geschlagen, vernarbte wohl äußerlich. Aber die Öde ihres Daseins, die auf kurze Zeit ganz von Sehnsucht, Wünschen, Hoffnungen, von heißer Liebe und von lohenden Schmerzen ausgefüllt gewesen war, so daß sie ihr selber nicht mehr zum Bewußtsein gekommen war: diese Öde klaffte wieder auf und wuchs und weitete sich.

Was war das für ein Leben, das sie führte!

Je mehr sie gesundete, desto leerer erschien es ihr, mußte es ihr erscheinen. All die Bitterkeit, die sie in den ersten Monaten im Stift überfallen hatte, tauchte wieder auf. Damals hatten neue Eindrücke, hatte ihre Jugend ihr hinweggeholfen über dieses Gleichmaß der Tage; dann war die Liebe

gekommen und hatte die Stunden in Augenblicke verwandelt: jetzt schlichen Stunden und Tage und Wochen und zerrannen wie Sandkörner. Und jetzt, wo Lieb und Leid sie gereift hatten, jetzt schrie es in ihr: Ein Drohnendasein ist's — nichts weiter!

Man kann doch nicht immer lesen, handarbeiten, plaudern — selbst die schöne Stunde auf Tankreds Rücken füllte eben nur eine Stunde aus.

Aber es war nicht nur Langeweile. Über die Langeweile konnte man sich zur Not hinforthelfen, hinwegtäuschen. Es war wirklich das Bewußtsein des Drohnendaseins, das auf Ulrike drückte, schwerer mit jedem Tage.

Vergeblich kämpfte sie dagegen an.

Jede der Stiftsdamen hatte ihre Lieblingsbeschäftigung, den „Zeittöter", wie Tante Marie es nannte. Die selbst pflegte ihre Blumen im Zimmer und kümmerte sich um das kleine Warmhaus des Gärtners; Ellinor Hanketien pfuschte Fräulein Hilgert ins Handwerk und half der Äbtissin bei der Durchsicht der rentamtlichen Abrechnungen; Josepha übte sich in Perlenstickerei; eine andere fertigte mit rührendem Eifer Paramente für alle Kirchen der Umgegend, eine dritte strickte Strümpfe zum Besten der Heidenkinder. Von Fräulein Agnes von Krößing ging sogar das Gerücht, daß sie heimlich dichte, und jedenfalls nährten zahlreiche starke Briefschaften, die sie von auswärts erhielt, den Verdacht; Tante Marie behauptete wenigstens, es seien Rücksendungen rücksichtsvoller Redakteure, und sie zitierte mit Vorliebe einen Vers, den die gute Krößing vor Jahren verbrochen haben sollte, als ein neuer Schullehrer ins Dorf Einzug hielt:

„Wehre den törichten Knaben,
Die Raupen im Kopfe stets haben,
Die Mädchen lehre erkennen,
Warum wir Christen uns nennen —
Um Dankbarkeit und gute Sitten
Sollen sie alle beide bitten —"

Um aller guter Götter willen: Nein! Nein! Nein! Weder dichten, noch Strümpfe stricken, noch Paramente sticken —

Ulrike ging ins Dorf hinunter zum guten Pastor loci, zu dem sie eine aufrichtige Zuneigung gefaßt hatte, und fragte ihn, ob sie sich nicht irgendwie auf dem Gebiete der Diakonie in seiner Gemeinde betätigen dürfe? Er gab ihr bereitwillig einige Weisungen, bezeichnete ihr einige Häuser, in denen sie Gutes wirken könne. Sie versuchte es mit bestem Willen. Sie biß die Zähne zusammen bei den ersten Widerwärtigkeiten, sie schämte sich, daß sie es in einer dumpfigen Bauernstube, am Lager einer Kranken nicht aushalten konnte. Aber es ging über ihre Kraft — sie versagte, es fehlte ihr jeder Beruf.

Sie versuchte, einige kleine Mädchen aus dem Dorfe um sich zu versammeln; sie wollte ihnen Handarbeitsstunde geben. Aber sie fand den rechten Ton nicht, die Kinder blieben scheu und lernten nichts.

Was bin ich doch für ein unnützer Mensch, dachte sie oft in stummer Verzweiflung. Und so soll es nun bleiben ein langes, langes Leben hindurch!

Dann kam das Neujahr, und kurz nach Neujahr sandte ihr Bentin die Jahresabrechnung. Es war ja nur ein kleines Kapital, das sie bei ihm in Depot hatte, aber es war ihr einziger Rückhalt. Und als sie die Zahlen überflog, erschrak sie. Weit mehr, als die Zinsen betrugen, hatte sie verbraucht. Sie wußte selbst nicht recht, wie das möglich war. Verschwenderisch war sie wirklich nicht gewesen. Genau zu rechnen, mit dem Groschen zu wirtschaften, verstand sie freilich nicht. Sie brauchte immer noch, so einfach sie sich trug, ziemlich viel für ihre Toilette, sie hatte auch gerade in den letzten Monaten, zum Weihnachtsfest, allerlei Geschenke zu machen gehabt — jedenfalls hatte sie vom Kapital gezehrt und konnte voraussehen, daß das mehr und mehr dahinschwinden würde.

Das ging ihr nicht eigentlich zu Herzen, aber es zwang sie doch zum Nachdenken.

So konnte es nicht weitergehen. Sie hielt dies Leben nicht aus, ein Wandel mußte geschaffen werden.

Schließlich beriet sie mit Tante Marie.

Tante Marie erschrak heftig, als sie von Ullis Entschluß hörte, das Stift zu verlassen. Aber dann wiegte sie doch den Kopf hin und her: „Ich hätt's mir denken können — nur ‚Ich zieh' auf dürrem Wege, mein Rock ist arg bestaubt, weiß nicht, wohin ich lege in dieser Nacht mein Haupt.' Kindl, Kindl, überleg's doppelt und dreifach und dann noch sieben Male —"

„Darum bin ich hier, bei dir —" gab Ulrike hastig zurück.

„Ulli, Ulli: ‚Ich bin hinauf-, hinabgezogen und suchte Glück und sucht' es weit — es hat mein Sehnen mich betrogen, und was ich fand, war Einsamkeit —'"

„Schlimmer kann es nirgends sein, als hier. Für mich wenigstens. Tante Marie, ich ersticke. Lieber will ich draußen in der Welt fremder Leute Brot essen, will mich biegen und bücken — nur eine Möglichkeit muß ich haben, meine Kräfte zu regen, mich zu betätigen. Hier stockt mir das Blut in den Adern."

„Kindl, ich glaube wohl, ich hab's dir schon einmal gesagt: das haben wir alle durchgemacht, und am Ende sind wir doch zur Ruhe gekommen."

„Ich nicht! Ich nicht!" rief Ulrike so leidenschaftlich, daß Tante Marie ihr die kleine, zitterige Hand auf den Arm legte: „Ruhig — ruhig! Wenn du durchaus willst, so müssen wir eben überlegen. Eigentlich, liebe Ulli, wüßte ich nichts für dich als eine Stellung als Hofdame."

Ulrike schauderte. Von aller Art Dienst war ihr der stets als der schrecklichste erschienen, weil er ihr am meisten die Preisgabe des eigenen Intellekts zu bedingen schien.

Aber Tante Marie hatte recht: es war wohl der einzige Ausweg. Sie hatte auch darin recht: der Schirmvogt des Stifts war der gegebene Vermittler in dieser Angelegenheit; er besaß allein die nötigen Verbindungen, seine Empfehlung hatte ausschlaggebenden Wert, und wie Tante Marie betonte: ‚Er würde sich gewiß um jedes Mitglied des Stifts bemühen, für dich tut er, schon um Karas willen, sicher ein übriges.'

Es kam Ulrike sehr hart an, an Graf Gruhnau zu schreiben. Eine Woche hindurch trug sie die Absicht mit sich

herum, ohne sie auszuführen. Dann zwang sie sich. Sie schrieb:

„Hochverehrter Herr Graf! Bei meiner Aufschwörung hatten Sie die große Güte, mir zu gestatten, mich an Sie zu wenden, wenn ich einer Hilfe, eines Beistandes bedürfen sollte. Die innere Notwendigkeit ist jetzt an mich herangetreten. Ich will ganz offen sein: ich ertrage das Leben im Stift nicht länger. Um das gleich vorwegzunehmen, die Schuld daran — insoweit von einer solchen überhaupt die Rede sein kann — liegt allein bei mir. Von allen Seiten ist man mir hier mit der denkbar größten Liebenswürdigkeit, Güte und Nachsicht entgegengekommen, weit mehr, als ich es verdiene. Ich habe auch geglaubt, mich einleben zu können, ich habe mich zeitweise ganz wohl und zufrieden gefühlt. Jetzt mußte ich erkennen, daß es auf die Dauer unmöglich ist. Ich bedarf wie des lieben Brotes einer Lebensaufgabe, der Möglichkeit, mich irgendwie zu betätigen. Ehrlich habe ich versucht, mir das hier im engen Kreise zu schaffen. Es war unmöglich; das gewiß auch durch meine Schuld. Ich habe nun überlegt, nach welcher Richtung hin ich mir wohl außerhalb des Stiftes solch eine Aufgabe, eine Tätigkeit erobern könnte, und ich bin schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß ich im Hofdienst noch immer am ehesten das finden könnte, was meiner Eigenart und meinen — sehr bescheidenen — Fähigkeiten entspricht. Nicht verhehlen darf ich freilich, daß ich mir diese Überzeugung erst nach harten, inneren Kämpfen errungen habe, denn ich weiß zu gut, was alles gerade gegen diesen Entschluß spricht.

Dem sei nun, wie ihm sei: ich muß! Und so zielt denn meine Bitte, hochverehrter Herr Graf, auf Ihre gütige Vermittelung und Fürsprache hin. Ich bemerke, daß ich fertig Französisch und Englisch spreche und Italienisch leidlich beherrsche. Am liebsten wäre mir eine Stellung an einem kleineren Hofe, bei einer älteren Prinzessin etwa; aber ich weiß, daß ich bei dem großen Zudrang nicht wählerisch sein darf.

Indem ich Ihnen, hochverehrter Herr Graf, im voraus aufrichtig danke, bitte ich Sie, meiner lieben Kara herzlichste Grüße übermitteln zu wollen, und zeichne

in besonderer Verehrung usw."

Fast in einem Zuge hatte Ulrike geschrieben. Als sie den Brief noch einmal überlas, hätte sie mancherlei ändern mögen, hier mehr — dort weniger sagen. Aber nach kurzem Sinnen sandte sie das Schreiben so ab, wie sie es im ersten Entwurf gefaßt hatte.

Zwei Tage darauf traf die Antwort ein, Graf Gruhnau mußte sie umgehend erledigt haben. Er schrieb:

„Mein gnädigstes Fräulein!

Es ist ganz selbstverständlich, daß Sie über mich verfügen können, und ich danke Ihnen herzlichst für Ihr Vertrauen. Über die Angelegenheit werden wir aber am besten mündlich verhandeln. Mir will es, offen gestanden, gar nicht recht in den Sinn, daß Sie sich aus der einen Fessel lösen wollen, um eine andere auf sich zu nehmen, die, glauben Sie mir, sehr bald noch ungleich mehr drücken würde. Übermorgen wäre ich sowieso nach Herzfelde gekommen, wo es für mich allerlei zu ordnen gibt — das Erfreulichste dort wird nun für mich sein, Sie, mein gnädigstes Fräulein, zu sehen und mit Ihnen zu sprechen. Es würde mich sehr beglücken, wenn wir alles zum guten Ziele führen könnten. Mit besten Grüßen von Kara, die sehr schmollt, daß sie nicht mit mir nach dem Stift soll, in steter Verehrung Ihr gehorsamster

Karl Konstantin Gruhnau."

Gegen elf Uhr kam der Graf an, und er konnte nur eine ganz kurze Unterredung mit der Äbtissin gehabt haben. Um halb zwölf schon brachte sein Kammerdiener die Meldung an Ulrike: „Der Herr Graf bitten um die Erlaubnis, seine Aufwartung machen zu dürfen." Sie wollte entgegnen, daß sie sofort in das Empfangszimmer kommen würde, Gruhnau wartete jedoch bereits draußen auf dem Korridor.

Ulrike war ein wenig beschämt über so viel Güte. Aber das Treppensteigen schien dem Grafen diesmal nicht so schwer geworden zu sein als sonst; er sah überhaupt sehr gut aus, wohl und angeregt. Ganz leicht nur stützte er sich auf seinen Stock, als er eintrat.

„Ich überfalle Sie sehr früh, gnädiges Fräulein, und muß deshalb um Entschuldigung bitten. Ich gehöre aber zu den Menschen, die gern möglichst schnell erledigen, was ihnen am Herzen liegt — ich konnte unsere Besprechung nicht hinausschieben," begann er sofort nach der ersten Begrüßung. „Unsere gute Äbtissin wird mir nicht zürnen: eigentlich sind die Stiftsgeschäfte für diesmal ja nur Vorwand, und mein Besuch hier gilt nur Ihnen."

„Sie sind so gütig, Graf Gruhnau —" Ulrike sagte es ein wenig befangen. Sie konnte sich des leisen Gefühls nicht erwehren: es ist wirklich der Güte zu viel —

Den bequemsten der wenigen Stühle hatte sie zurechtgeschoben. Er saß vor ihr, die schönen, langgliederigen Hände im Schoß geschlossen, den Kopf ihr zugewendet mit gespanntem Ausdruck. Es entstand eine kleine Pause. Er zögerte, indem er sie ansah. Endlich sprach er weiter: „Sie können nicht wissen, wie viel meine Gedanken sich mit Ihnen in den letzten Monaten beschäftigt haben. Keineswegs nur, weil Kara ja täglich, fast stündlich von Ihnen sprach. Es war anders, ganz anders. Mögen Sie es mir glauben oder nicht: ich wußte, daß Sie mir schreiben würden, ich wartete und hoffte darauf. Vom ersten Sehen an war ich der Überzeugung, daß Sie sich hier im Stift nicht dauernd wohl fühlen könnten. Es ist ein Irrtum, daß einen geistig regsamen Menschen auf die Dauer die Einsamkeit zu befriedigen vermag. Das Wort des alten Seelenkenners gilt auch hier: Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein. Gerade ich habe das in meinen schweren Stunden oft erkennen gelernt. So überraschte mich Ihr Brief nicht, ja, er erfreute mich. Nur — mit Ihren Zukunftsabsichten, Fräulein Ulrike, bin ich gar nicht einverstanden."

Sie sah auf, ein wenig erschrocken. Auf einen Moment

schoß ihr durch den Sinn: ‚Er wird dir doch nicht anbieten, nach Elz zu kommen, als Karas Gesellschafterin etwa? Tausend andere Mädchen, auch deines Standes, nehmen ja derartige Stellungen an — aber du — du könntest es nicht. Gerade in diesem Falle nicht.‘

„Ich weiß nichts, was sonst für mich passen würde,“ sagte sie bedrückt.

Er neigte das Haupt. „Es wäre ein letztes Auskunftsmittel, und, um das vorweg zu nehmen, wie immer Ihr Entschluß ausfallen möge, ich bin bereit, alle meine Beziehungen auszunutzen, um Ihren Wunsch zu verwirklichen. Aber — wirklich nur im äußersten Notfall.“ Wieder zögerte er ein wenig. „Ich muß auf unsere Unterredung unten in Karas Zimmer, vor fünf Monaten, zurückkommen,“ sagte er dann. „Ich fragte Sie damals — meines lieben Nieburgs wegen. Heute will ich Ihnen gestehen, mit etwas zwiespältigem Herzen. Die aufrichtige Liebe zu ihm, für dessen Glück ich ja die Sterne vom Himmel herunterholen möchte, lag im Kampf mit meiner Selbstsucht, und ich atmete auf, als ich Ihr Nein vernahm.“

‚Also doch! Also will er mich doch für Kara haben,‘ dachte sie niedergeschlagen.

Dann horchte sie plötzlich auf. Seine Stimme gewann einen neuen warmen Ton. Ein eigener Klang von Erregung, Erwartung zitterte hindurch.

„Fräulein Ulrike, ich schätze nicht nur Ihre Schönheit, Ihre Ruhe, Ihre im besten Sinne vornehme Art sehr hoch ein, ich weiß auch, daß Sie klug und weit, weit verständiger sind als die meisten Damen ihres Alters. Wäre das nicht so, dann könnte ich Ihnen nicht sagen, was ich zu sagen habe. Gerade ich darf mich nicht nur an Ihr Empfinden — um den Ausdruck Herz ganz zu vermeiden — wenden: das wäre töricht. Sie wissen, wie es um mich steht. Wenn in irgend einer Lebenslage, so ist in der meinen Offenheit Ehrenpflicht. Ich bin viel und nicht selten schwer leidend. Wie lange mein Leben währt, steht in Gottes Hand, immerhin haben mir neuerdings die Ärzte bessere Aussichten gestellt, als früher:

ich hoffe wieder. Aber ich bin mir darüber ganz klar, traurig klar: ich bin nicht mehr dazu geschaffen, das Herz eines jungen Mädchens zu gewinnen. Und ich empfand das nie so schmerzlich, als in der letzten Zeit. Denn mein Herz ist noch jung —"

Das Blut wallte jäh in Ulrike empor. Ihr war's, als müsse sie aufspringen, davoneilen, ihm aus den Augen! Und doch blieb sie wie gebannt —

„Ich hatte bereits auf das schönste Glück des Mannes verzichtet," fuhr er schmerzlich bewegt fort. „Dann habe ich alle diese letzten Monate hindurch überlegt, erwogen, gegen meinen Egoismus gerungen; denn es ist Egoismus, was mich treibt. Aber es war stärker als ich. Und nun kam Ihr Brief — und ich mußte daran denken, wie Sie in dies Hofleben hineingeworfen werden würden, das ich so gut kenne mit seinem scheinbar so glänzenden Licht und seinen vielen dunklen Schatten. Das gab den Ausschlag." Er schöpfte tief Atem. „Ulrike — nun wissen Sie alles! Ich liebe Sie! Was ich Ihnen zu bieten vermag — in meinen Augen ist es gering. Sie aber müssen auch das in Erwägung ziehen, die über allen Zweifel hinaus gesicherte Lebensstellung an meiner Seite und — über meine letzte Stunde hinaus. Was ich von Ihnen erbitten würde, kann ja nicht die heiße Liebe eines jungen Herzens sein. Aber ich will Ihnen in ewiger Dankbarkeit die Hände unter die Füße breiten, und meine Hoffnung ist es, daß meine innige Liebe doch bei Ihnen auch die — die Zuneigung erweckt, die — man sagt es ja — dauernder und fester bindet als Leidenschaft —"

Sie hatte sich erhoben. Das Blut, das vorhin so jäh aufgewallt, war zurückgeebbt. Totenbleich stand sie vor ihm. In ihr war nichts als ein großer Schmerz. Der Schmerz, nein sagen zu müssen. Denn sie hatte nicht nur die aufrichtigste Achtung vor dem Manne, sie fühlte sich in lebhaftester Sympathie zu ihm hingezogen. Er war klug, gut, edel; es gab gewiß hundertfache Berührungspunkte zwischen ihnen, eine große Gemeinsamkeit der Interessen. Nur die Liebe fehlte —

Sie dachte in diesem Augenblick nicht daran, ob er krank oder gesund war, nicht, ob er reich oder arm war, nicht an die große, glänzende Stellung, die er ihr bot. Sie dachte nur, wie anders es gewesen war, damals im Park, als Ulrich sie zum erstenmal küßte —

Nein! Nein! Es war unmöglich. Auch um seinetwillen nicht. Es wäre auch Betrug gegen ihn! Nie — niemals! Lieber hier im Stift verkümmern ein langes Leben hindurch, als mit einer Lüge durch ein anderes Leben voll Schimmer und Prunk gehen —

Da hörte sie wieder seine Stimme.

„Entscheiden Sie sich nicht jetzt, Ulrike. Ich bitte Sie darum, ich bitte Sie darum wie um eine Gnade." Er sprach wieder ruhiger, aber seine Stimme hatte einen schmerzlichen Unterton. „Ich weiß zu genau, wie Sie mir jetzt antworten würden. Ich wünsche, daß Sie nicht dem ersten Impuls folgen, sondern daß Sie mir erst nach reiflicher Überlegung antworten. Bis morgen bleibe ich hier. Aber auch eine längere Bedenkzeit würde ich verstehen —"

Er erhob sich. „Geben Sie mir Ihre Hand, Ulrike —" bat er, und dann küßte er die eiskalte Hand. Fast ehrfurchtsvoll. Und ging.

Regungslos stand Ulrike, sah die Tür sich schließen, hörte draußen ein halblautes Wort; der Diener mochte gewartet haben.

‚Großer Gott!' dachte sie. ‚Welche Qualen hast du mir, gerade mir beschieden!'

Dann war ihr, als müsse sie die Tür aufreißen, ihm nachstürzen, ihm gleich jetzt sagen: Nein! Nein — ich kann nicht! War sie ihm das nicht schuldig? Wozu der Aufschub, wozu ein Überlegen! Es war auch für ihn am barmherzigsten, wenn sie nicht zögerte.

Aber sie konnte den Willen nicht zum festen Entschluß zwingen.

In ihren Schläfen hämmerte es, sie fühlte sich wie zerschlagen. Mühsam tastete sie sich zum nächsten Stuhl, und

dann saß sie, den Kopf in beiden Händen, in schmerzvollem Grübeln.

Das war nun zum dritten Male, daß ein Mann um sie warb. Den ersten, für den sie einst aufrichtige Freundschaft gehegt, hatte sie schnöde und ungerecht abgewiesen. Der zweite, für den sie in heißer Leidenschaft aufgeglüht war, hatte sie verraten. Und nun kam der dritte, ein Mann von edelstem Charakter, dem sie fast vom ersten Sehen an lebhafteste Sympathie entgegengebracht hatte, und bot ihre seine Hand —

Sympathie! Ja, ja doch! Aber keine Liebe!

Dieser Mann war älter als sie, er war schwer leidend. Aber der Altersunterschied war nicht derart, daß er als ein Hindernis angesehen werden konnte — auch von ihr nicht — und sein Leiden hatte in keiner Weise etwas Abstoßendes. Nur herzliches Mitgefühl konnte es wecken. Seelisch war Graf Gruhnau, das hatte sie längst empfunden, jung und gesund.

Nein — nein! Das war es nicht: nicht die Scheu vor dem Alter und auch nicht die Scheu vor seinem Leiden. Wie leicht wäre sie darüber hinweggekommen, wenn auch nur ein Funken Liebe in ihrem Herzen sich bei seiner Werbung entzündet hätte. Aber ihr Herz war kalt geblieben, es hatte nur geschmerzt.

Und es schmerzte jetzt wieder in der Voraussicht, diesem trefflichen Manne neues Leid zufügen zu müssen.

Ganz plötzlich kam ihr der Gedanke: Wie würdest du dich entschieden haben, wenn du Ulrich nie gekannt hättest? Und sie hatte nur die eine Antwort: es wäre wohl möglich gewesen — möglich — daß du deine Hand vertrauensvoll in die seine gelegt hättest —

Denn das war in ihr: ein unbedingtes, sicheres Vertrauen zu ihm. Die Frau, die an seiner Seite stand, würde er hoch halten und in Ehren bis zu seinem letzten Atemzuge. Er war ein Edelmann, er war ein Ehrenmann — man mochte keinen besseren finden in deutschen Landen.

Aber Sympathie, Achtung, Verehrung — reichte das für eine Ehe? Nein! Nein!

Und doch wurden gewiß unzählige Ehen auf weniger

sicheren Fundamenten aufgebaut und wurden mindestens nicht unglücklich. Und wieder andere unzählige Ehen schloß eine allgewaltige Leidenschaft zusammen, und sie vermorschten in kurzer Frist.

Ulrike hatte nicht erwägen und überlegen wollen, was sie dem Grafen Gruhnau auf seine Werbung antworten sollte. Das Nein! schrie zu stark und überzeugend in ihr. Nun aber sah sie sich, ohne es selbst recht zu wissen, doch bereits mitten in einer Kette von Erwägungen. — Im ersten Moment hatte gerade die Erinnerung an Ulrich ihr das Nein auf die Lippen gepreßt. Jetzt war es dieselbe Erinnerung, die sie beide Charaktere gegeneinander wägen ließ — und da sank die Schale mit Ulrichs Namen tief und immer tiefer.

Das wußte sie heute: in einer Ehe mit Ulrich wären ihr ein kurzer Glücksrausch und eine lange Reihe von Enttäuschungen und Leiden beschieden gewesen. — Freilich: ein Augenblick gelebt im Paradiese —

Die Gattin des Grafen Gruhnau konnte nie wirklich unglücklich werden. Sie mochte unendlich viel entbehren, aber sie würde stets einen unwandelbar festen Halt an ihrem Manne haben.

Ja — entbehren würde sie allerdings unendlich viel —

Was die Jugend sich erträumt, das blieb ihr versagt. Und ihren Weg würde immer jene Pflichttreue weisen müssen, die selten frei von Dornennadeln bleibt, so lange das Herz heiß ist und jung.

‚Aber dein Herz ist ja gar nicht mehr heiß!‘ schrie es plötzlich in ihr. ‚Die Flammen haben nur Asche gelassen und Schlacken, die nie mehr zünden können.‘

Es war wohl nicht wahr, nicht ganz wahr, und sie wußte es selbst. Doch sie wiederholte es sich trotzdem immer wieder. Sie wollte es glauben.

* * *

Ganz plötzlich kam ihr dann ein Entschluß.

‚Du mußt dich zu irgend jemand aussprechen, sonst erdrückt es dich. Eines anderen Meinung mußt du hören. Nur die Meinung, nicht den Rat. Der kann dir nur aus der eigenen Brust kommen. Aber du wirst klarer sehen, wenn du eine andere Anschauung vernommen hast.‘

So ging sie zu Tante Marie hinüber. —

Das Zimmer war leer. Aber die Zofe, die gerade mit dem Aufräumen fertig wurde, meldete: „Gnä' Frölen muß bald wiederkommen,“ und so setzte sich Ulrike in ihre Sofaecke und wartete. Und während ihre Augen in der Stube umher wanderten, von einem Stück des alten, zusammengesuchten Hausrats zum anderen, überkam sie eine neue Angst. Über dem Zimmer lag ein Hauch freundlichen Behagens, aber es war doch auch ein richtiges Altjungfernheim. ‚Soll das nun dein Los sein, dich in solch einem Stübchen lebendig zu begraben?‘ rief es wieder in ihr.

Sie wollte ja hinaus, sie litt schon jetzt unsäglich unter Enge und Öde. So oder so: hinaus mußte sie! Aber wer bürgte ihr dafür, daß sie nicht früher oder später mit gescheiterten Hoffnungen, mit gebrochenen Flügeln wieder hier Einkehr halten würde als in der letzten Zuflucht, um sich einsargen zu lassen bei Lebzeiten, und dann sicher unfähig zu jedem neuen Aufschwung. Sie würde am Fenster sitzen, Blumen pflegen, Strümpfe stricken und auf die Stunde warten, daß die Zeitung eintraf —

Sie sah sich förmlich vor sich, und sie schauerte —

Da kam Tante Marie.

Unten war bereits ein Flüstern und Raunen gewesen. Die Staatsvisite des Grafen Gruhnau bei Ulrike war selbstverständlich nicht unbemerkt und unglossiert geblieben. Freilich hatten sich die Vermutungen in ganz falscher Richtung bewegt; was Ulrike selbst auf ein paar Augenblicke gedacht, hatten auch die Stiftsdamen herausgeklügelt: sie sollte zu Komteß Kara nach Schloß Elz —

Als nun Ulrike mit ihrer fiebernden Stimme kurz und schnell sagte: „Ich muß deine Ansicht hören, Tante Marie —

Graf Gruhnau hat um meine Hand angehalten," da stand die alte Dame einen Moment wie versteinert. Aber dann löste sich die Erstarrung; sie kam zu Ulrike, setzte sich neben sie und fragte, ebenso kurz und schnell: „Du hast doch abgelehnt?"

„Dann wäre ich nicht hier!"

„Ulli! Kannst du auch nur eine Sekunde zögern? Bedarf es für dich der Überlegung?"

„Ja! — Aber deine Ansicht will ich hören —"

Rede und Widerrede waren sehr rasch gefolgt. Nun aber saß Tante Marie mit geschlossenen Händen und sah wortlos vor sich hin.

„Wenn ich dich recht verstanden habe, so bist du gegen den Antrag," unterbrach Ulrike endlich das Schweigen, und es klang etwas wie leises Auftrotzen aus ihrer Stimme.

Da sprach Tante Marie endlich: „Ja, Ulli! Aus innerster Herzensüberzeugung, um deines Glückes willen, bitte ich dich, lehne den Antrag ab. Kindl, es ist ja wahr: Graf Gruhnau ist ein Ehrenmann. Unbedingt, trotzdem dieser Antrag von — von starker Selbstsucht zeugt. Die tragen freilich alle Männer in sich und nennen das dann Liebe. Aber bedenke doch nur: er ist viel älter als du, er ist ein kranker Mann! Ich muß es dir sagen: wie willst du an seiner Seite leben, du mit deinem Durst nach Glück, den mir erst die letzte Zeit ganz enthüllte, ohne vor Lebenssehnsucht zu verschmachten?"

„Hier verschmachte ich erst recht!"

„So geh' hinaus. Und ist's mit einer Hofcharge nichts, so nimm jede, auch die kleinste Stellung an. Immer noch besser als das! Kindl, Kindl, laß dich warnen. Wenn du jetzt ja sagst, so heiratest du entweder en dépit, weil dich der Ulrich so schnöde verlassen hat, oder du tust es um der glänzenden Zukunft willen. Nun ja, Ulli, wenn dich diese reizt, die wirst du finden: der Gattin des Grafen Gruhnau mag beschieden sein, was mancher Fürstentochter versagt bleibt. Eine große Rolle bei Hofe, die schimmerndsten Juwelen, die glänzendsten Toiletten, Reisen in großem Train, Bewunderung der — ach Kindl, und mit all dem wirst du arm und einsam

sein, so arm, daß du dich schließlich nach solch einem kleinen Stübchen sehnen magst —"

Ulrike saß ganz still. Aber die Worte der Tante hatten eine ganz andere, als die beabsichtigte Wirkung. Grad die entgegengesetzte. Sie dachte: ‚en dépit? Nun ja — Ulrich und seine Sippe werden allerdings die Gräfin Gruhnau mit anderen Augen anschauen müssen, als das arme Freifräulein, dies Stiftsfräuleinchen aus dem elenden Stift Herzfelde.' Und wenn sie bisher in all ihrem Grübeln auf die Stellung, die Graf Gruhnau ihr geben würde, noch kaum Rücksicht genommen hatte, so entrollte sich jetzt plötzlich vor ihr ein gleißendes, verführerisches Bild: sie sah sich als große Dame, bewundert, verehrt; sie fühlte, wie in solch einem Rahmen all ihre Vorzüge und Gaben erst voll zur Geltung kommen würden. O, so lange hatte sie entbehrt — nun strömten die reichen Quellen um sie nieder und löschten ihren zehrenden Durst.

Das alles dachte sie — und schämte sich, während sie es dachte — und kam doch nicht los von der Vorstellung: mit einem Male reich und im Glanze zu sein, nach langem, dunklem Schatten.

Tante Marie war ganz in sich zusammengesunken. Sie las in den Augen Ulrikes deren Gedanken. Eine wehmütige Traurigkeit überfiel sie. Und ohne recht zu wissen, was sie tat, summte sie das alte Hobellied: „Das Schicksal setzt den Hobel an — und hobelt alles gleich —"

„Nicht, Tante! — Bitte, nicht!"

„Aber — Kindl —"

Und wieder saßen sie stumm nebeneinander. Und Ulrike baute sich goldene Brücken: ‚Reichtum ist Macht. Auch Macht zu guten Werken. Ah — einmal freigebig sein zu dürfen, helfen zu können! Wem ist denn im Leben Glück in jeder Richtung beschieden? Keinem! Für jeden ist das Leben ein Kompromiß. Wenn es mir hier versagt, so gibt es mir dort mit vollen Händen —. Und ich werde glücklich machen können, ist das nicht höchstes Glück! Ich will ihn glücklich machen. Er soll's nie empfinden, wenn

ich darbe — Darben? Warum denn darben? All die Schätze seines Geistes und seiner Herzensgüte werde ich mitgenießen — Und dann ist Kara da — ihr will ich die treueste Freundin, die liebevollste Schwester sein —'

Ihr Atem ging heiß und schnell. Eine Fülle von Vorstellungen, Bildern, Hoffnungen, Plänen tauchte in ihr auf.

Was wußte die kleine, gute Tante Marie vom Leben? Sie sah und maß es aus der Perspektive dieses Altjungfernheims. Sie hatte nie die verzehrende Sehnsucht kennen gelernt, sich selber, die eigene Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Von Liebe sprach sie ja wohl auch. Großer Gott — da habe ich nun an Ulrichs Lippen gehangen und das himmelaufjauchzende Glück kennen gelernt. — Aber der Rest war Qual und Jammer.

Es wird Menschen geben, die ohne diese Liebe durch die Welt gehen müssen. Ich mag zu ihnen gehören. Aber das Leben ist ja so reich und vielgestaltig. Ja, wenn Graf Gruhnau nicht eben er wäre! Aber ich achte und schätze ihn, er ist mir wert. Und er liebt mich. Vielleicht — man sagt es — sprüht der Funke über . . . auch zu mir. Ich werde mich dann nicht wehren —

Sie stand auf. Ganz plötzlich. Und sie warf den Kopf zurück und sagte fest und laut: „Ich will!"

Tante Marie umklammerte sie, als könne sie mit ihren schwachen Kräften die Große, Stolze zurückhalten: „Ulli, tu's nicht! Du gehst in dein Unglück! Du bringst auch ihm nur Unglück —"

„Wie kannst du das sagen? Ich werde ihm und mir das Glück schon zimmern. Ich will, ich will! Und ich will und ich werde auch ihn glücklich machen!"

Langsam und traurig richtete Tante Marie sich auf.

„Ulrike, ich hab' dich so lieb. Grad darum warne ich dich noch einmal. Du überschätzt deine Kraft, und du unterschätzt dein Temperament. Du zwingst dich nicht! Ich sag' es dir in dieser Stunde: du kannst Ulrich nicht vergessen!"

Da flammte es in Ulrikes Augen auf.

„Der —" stieß sie hervor. „Ich verachte ihn!" Einen

Moment stand sie ganz still. Ihr Blick schweifte über die kleinen Blumen am Fenster hinweg ins Freie. Draußen leuchtete die Frühlingssonne. Unermeßlich dehnte sich der blaue, wolkenlose Himmelsdom.

Dort draußen lag die weite, die schöne Welt.

Es war wie ein Abschiednehmen von der Enge.

Und Ulrike beugte sich zu dem kleinen Mütterchen, küßte sie in das weiße Haar und sagte sanft und zärtlich: „Ich danke dir, Tante Marie. Für alles — und auch für deine letzten Worte. Du hast es immer gut mit mir gemeint. Aber sorge dich nicht: ich werd's zu finden und festzuhalten wissen — das Glück!"

Achtes Kapitel.

Im weißen Saale des Zollernschlosses —

Eine Flut von Licht, aus den mächtigen elektrischen Girandolen ausströmend, tausendfach reflektiert von den Marmorwänden, glitzernd in Edelsteindiademen, Brillanten und Perlen, auf dem Gold und dem Silber der Uniformen, im Spiegelglanz der Orden.

Von der hohen Galerie rauschende, einschmeichelnde Walzerklänge.

Drüben auf der Empore die Allerhöchsten Herrschaften. Seine Majestät, in der Uniform der Garde-Kürassiere, sind soeben die Stufe hinabgestiegen und stehen im Gespräch mit dem Reichskanzler. Der Blick des Kaisers fliegt über das farbenprächtige Bild hin. Er lächelt und nickt dem Kronprinzen zu, der gerade mit der jugendschönen Prinzessin von Holstein-Glücksburg an ihm vorüber tanzt.

Es ist sehr voll heut. Fast zu voll. Das Hofmarschallamt hat es schwer. Die Zahl der Einzuladenden wächst immer mehr, und Majestät lieben eigentlich diese Massenfeste nicht.

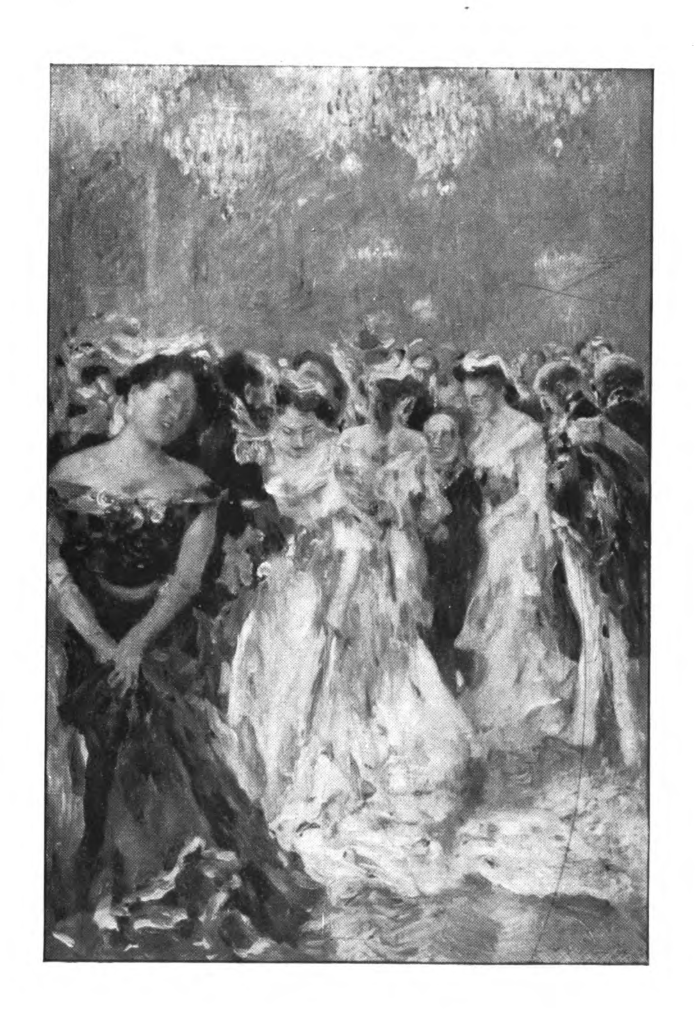
Unter den tanzenden Herren überwiegen weitaus die Uniformen. Garde-Kavallerie und Garde-Infanterie, vereinzelt dazwischen ein roter oder schwarzer Kragen, einzelne Diplomatenfräcke. Märchenhafte Toiletten, duftige Roben von Seide und Spitzen. Schlanke Gestalten — schlank ist Trumpf. Blendend weiße Schultern. Ein Flimmern von Farben und Geschmeiden. Wie im Momentbild auftauchend ein feingeschnittenes Gesicht, ein leuchtendes Augenpaar.

An der zweiten Längswand die Nichttanzenden. Besorgte glückselige Mamas; einzelne jüngere Damen, die ihre Vereinsamung unter doppelt holdseligem Lächeln verbergen. Leise plaudernde kleine Gruppen. Ältere Militärs und Würdenträger mit breiten Ordensbändern und glänzenden Crachats; Abgeordnete der Parlamente; Professoren der Universität und der Hochschulen in ihren Senatstalaren. Johanniterritter in roten Röcken; ein Legationssekretär der chinesischen Gesandtschaft in seiner nationalen Tracht; im grünen Kragen ein hoher Forstbeamter; ein paar Militärattachés in ihren fremden Uniformen. Und wieder schimmernde Seidengewänder und Juwelendiademe und Perlenschnüre. Und davor die sich nach dem Walzertakte im Galoppschritt — denn so will es die Vorschrift — wiegenden Paare. Die Jugend — und was sich noch zu ihr zählt.

Fast in der Mitte der Längswand, rechts vom Eingang, der Thronempore schräg gegenüber, hatten sich hinter der Stuhlreihe zwei ältere Herren einen Platz erobert und plauderten mit vorsichtig gedämpfter Stimme.

„Ich denk', der Schlag rührt mich, wie ich dich vorhin erwische," sagte der eine in der Konsulatsuniform. „Zehn Jahre nicht gesehen. Wann war's denn zuletzt? Richtig — auf dem Stiftungsfest in Heidelberg. Ach du meine Zeit. Seitdem haben sie mich in drei Weltteilen herumgejagt. Sieht man's mir nicht an?"

„Na, Braunfels, alter Leibfuchs, es geht. Für drei Jahre in Brasilien siehst du eigentlich ganz famos aus. Du hast freilich immer 'ne Bombennatur gehabt. 'n Waisenknabe war ich dagegen."



Der Lange lachte unhörbar. „Dir kann man nur gratulieren. Ja, die norddeutsche Landluft! Ihr wißt gar nicht, wie gut ihr's habt. Du sitzt doch immer noch auf der Klitsche, Eberberg, und spielst im Nebenamt als Landrat die Vorsehung deiner Kreishörigen?"

„Das versteht sich. Aber kümmerlich ist's schon geworden, Leibfuchs. Ihr ahnt es nicht, wie schlecht es uns armen Kerlen geht."

„Für ein paar Wochen Reichshauptstadt scheint's aber doch noch zu langen?"

Der Landrat ächzte ebenso unhörbar, wie der andere gelacht hatte. „Ach du meine Güte! Wenn mein gutes Gustelchen nicht so wegen unserer beiden Kücken gebarmt hätte, als ob die zu Hause absolut keinen Mann kriegen könnten und durchaus vorgestellt werden müßten — ich säße lieber in Galtrow, machte n' paar gute Jagden in der Nachbarschaft mit und schriebe geduldig alle Morgen hundertmal meinen Namen unter die Akten, die mir der Kreissekretär aufbaut. Aber was tun? — Die Weiber setzen schließlich immer ihren Willen durch. Gustel ist mit dem jungen Gemüse schon drei Wochen hier, ich bin aber erst gestern gekommen. Hab' übrigens auch allerlei Geschäftliches hier zu erledigen. Na — und du? Urlaub?"

„N' ja — Das heißt, wahrscheinlich gehe ich gar nicht ins Amt zurück. Unter uns gesagt, ich werd' wohl in eine private Stellung Einzug halten."

„Aha. Glänzend dotierte Industrie-Geschichte. Ist ja jetzt Mode. Darf man schon wissen, wie und wo?"

„Generaldirektor auf den Nieburgschen Werken. Abteilung Ausland. Verstehst du, Export."

Eberberg pfiff so hörbar, wie er vorhin geächzt und wie sein alter Korpsbruder gelacht hatte. „Ob ich verstehe! Da fischt also der kluge Nieburg dem verehrten Staate wieder einmal einen tüchtigen Beamten weg. Es gibt doch auch genug untüchtige. Warum nimmt er diese nicht? Muß ein Hauptkerl sein, dieser Nieburg — überall hört man jetzt von ihm sprechen. Kennst du ihn schon lange?"

„Fünfzehn Jahre mögen's wohl sein. Ich war damals in Zanzibar beim Generalkonsulat, und wir machten zusammen eine Jagdexpedition nach dem Kilimandscharo. Eigentlich eine mordstraurige Geschichte, denn der Dritte im Bunde wäre dabei beinah ums Leben gekommen — Graf Gruhnau. Du wirst ihn ja auch kennen."

„Aber natürlich. Hast du ihn heut schon begrüßt?"

„Ist er denn hier? Kann er das, der arme Kerl?"

„Versteht sich. Warte 'mal — da drüben hab' ich ihn vorhin gesehen. Oder vielmehr die Gräfin. Die kennst du wohl noch gar nicht."

„Bewahre. Woher sollte ich? Glaubst du etwa, die hätten ihre Hochzeitsreise ausgerechnet nach Brasilien gemacht. Nur die Anzeige hab' ich gelesen und ihm gratuliert."

Der Landrat hatte sein Monokel ins Auge geklemmt und hielt Ausschau.

Das Bild hatte sich inzwischen völlig verschoben. Die Walzerklänge waren verklungen. Die Paare traten soeben zur Gavotte à la reine an.

„Guck' mal da herüber, Leibfuchs, grade über dem Turmbau von Babel auf dem ehrwürdigen, weißen Frauenhaupte vor uns hinweg. Siehst du da neben dem Garde-Ulanen die schöne Frau in rot — altrot nennen sie jetzt die Nuance — das ist die Gräfin."

Generalkonsul von Braunfels fand sich schnell zurecht. „Alle Wetter!" sagte er. „Großartig. Das ist ja eine Schönheit erster Klasse. Nur — nur — aber man wagt kaum zu mäkeln — ein bissel zu statuenhaft."

„Dja — stimmt. So war sie aber schon als armes Stiftsfräulein, lange eh' sie ahnte, daß sie mal im Weißen Saale die berühmten Gruhnauschen Familienperlen zeigen würde. Das Schönste dazu hat sie freilich geliefert, denn so'n Hals sieht man nicht alle Tage — was, du Vielgewanderter?"

„Kennst du sie persönlich?"

„Aber natürlich. Ach so — man merkt, du kommst aus Brasilien. Das Stift Herzfelde, in dem sie geborgen

war — liegt in meinem gesegneten Kreise, und Graf Gruhnau ist Schirmvogt des Stifts. Ich hab' sie mit aufgeschworen, und schon bei der erhebenden Feier huldigte ihr der Graf. Freilich, daß er sie heiraten würde, daran hat damals keiner gedacht."

„Setz' hinzu: daß dies blendend=schöne Geschöpf ihn nehmen könnte. Er muß doch älter wie wir sein und ist ein Invalide."

„Pah, ist gar nicht so schlimm. An guten Tagen macht er sogar noch 'ne famose Figur. Und dann: Gräfin Gruhnau zu werden, schlägt so leicht keine aus. Ich glaube, wenn er eine von meinen Putthühneken hätte haben wollen, die hätten auch nicht nein gesagt. Ulrike war außerdem immer sehr helle."

„Wer ist ihr Tänzer?"

„Prinz Albert von Sellnow. Neffe des regierenden Fürsten, der kinderlos ist. Weißt du — also präsumtiver Erbe. Nebenbei Rittmeister bei den Garde=Ulanen, Rennmann und großartiger Ecartéspieler, wie ich mal hörte, Salontiger, Kurmacher erster Ordnung. Na, aus dem Marmor wird er keine Funken schlagen. Komm mit, Braunfels, wir wollen uns mal herumschlängeln. Vielleicht treffen wir Graf Gruhnau."

Die Musik hatte intoniert, die Paare machten ihre graziösen Verbeugungen. Der reizvolle Tanz mit seinen entzückenden Touren voll gemessener Grazie setzte ein.

Langsam nur kamen die beiden Herren vorwärts.

Dann blieb Herr von Eberberg plötzlich stehen, um einen Generalstabshauptmann zu begrüßen.

„Herr von Westernfeld — n' Abend! In diesen heiligen Hallen trifft man doch immer die seltensten Leute. Wie geht's? Schöner hier, als Meßtischplatten zeichnen — was? Uns haben Sie natürlich ganz vergessen. Kein Wunder: die karmoisinvergnügten Höschen, die Große Bude und junger Ehemann! Frau Gemahlin tanzt wohl mit? Müssen mich nachher mal vorstellen. Ist die Gnädigste von hier aus zu sehn?"

Ulrich war ein wenig befangen. Aber er zwang sich zu einer liebenswürdigen Entgegnung. Seine Frau mußte er freilich erst mit den Augen suchen, denn er hatte gerade in

den letzten Minuten nur eine andere gesehen, eine strahlend Schöne — eine Marmorkalte. Und jedesmal, wenn er sie sah, dann kochte das Blut in ihm, und er mußte daran denken, wie diese kalte Schöne in seinen Armen in heißer Leidenschaft erglüht war. Einst — einst ... und doch war es noch nicht zwei Jahre her.

Dann entdeckte er endlich seine Frau. Eberberg schmunzelte vergnügt: „Gratuliere nun doppelt, Herr von Westernfeld."

Er hatte wohl recht. Frau von Westernfeld war zwar keine Schönheit wie Ulrike, war überhaupt keine Schönheit, aber doch eine gewinnende Erscheinung. Tannenschlank, fast zu schlank, sehr brünett, ein kapriziöses Rassegesichtchen, Stumpfnäschen und dunkle Augen, dazu eine brillante Haltung und große Sicherheit. Äußerst elegant, ja kostbar gekleidet.

„Famos! Ja — übrigens, verehrter Capitano — haben Sie schon Ihre Frau Cousine gesehn?"

„Flüchtig!" gab Ulrich zurück, und es klang so wunderlich ablehnend, daß der Landrat unwillkürlich stutzte. Dann tauchte eine dunkle Erinnerung, eine Vermutung in ihm auf. Hatte man damals nicht allerlei gemunkelt? Pah — die Klatschbasen! Aber man rührte besser nicht daran: „Auf Wiedersehen nachher" — und er zog weiter mit seinem alten Korpsbruder.

Sie kamen nur mühsam vorwärts. Braunfels, der so lange nicht in Berlin gewesen war, hatte auch hundert Fragen. Ganz verwildert war der Mann bei den Exoten. Kannte noch nicht einmal den Weißen Saal nach dem Umbau, schwärmte noch von der alten Kerzenbeleuchtung; schwärmte überhaupt immerfort von Erinnerungen an ehemals. Und zudem wurde man fortwährend aufgehalten. So viele Bekannte — zu viele Bekannte — die halbe Provinz.

Dann stießen sie plötzlich auf Graf Gruhnau, der in einer kleinen Gruppe von Hofchargen und Diplomaten stand, so daß sie ihn nicht sofort begrüßen konnten.

Er sah sehr gut aus, lehnte allerdings mit dem Rücken, wie zufällig, an der Wand und hatte die Hand auf eine

Stuhllehne gestützt. Nur wer näher zuschaute, bemerkte wohl, daß er sich einige Gewalt antat, sich stark beherrschte. Dann und wann zuckte es doch, wie in nervösem Schmerz, um seinen Mund.

Jetzt löste sich die Gruppe, und Gruhnau sah Braunfels. Er nickte, wollte auf ihn zugehen, blieb dann wieder stehen, mit einem etwas bittren Lächeln. Aber er streckte dem Generalkonsul die Hand hin: „Das ist ja eine unverhoffte Freude, Herr von Braunfels!“ sagte er herzlich. „Willkommen in der Heimat! Ganz unvorbereitet bin ich freilich nicht. Nieburg und ich sprachen neulich von Ihnen. — Guten Abend, Herr von Eberberg. Wie steht's im Kreise? Was macht das Stift? Meine Frau sagte mir schon, daß Ihre Damen hier sind.“

Es lag etwas ungemein Liebenswürdiges in seiner ganzen Art. Er blieb immer der Grandseigneur, aber er gab sich, selbst hier im Weißen Saale, in so ungezwungener Weise, plauderte so lebhaft, daß die Herren sofort warm wurden. „Sie müssen meiner Frau vom Stift erzählen, Herr von Eberberg. Sie steht zwar in leidlich reger Korrespondenz mit der guten Tante Marie, aber mündlich gibt's doch gewiß vielerlei zu ergänzen. Wollen Sie morgen mit Ihren Damen bei uns frühstücken? Um ein Uhr — bitte. Wir können dann vielleicht gleich das Geschäftliche besprechen, denn daß unsere verehrte Äbtissin Ihnen einen kleinen Huckepack von Aufträgen mitgab, ahne ich — Ja, lieber Herr von Braunfels, lang ist's her. Ihnen ist es aber immer gut gegangen, hörte ich zu meiner Freude. Und nun werden Sie wieder heimisch im Vaterlande, das ist recht! Wir waren im Herbst ein paar Monate im Süden. Ich muß ja — leider. Jedesmal aber, wenn ich wieder Heimatsboden unter mir fühle, wird mir warm ums Herz —“

Dann schwieg das Musikkorps der Garde-Füsiliere. Ein halblautes Rauschen und Raunen ging durch den Saal, während die Paare sich lösten.

Graf Gruhnau sah auf, sein Blick glitt suchend über die wogende, bunte Menge. Und er lächelte.

Die Gräfin kam, noch am Arm des Prinzen Albert, auf ihn zu. Erst kurz vor ihrem Manne zog sie ihre Hand aus dem Arm des Prinzen, der sich mit einer leichten Verbeugung von ihr verabschiedete.

Die Herren traten ein wenig zurück, aber die Gräfin hatte Eberberg schon erkannt und reichte ihm die Hand. Er stellte den Generalkonsul vor. Sie war sofort orientiert: „Karl-Konstantin hat mir von Ihnen erzählt, Herr von Braunfels. Ich hoffe, Sie gehen nicht an der Wilhelmsstraße 24 vorüber, wenn Ihr Weg Sie dort entlang führt."

Der Landrat erstaunte immer aufs neue über ihre Sicherheit. Fast mehr als über ihre Schönheit. Die hatte sich ja wohl noch glänzender entfaltet; wunderbar hob sich der Kopf aus dem breiten Halsband köstlicher Perlen, im herrlichsten Ebenmaß zeichneten sich unter der schweren Seide die klassischen Linien ihrer Gestalt ab. Aber wie trug sie den Kopf auch, wie harmonisch war jede ihrer Bewegungen! Der Landrat mußte unwillkürlich daran denken, wie er vor drei Jahren — oder waren es schon vier? — ihre Hand in der seinen gehalten und Witzchen gerissen hatte, während sie zur Aufschwörung schritten. Sie hatte jetzt eine Haltung, vor der selbst der leiseste Versuch eines Scherzes bedenklich erschienen wäre — etwas eigen Hoheitsvolles. ‚Na ja,' dachte er, ‚in der Pension ist sie ja schöne Juno genannt worden — und so 'n bissel hochgestochen war sie auch als armes Stiftsfräulein. Und nun Gräfin — und gar Gräfin Gruhnau: da paßt das alles zusammen.'

Sie hatte sich inzwischen zu ihrem Manne gewandt.

„War's schön?" fragte er und lächelte ihr zu.

„Es ging. Ich tanze ja gern, aber —"

„Aber?"

„Aber ich mußte immer an dich denken, und wie schwer es dir sicher wird."

„Das sollst du nicht, Ulli. Es geht ganz gut."

Sie sah ihn forschend an und schüttelte leise den Kopf. „Ich hab eine Bitte, Karl-Konstantin. Wir wollen nach Hause fahren."

„Ulli — das geht doch nicht. Du bist sicher noch engagiert. Und das Souper? Und außerdem — man kann sich doch hier nicht ‚polnisch drücken‘, wie allenfalls von einer Privatgesellschaft.“

Er lachte, und sie lachte auch. Ganz leise.

„Warum denn nicht? Ich hab' mich nicht vergeben — da, sieh meine Karte. Und das Souper? Es merkt's niemand, und wenn es jemand bemerkt, schadet's auch nichts. Ich könnte ja z. B. mich sehr elend gefühlt haben.“

„Das glaubt dir niemand, Ulli. Aber ich danke dir herzlich. Du machst dir wirklich unnötige Sorge um mich.“

Sie hatten sehr schnell gesprochen. Die Musik intonierte schon wieder.

„Komm,“ sagte sie. „Gib mir deinen Arm. Wir gehen — ich bitte dich. Ich bitte dich doch nicht so oft, daß du's mir abschlagen könntest!“

Da hatte sie auch schon ihre Hand in seinen Arm geschoben. Es konnte niemand bemerken, daß sie ihn stützte und führte —

Im Vorbeigehen flüsterte sie dem Landrat zu: „Verraten Sie uns nicht. Ich habe furchtbare Kopfschmerzen. Entsetzlich — nicht wahr? Meinen Gruß an Ihre Damen!“

Nun ging Karl-Konstantin doch gern mit. Als sie ihre Mäntel hatten und vorsichtig die teppichbelegten Treppen hinabstiegen, brummte er zwar noch ein wenig, aber mehr heiter, als im Ernst: „So werden also die Besten fahnenflüchtig. O ihr Frauen, in welche Gefahren stürzt ihr uns. Ich sehe die Allerhöchste Ungnade sich über meinem Haupte zusammenballen! Und natürlich wird nicht einmal unser Wagen unten sein.“

Der Wagen war aber doch schon da.

„Ah —“ machte er, als er endlich saß, und sie merkte, wie es ihm wohltat, der Qual des langen Stehens enthoben zu sein.

„In zehn Minuten sitzen wir an unserm Samowar,“ sagte sie und streichelte seine Hand.

„Wie gut du bist, Ulrike —“

„Gut? Ich? Nur, weil ich wollte, daß wir nach Hause fuhren? Aber, Karl-Konstantin!“

Er sah vor sich hin. „War es dir wirklich kein Opfer — heute?“

Sie lachte. „Du bist närrisch. Ich freue mich ja auf jedes solches Fest. Warum soll ich's leugnen: ich ziehe mich gern gut an, ich lasse mich sogar gern ein wenig bewundern, ich tanze auch gern. Aber nach einer Stunde ist mein Interesse fast immer erschöpft. Und dann freue ich mich wieder auf unser Heim.“

„Wirklich auch heute? Die Majestäten waren so gnädig zu dir.“

„Das waren sie. Und wenn es dir Spaß macht: man hat mir sogar furchtbar den Hof gemacht. Ich weiß ja, das ist eine kleine Schwäche von dir, daß du dich darüber immer freust. Aber das ändert doch nichts daran, daß ich mich wieder nach Hause sehne. — Da sind wir übrigens schon.“

Der Wagen rollte durch die überdeckte Einfahrt. Im gleichen Augenblick, in dem der Portier das Tor geöffnet hatte, flammte drinnen das elektrische Licht auf, und als die Pferde hielten, tauchten im Seitenportal auch schon die wohlfrisierten Köpfe des Haushofmeisters und des Kammerdieners auf, denen Ulrike die Weisung gab, den Tee und einen kleinen Imbiß auf das Arbeitszimmer des Herrn Grafen zu bringen. „Lassen Sie auch noch einmal Feuer im Kamin machen. Ist Komteß noch auf?“

„Ich glaube nein, Frau Gräfin.“

„Lassen Sie jedenfalls nachfragen. Sollte Komteß noch zu uns herunter kommen wollen — wir sind bei dem Herrn Grafen.“

Dann ging sie mit ihren ruhigen, gemessenen Bewegungen durch die große Halle und stieg die breite Freitreppe hinauf zu ihrem Zimmer. Oben auf der Galerie wartete schon die Kammerfrau. — — —

Das Palais des Grafen Gruhnau war nicht übermäßig groß, aber die Raumeinteilung war sehr glücklich. Den größten Teil des Erdgeschosses nahm die mächtige Halle

ein, ein wundervoller Raum, in deutscher Renaissance gehalten, mit zwei gewaltigen Kaminen, einer herrlichen, alten Lichterkrone und großen Ulmer Schränken; ein paar gute Repräsentationsbilder, alte Kopien, hingen an den Wänden. Im ersten Stock lagen die Gesellschaftsräume im Vorderhause; im schmalen Gartenflügel Schlaf- und Toilettenzimmer und zwei behagliche Wohnstuben. Den zweiten Stock nahmen Karas kleines Reich und einige Fremdenzimmer ein; der Raum war hier etwas beschränkter, da der eine Vordersaal durch zwei Etagen ging.

Die Einrichtung stammte zum größten Teil noch von dem Großvater des Grafen, dem ‚Kanzler', wie er in der Familie genannt wurde, her, aus der Zeit des Erwerbs des Palais. Sie war vorwiegend in einem etwas schweren Empirestil ausgeführt. Die Decken und Wände hell mit vielem Gold, die Möbel in dunklem Mahagoni mit reichen Beschlägen; nirgends fehlten die charakteristischen Girlanden, die Urnen und Lorbeerzweige. Karl-Konstantin erhielt pietätvoll den Gesamtcharakter. Nur die untere große Halle hatte er neu geschaffen und die Flucht der Hinterzimmer neu eingerichtet: sein Wohn- und Arbeitszimmer in flandrischer Renaissance, den Salon der Gräfin moderner, aber doch wieder in starker Anlehnung an das Empire: er fand, daß dieser Stil besonders gut zur Erscheinung seiner Frau paßte. Und er hatte recht.

* * *

Ulrike vertauschte hastig das Ballkleid mit einer Matinee und schickte dann die Kammerfrau hinaus. Sie wollte noch einige Augenblicke allein sein, sie bedurfte der Sammlung.

Der heitere Ausdruck, der während des ganzen Festes und während der kurzen Fahrt vom Schloß bis zur Wilhelmsstraße auf ihrem Gesicht gelegen hatte, erlosch völlig. Sie trat zum Fenster, schob die schweren Vorhänge zurück und starrte auf den schneebedeckten Garten hinaus.

Nur wenige Minuten. Dann wandte sie sich und ging hinüber zu ihrem Mann.

Sie mußte dazu über den Korridor. Hier blieb sie einen Moment stehen und lauschte nach oben. Es war alles still. Kara schlief also schon — oder sie wollte nicht mehr herunterkommen.

Kara! Der erste schwere, tiefe Schatten, der auf ihre Ehe gefallen war. Ganz unerwartet und darum doppelt schmerzlich. Sie hatte geglaubt, die Kleine würde sich noch enger an sie anschließen. Wie eine wirkliche Schwester wollte sie das Kind an ihr Herz nehmen. Aber Kara hatte sich auf die erste Nachricht von der Verlobung ihres Bruders wie eine Wildkatze aufgebäumt. Im trotzigen Schweigen zuerst Karl-Konstantin gegenüber. Bei der ersten Begegnung mit Ulrike aber in offener, leidenschaftlicher Feindseligkeit. „Du wirst mir das einzige nehmen, was ich wirklich besaß — die Liebe meines Bruders!“ hatte sie ihr entgegengerufen, und als Ulrike ihr verständig zureden wollte, schoß sie den schlimmsten Pfeil ab: „Wenn du ihn noch liebtest! Aber du kannst ihn ja gar nicht lieben! Ich weiß doch, wem dein Herz gehörte!“

Es war nicht mit Kara zu reden gewesen. Sie hatte geschmäht, getobt und sich dann wieder in ihr auftrotzendes, absolutes Schweigen gehüllt. Vergeblich stellte ihr Ulrike vor, daß sie es für eine selbstverständliche Ehrenpflicht gehalten, Karl-Konstantin von ihrer heimlichen Verlobung mit Ulrich Mitteilung zu machen, daß sie kein Geheimnis vor ihm habe. Die Kleine lachte nur dazu, bitter und böse: „Als ob es damit abgetan wäre! Kannst du denn aus deinem Herzen reißen, was drin war? Du — du und Karl-Konstantin lieben!“

„Ich werde es dir beweisen, indem ich ihn glücklich mache,“ hatte Ulrike gesagt. Da hatte Kara sie lange schweigend angesehen, dann die Achseln hoch gezogen und war mit einem halblauten Ausruf, der nicht viel anders klang als „Phrase“, gegangen.

Karl-Konstantin hatte all das zuerst nicht glauben

wollen. Er hatte dann gelacht: „Das Kind — Du darfst es nicht ernst nehmen." Schließlich war doch auch er verstimmt geworden und hatte Kara ernstlich ins Gebet genommen. Das half — äußerlich. Die Kleine duckte sich, wie immer, wenn er ein Machtwort sprach. Das Verhältnis zwischen den Schwägerinnen war leidlich geworden, aber der Herzlichkeit, die früher zwischen ihnen geherrscht hatte, die die junge Frau immer wieder anzubahnen suchte, ging Kara geflissentlich aus dem Wege. Und Ulrike konnte sich nie der Empfindung erwehren, daß sie von der Schwägerin mit Argusaugen umspäht werde. Es schmerzte sie, nicht nur um der häuslichen Eintracht willen, es schmerzte sie auch Karas wegen und am tiefsten, weil sie wußte, daß ihr Mann bei seiner innigen Liebe zu der Schwester darunter litt. Von ihm aber alle Mißhelligkeit, jede Aufregung fernzuhalten, das empfand sie als Pflicht. Er war so gut. Von Tag zu Tag lernte sie es mehr erkennen.

Er war so gut. Er bedurfte aber auch der Schonung so sehr.

Darum wurde ihr so schwer, was sie ihm heut noch zu sagen hatte.

Als Ulrike in sein Arbeitszimmer trat, saß er schon vor dem Kamin, die Abendzeitung in der Hand, die er gleich zur Seite legte, als er das Rauschen ihres Kleides hörte. Sie sah sofort, die Kunst seines Josephs hatte bereits das ihrige getan. Der Kammerdiener war ein Meister in der Anwendung all der kleinen, vom Arzt verordneten Mittel.

Die letzte Spur von Abspannung war aus seinem schönen Gesicht verschwunden. Seine Augen blickten wieder klar und hell, und er fühlte sich augenscheinlich wohl, trank seine Tasse Tee, aß ein wenig kaltes Geflügel, plauderte heiter und angeregt. Und ihr wurde immer schwerer zumute.

Gesagt mußte es schließlich aber doch werden —

So brachte sie endlich heraus: „Karl-Konstantin — Ulrich war heut auch auf dem Ball —"

Er sah auf. Ganz unbefangen. „Ja! Man hat mir seine Frau gezeigt. Eine hübsche Erscheinung."

Sie nickte. „Er hat sie mir vorgestellt. Eine hübsche, vornehme Erscheinung“ — Ulrike unterbrach sich und sagte erst nach einem kurzen Schweigen: „Es ist mir unendlich peinlich, daß Ulrich bei uns Besuch gemacht — daß wir ihn zu morgen gebeten haben —“

„Aber, Ulli!“ Karl-Konstantin lachte. „Peinlich! Ich verstehe das nicht. Taktvoller wäre es gewesen, er hätte keine Karten abgegeben. Da er aber den Verkehr bei uns gesucht hat, so — nun so ist er eben einer von den vielen, die wir einladen müssen. Was hat das weiter auf sich?!“

Ein solch schlichtes, unbedingtes Vertrauen lag in den Worten, noch mehr in der Art, wie sie gesprochen wurden, daß Ulrike aufatmete.

Ulrich mußte sich beherrschen — der Verblendete! Sie hatte ihm heute gezeigt, wie sie über ihn dachte, wie sie ihre Stellung zueinander abgegrenzt wissen wollte; bis zur äußersten Grenze war sie gegangen, die der Ort des Wiedersehens zuließ. Aber trotz allem: diese erste Wiederbegegnung hatte sie gewaltsam aufgeregt. Nur mit Mühe hatte sie sich beherrscht — allen, aber auch ihrem Manne gegenüber.

Nun war wenigstens ein Teil ihrer Besorgnis von ihr genommen. Aber es blieb noch ein anderer.

„Verzeih’, Karl-Konstantin, ich muß noch eins sagen,“ begann sie wieder. „Es ist nur — wegen Kara!“

Er schüttelte den Kopf. „Wenn sie wieder einmal närrisch werden sollte, muß ich noch einmal Generalwäsche mit ihr abhalten. Laß dich das nicht kümmern. — Erlaubst du, daß ich rauche?“

„Aber —“ Sie war schon aufgestanden, holte ihm selbst das Zigarettenetui und Feuer.

„Nun — heute nicht?“

Sie wußte schon, was er meinte; entzündete den Papyros zwischen ihren Lippen, tat die ersten paar Züge und reichte sie ihm dann. Es war eine kleine Spielerei, an der der ernste Mann immer neues Vergnügen zu finden schien.

Er rauchte mit Behagen, nickte ihr dankend zu. „Was ich dir noch sagen wollte, Ulli — ich hab’ Eberberg mit

seinen Damen für morgen zum Lunch aufgefordert. Verzeih', wenn ich dich nicht vorher fragte. Wen haben wir denn noch?"

„Herr Nieburg wollte kommen, wenn ihm die Parlamentssitzung nicht einen Streich spielt. Dann hattest du den Prinzen gebeten und seinen unvermeidlichen Brun —"

„Kastor und Pollux — man kann sie nun einmal nicht trennen. Übrigens ist mir Herr Brun am kleinen Finger lieber als die etwas fade Durchlaucht. Er ist frisch und natürlich."

„Prinz Albrecht fad? Findest du?"

Der Graf zog die Achseln hoch. „Vielleicht hab' ich mich im Ausdruck etwas vergriffen — vielleicht kenne ich den Prinzen auch zu wenig, um ihn richtig zu beurteilen. Als er jünger war, galt er als der Held unzähliger Abenteuer. Jetzt soll er sich rangiert haben. Aber man erzählte mir neulich erst, daß er immer noch etwas von seiner einstigen unheimlichen Gewalt über gewisse schwache Frauenherzen besitzt. Mir ein Rätsel. — Übrigens, da fällt mir noch ein: ich möchte wohl Braunfels auffordern. Er hat noch keine Karte abgegeben, aber wir sind ja so alte Bekannte, daß man darüber hinwegsehen kann. Seine Adresse wird wohl auf dem Auswärtigen Amt zu erfahren sein."

„Soll ich ihm schreiben?" fragte sie.

„Wenn du die Güte haben willst."

Sie erhob sich und ging zum Schreibtisch hinüber. Es kam nicht selten vor, daß sie ihrem Manne einen kleinen Brief abnahm.

„Schreib' ihm, bitte, daß er voraussichtlich Kurt Nieburg trifft!" rief er ihr noch nach. Und seine Augen folgten ihrer hohen Gestalt, bis sie sich niederließ. Er drehte seinen Stuhl ein wenig. So konnte er im Schein der elektrischen Lampe auf dem Schreibtisch gerade ihr wundervolles Profil sehen.

Immer wieder packte es ihn, wenn er sie so heimlich betrachtete. Dann kam stets erneut die große, mit Wehmut gepaarte Zärtlichkeit über ihn und eine stille Rührung. Auch jetzt. Unwillkürlich feuchtete sich sein Auge. Wie schön sie war! Wurde sie nicht schöner von Tag zu Tag?

Aber als sie zurückkam, hatte er sich schon wieder ganz in der Gewalt. Er dankte, er bat noch um eine Zigarette. Sie sprachen noch dies und das vom heutigen Ball —

Dann hub die große Bronze-Uhr auf dem Kaminsims zu schlagen an.

„Schon Mitternacht —" sagte er bedauernd. „Bist du so gut und schellst, Ulli?"

Gleich darauf stand Joseph in der Tür. Wie eine Statue, gerade aufgerichtet, mit jenem Domestikengesicht unter dem glatten Scheitel, das nichts zu sehen und zu hören scheint, als was ihn im speziellen angeht.

„Wir müssen wohl, Joseph —"

Der Diener sprang hinzu. Der Graf erhob sich. Er küßte seiner Frau die Hand. „Gute Nacht, liebe Ulli!"

„Gute Nacht, Karl-Konstantin. Hoffentlich hast du eine schmerzlose Nacht," gab sie herzlich zurück. „Ich bin sehr müde."

Nun war sie allein.

Wieder, wie vor einer Stunde im Korridor, stand sie ein paar Augenblicke regungslos und horchte auf die leisen Tritte von Herr und Diener. Dann ging sie zum Schreibtisch, löschte die Lampe; dann zum Schalter neben der Tür. Auch die Lichter in der Krone erloschen. Nur noch die eine Flamme über dem Kamin leuchtete matt in das große Zimmer hinein.

Und sie stand wieder ganz still im dämmernden Licht — und sann — und sann —

* * *

Seit fast einem Jahre war sie nun Gräfin Gruhnau.

Es war ihr alles geworden, was sie sich in dem Augenblick gewünscht hatte, als sie sich entschloß, den Antrag Karl-Konstantins anzunehmen. Ja, die Wirklichkeit hatte ihre hochgespanntesten Wünsche übertroffen.

Sie waren damals, unmittelbar nach der Hochzeit, die ganz im kleinen Kreise des Stifts stattgefunden, nach dem

Süden gereist, mit all dem großen, ihr noch ungewohnten Train und einem Luxus, der ihr fremd war, in den sie sich aber sofort hineinfand, als ob sie nie etwas anderes gekannt hätte. Florenz hatte sie gesehen und die ewige Stadt, hatte in Natur und Kunst geschwelgt und in ihrem Mann, hier und dort, stets den besten Führer gehabt, den man sich denken konnte.

Er war damals völlig aufgelebt. Es schien ihm immer neuen Genuß zu bereiten, sie in die Wunderwelt Italiens einzuführen. Kein Ende konnte er finden, und wenn sie dann und wann besorgt mahnte, er solle sich schonen, lachte er sie aus — mit einem Sonnenlachen, das ihr etwas ganz neues an ihm war. Was immer er ersinnen konnte, um ihr eine Freude zu machen, geschah.

Auf der Rückfahrt über die Alpen befiel ihn ein leichtes Unwohlsein, das er nicht beachtete. Er müsse sich immer erst an das nördlichere Klima gewöhnen, meinte er und wies auf die Scheiben des Wagens, gegen die der Regen peitschte. Er ließ sich aber überreden, in Brunnen, am Vierwaldstätter See, den Gotthardzug zu verlassen, um hier ein paar Tage Station zu machen. Der Zufall wollte, daß sich auf dem Bahnhof zwei Züge kreuzten; aus dem von Luzern kommenden stieg die Großherzogin Mathilde aus. In strömendem Regen begrüßte er die hohe Frau. Am Abend fieberte er heftig, gegen Morgen erfolgte ein starker Blutsturz.

Drei Wochen lag er völlig darnieder. Er war der geduldigste, liebenswürdigste Kranke, aber er duldete nicht, daß sich die Gräfin um ihn bemühte. Immer wieder wehrte er, mit einem Lächeln, das um Verzeihung zu bitten schien, ab. Nur Joseph durfte um ihn sein.

Aus Zürich war eine Autorität gerufen worden. Angstvoll harrte Ulrike auf das Urteil des großen Arztes. Die Untersuchung währte sehr lange.

Als Professor Brieger endlich in den Salon zurückkam, bemerkte er wohl, wie erregt die junge Frau war. Teilnahmsvoll sah er sie durch seine großen, runden Brillengläser an.

„Von einer augenblicklichen Gefahr ist keine Rede,

gnädigste Gräfin," sagte er dann. „Wir werden diese häßliche Attacke in kurzem überwinden. Aber ich darf nicht verhehlen, daß damit nur wenig gewonnen ist. Der Herr Graf hat mir erzählt, was ihn vor Jahren betroffen hat. Die damalige schwere Verletzung, verbunden mit dem gewaltigen Nervenchok, die Schwierigkeit der Behandlung, der Pflege auf der Jagdexpedition, wahrscheinlich auch die klimatischen Verhältnisse — das alles hat den Gesamtorganismus aufs tiefste erschüttert. Es ist — seien Sie gefaßt, Gräfin — nicht nur ausgeschlossen, daß je eine wirkliche vollständige Heilung eintritt,. es ist leider auch vorauszusehen, daß der Körper immer weniger widerstandsfähig wird. Auf Perioden scheinbarer oder wirklicher Besserung werden immer neue Anfälle folgen —"

Er unterbrach sich, um Ulrike in die Augen zu sehen. Sie saß vor ihm, den Blick starr in die Weite gerichtet. Die sorgenvolle Unruhe, die sie vorhin erfüllt hatte, schien von ihr abgefallen zu sein. Das schöne Gesicht war wie versteinert.

„Ja — das läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen," fuhr der Professor fort. „Und wir können nichts tun, als zu versuchen, jene besseren Perioden möglichst zu verlängern. Dazu ist in erster Linie — und fast als einziges Hilfsmittel — große Schonung notwendig. Wir müssen dem Patienten zwar stets freundliche Anregung zu bieten versuchen, aber wir müssen dauernd jede körperliche Anstrengung, aber auch jede starke geistige Erregung von ihm fernhalten. Ruhe und immer wieder Ruhe, gnädigste Gräfin — nur damit vermögen wir Ihrem verehrten Herrn Gemahl noch eine längere Reihe von möglichst guten Jahren zu verschaffen."

Das also ist deine neue Lebensaufgabe — hatte Ulrike damals gedacht. Ohne jede Bitterkeit.

Auch in all den Wochen und Monaten seither war nicht auf eine Minute Bitterkeit in ihrem Herzen gewesen.

Aber die Stunden der Einsamkeit und der Vereinsamung waren oft schwer über sie gekommen. Ganz besonders auch dadurch, daß sie sich gerade in den trüben Tagen, in den

Tagen des Leidens, in denen sie Karl-Konstantin wirklich etwas hätte sein können, von der Fürsorge um ihn fast ganz ausgeschlossen sah. Es war so schmerzlich, daß sie dann, nach seinem unbeugsamen Willen, verdrängt wurde — durch einen geschickten Diener.

Alles war eingetroffen, wie es der Züricher Professor vorausgesagt hatte.

Der Graf hatte sich verhältnismäßig schnell erholt. Man konnte nach Schloß Elz übersiedeln. Die Heimatluft schien ihm gut zu tun, es folgte eine Periode relativen Wohlbefindens. Dann kam ein neuer Rückschlag und wieder ein besserer Zustand. In solch einer Zwischenzeit hatte Karl-Konstantin darauf bestanden, nach Berlin zu gehen.

Das war auch ein ungelöster Rest in ihrer Ehe, daß ihr zuzeiten jeder Einfluß auf seine Entschließungen versagt blieb — und gerade meist, wenn in seinen Gedankengängen ihre eigene Person in Frage kam. Er, der ihr jeden Wunsch von den Lippen ablas, ehe er noch ausgesprochen war, konnte dann unbeugsam sein. Seine Frau sollte nicht unter seinen Leiden mitleiden; wie er sich immer bemühte, ihr seine Schmerzen zu verbergen, in ihrer Gegenwart heiter und zuversichtlich zu sein, so wollte er auch, daß sie Geselligkeit sah, daß sie gesellig lebte. Er sprach es nicht aus — natürlich nicht. Aber sie empfand schmerzlich, daß er damit gleichsam eine Schuld ihr gegenüber einzulösen bestrebt war.

Niemand sah ihr an, wie sie unter all dem litt. Nur einer vielleicht — Kurt Nieburg.

Er war zur Hochzeit geladen gewesen, hatte aber abgesagt, wie es beide, Karl-Konstantin und Ulrike, vorausgesetzt hatten. Erst jetzt, in Berlin, sah sie ihn wieder. Nicht ohne eine gewisse Scheu hatte sie dieser Begegnung entgegengesehen. Der Vorwurf des schweren Unrechts, das sie ihm einst angefügt, nagte noch immer in ihr, und vielleicht noch stärker als früher, seitdem sie aus den Erzählungen ihres Mannes wußte, was er ihm galt.

Jene etwas schamhafte Scheu verschwand aber in demselben Augenblick, in dem er ihr gegenübertrat. Er knüpfte

sofort den zwischen ihnen zerschnittenen Faden an ihre gemeinsamen Erinnerungen, an die Heimat an, in so zartfühlender Weise, daß es sie nicht schmerzen, daß es sie nur erfreuen konnte. Er schien dabei völlig unbefangen; es schimmerte nichts in seinen Worten, in seiner ganzen Art davon durch, daß er sich selbst einst Hoffnungen auf ihre Hand gemacht hatte. Und dessen war sie besonders froh.

Seither war Nieburg, der seit dem Beginn der parlamentarischen Session in Berlin weilte, fast täglicher Gast in dem kleinen Palais, zur Freude des Grafen, auf den die Anwesenheit des Freundes stets wohltuend wirkte. Und zur Freude Karas, die ihn schon deshalb in ihr Herz schloß, weil Karl-Konstantin ihn liebte. Die Komteß stand sich mit dem älteren Manne auf einem kameradschaftlichen Neckfuß, der Fernerstehenden schon manches Rätsel aufgegeben hatte.

Er führte — „ganz gegen alle Kleiderordnung", wie der Landrat meinte — die Kleine auch am nächsten Tage bei dem Frühstück zu Tisch, und die halb gewisperte Unterhaltung an ihrer Ecke wurde bald so häufig durch Lachen unterbrochen, daß der Graf schon einige Male scherzhaft zur Schwester hinübergedroht hatte.

Ulrike wurde von Prinz Albert geführt; auf ihrer anderen Seite saß Herr von Eberberg, der Frau von Westernfeld zu Tisch geführt hatte, dann folgten der Hausherr mit Frau von Eberberg, Ulrich mit dem einen Fräulein von Eberberg, Wanda, den „roten Appel", wie der Herr Papa sie zart zu bezeichnen liebte, zum Unterschied von Hulda, dem „schwarzen Strohhalm", die dem Generalkonsul von Braunfels zugefallen war und sich von ihm Schauermären über die Affen im brasilianischen Urwald und die „höchst affenähnlichen" Indianer am Orinoko aufbinden ließ. Den Kreis schloß der Rittmeister von Brun, Adjutant und Intimus des Prinzen, der keine Dame zu Tisch bekommen hatte; das passierte ihm öfter, denn man wußte in fast allen Häusern, in denen er verkehrte, daß er sich aus dem weiblichen Geschlecht nichts, aus herbem Sekt aber desto mehr machte.

Der Prinz war ein liebenswürdiger Causeur. Er hatte die Hausfrau sofort in eine anregende Unterhaltung verwickelt, erzählte einen kleinen Scherz nach dem anderen. Es war leichtes Geschütz, das empfand sie wohl, aber es wirkte, weil es brillant vorgetragen wurde.

Aber unwillkürlich ging ihr Blick doch immer wieder heimlich zu Ulrich hinüber. In der ehrlichen Sorge, daß er in seiner trotzigen Erregtheit irgend eine Torheit begehen würde. Schon aus Mitleid mit seiner jungen Frau wollte sie einen Eklat unter allen Umständen vermieden wissen. Er aber war eines Eklats fähig — der Unsinnige.

Und sie fühlte noch eins: es waren noch zwei Augen am Tisch, die Ulrich und sie argwöhnisch bespähten. Karas scharfe Augen. So lebhaft die mit Nieburg plauderte, sie verlor darum Ulrichs verstörtes Gesicht nicht aus dem Blick. Die Törin! Sie hätte doch wissen müssen, daß keine Gewalt der Erde und des Himmels zwischen ihr und Ulrich noch einmal eine Brücke schlagen könnte —

Der Prinz war gerade bei den lustigsten Serenissimusgeschichten angelangt, die aus seinem Munde doppelt komisch klangen.

„Nun aber eine kleine Perle, Gräfin, die einmal den Vorzug hat, daß sie Ihnen unbekannt sein dürfte, und dann den zweiten, daß sie ausnahmsweise wahr ist. Mein eigener Onkel hat sie nämlich verbrochen. Geht der also durch unsere Residenz — das Schloß, das Rathaus, das Theater, das Hotel, die Apotheke und zehntausend Einwohner — und sieht zu seinem maßlosen Erstaunen eine neue Villa. Er bleibt stehen, er hebt sein großes Lorgnon und fragt seinen Kindermann, er hat nämlich auch einen Kindermann, unsern vortrefflichen Baron Gifthot. Also er fragt: ‚Sagen Sie mal, lieber Gifthot, ist das Haus eigentlich hier gebaut?‘“

Die Nächstsitzenden lachten. Auch Ulrike lachte. Es gefiel ihr eigentlich nicht, daß der Prinz um der lieben Unterhaltung willen seinen eigenen Stand persiflierte, aber er war so drollig dabei. So ging es ihr überhaupt mit dem Prinzen: eigentlich stieß sie irgend etwas Undefinier-

bares in seinem Wesen ab, und doch fesselte sie seine Art immer wieder und immer stärker. Stets war er gut bei Laune, plauderte hübsch mit einem eigenen kleinen Anflug von Selbstironie und war so überaus beflissen, ihr unauffällig dienstbar zu sein. Niemand wußte so gut wie er in der Gesellschaft Bescheid, stets war er bereit, sie zu orientieren, ihr kleine Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. „Befehlen Sie nur über mich, gnädigste Gräfin," hatte er ihr schon bei der dritten, vierten Begegnung gesagt. „Sie dürfen wirklich ganz über mich befehlen. Es würde mich unendlich beglücken, Ihnen irgendwie dienen zu dürfen."

Sie streifte ihn mit einem heimlichen Blick. Er war ein schöner Mann, aber von ganz anderer Schönheit, als etwa Vetter Ulrich. Dessen Gesicht hatte auch heute noch fast etwas Knabenhaftes, trotz des kecken Schnurrbärtchens — es würde vielleicht immer diese jugendliche Frische, zu der jetzt der trotzige Ausdruck merkwürdig paßte, behalten. Die Schönheit des Prinzen spielte ins Müde; vielleicht hatte sein Gesicht schon, als er ein Kind war, diesen matten Ausdruck gehabt, vielleicht war das ein Erbe des uralten Geschlechts. Vielleicht — man sagte es ja — hatte er auch früh und sehr stark gelebt; er galt ja heute noch als großer Lebemann. Aber reizvoll war dies hagere, schmale, scharfgeschnittene Gesicht mit dem gelblichen Teint und den mandelförmigen Augen, deren Pupillen in einer bläulichen Iris standen, trotzdem.

Wo hatte man ihr denn nur von den Augen des Prinzen erzählt? War's nicht die Gräfin Harseck, die ihr gesagt hatte, halb scherzend, halb im Ernst: „Diese Augen haben schon unsägliches Unheil angerichtet."

Lächerlich —

Gerade beugte der Prinz sich zu ihr. „Was hat eigentlich der gute Junge heute, Ihr Vetter Westernfeld, Gräfin? Er ist ja ganz sonderbar. Man möchte beinahe glauben, er wäre im Jeu fürchterlich angeschossen worden."

Sie antwortete nur mit einer Frage: „Spielt der Ulrich?"

„Na ob!" lachte der Prinz. Dann zog er die Achseln hoch. „Hilf Himmel — wer spielt denn von unserer Jugend

nicht? Ich war ja wohl selber als Spieler — glaub' ich — berüchtigt, hab' mich nun aber freilich auf die Altersdomäne eines hohen Ecartés zurückgezogen. Aber der gute Westernfeld treibt's, nach allem, was man hört, ein wenig arg. Über sein väterliches und das Vermögen seiner Frau hinaus."

Vor ihr tauchte, wie in einem Momentbild, die Erinnerung auf: damals — mein Gott, war das wirklich kaum mehr als anderthalb Jahre her! — damals war Ulrich zu seinem Vater gefahren, der gerade im Teufelsparadies an der Riviera ein Vermögen verloren hatte. Der Sohn zum Vater, um die Mittel zu ihrer Heirat flüssig zu machen; vielleicht aber hatten sie nur ihre gegenseitigen Verluste im Spiel sich gebeichtet —

Es war so bitter. Es war so erbärmlich!

„Ich kenne die Frau meines Vetters eigentlich noch gar nicht —" sagte Ulrike dann.

Bei dem Prinzen bedurfte es immer nur eines ganz leisen Anstoßes. Er hörte auch diesmal sofort einen verhaltenen Wunsch heraus.

„Aber ich habe sie schon als Backfisch gekannt. Wo habe ich Frau von Westernfeld doch zum erstenmal gesehen? In Newmarket, glaube ich, auf dem Rennen. In Rom dann bei der Principessa Giusi, in Paris bei Paillard und auf der Botschaft, in Baden-Baden und Homburg. Das arme Ding kam nie zur Ruhe, die verehrten Eltern lagen immer auf der Walze. Sie verstehen doch diesen hübschen Ausdruck, Gräfin? Ja — und schließlich, nachdem der und jener gekommen war, der ihr nicht genehm war, sehnte sie sich doch wohl nach dem eigenen Heim. Da nahm sie den Westernfeld. Ich fürchte nur —"

„Was fürchten Sie, Durchlaucht?" fragte Ulrike leise.

„— daß der gute Westernfeld sich verkauft hat. Verkauft, wie man beim Pferdehandel sagt. Er wird ja eine sehr anständige Zulage bekommen. Aber diese internationalen Damen, die einen Teil ihrer Jugend in England, einen Teil in Italien, den dritten in Frankreich gelebt haben, sind

meist über alle Maßen verwöhnt und kennen den Wert des Geldes noch weniger, als — leider — etwa Ihr untertänigster Diener, dem auch nie wohl war, wenn er nicht mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatte. Wenn nun aber der Westernfeld gar noch, wie sein alter Herr, im Baccarat arbeitet, kann's mal böse werden."

Ulrike sah zu dem Vetter hinüber, dem der Diener gerade wieder einschenkte; hastig stürzte er den Sekt hinunter und gleich zum zweitenmal. Nein — für ihn hatte sie kein Mitleid. Nicht einmal Mitleid! Dann sah sie zu der jungen Frau hin. Eine elegante Erscheinung; nicht schön, aber hübsch; merkwürdig — so wenig sie und der Prinz sich ähnelten — gar nicht, in keinem Zuge — sie hatten doch etwas Verwandtes im Ausdruck. Auch Frau von Westernfeld sah so müde aus, nicht körperlich, sondern geistig müde. Geistig müde, obgleich sie angeregt sprach. Es muß wohl solch eine Müdigkeit geben, die keine Ruhe aufzuheben vermag, die sich auch ganz anders äußert als bei einem müden Menschen die Abspannung. Eine ererbte Mattigkeit —

Die arme, junge Frau. Gegen des Lebens Kämpfe waren ihr sicher keine Waffen geschmiedet.

„Darf ich fragen: woran dachten Sie soeben, gnädigste Gräfin?" hörte sie des Prinzen Stimme neben sich.

„An Menschenschicksale —" gab sie leise zurück.

Er schüttelte den Kopf: „Ich fürchte, Gräfin, Sie denken zu viel und zu schwer. Ich hatte auch einst die Anlage dazu. Aber ich hab's mir abgewöhnt und befinde mich viel wohler dabei."

Das war wieder ganz Prinz Albrecht. Nie wußte man recht: Spricht er's nur so hin — ist's eigentlich eine unüberlegte Banalität? Oder liegt ein tieferer Sinn darin?

„Kann man sich denn das Denken abgewöhnen, Durchlaucht?"

„Aber gewiß, Gräfin. Das heißt — bis zu einem gewissen Grade. Mancher bringt's weit darin. Mein guter Oheim Sellnow hat's sogar ziemlich zur Meisterschaft gebracht. Er ist — darüber sind sich alle seine Groß-

würdenträger und sein ganzes Völkchen einig — daher auch das Muster eines konstitutionellen Fürsten —"

Die Diener hatten bereits die Fruchtschalen gereicht. Joseph stand schon hinter dem Stuhl des Grafen. Und Ulrike bemerkte, daß Karl-Konstantin etwas unruhig wurde, so sehr er sich zu beherrschen suchte. Die Unterhaltung mit der guten Frau von Eberberg, seiner Tischnachbarin, mochte nicht sehr pläsierlich gewesen sein; er hatte die Kosten wohl allein tragen müssen, und das strengte ihn an.

Ulrike nickte ihm zu. Er verstand sofort und nickte unmerklich zurück, mit einem leichten Lächeln der Erlösung.

So hob sie die Tafel auf.

Das Diner war zu Ende. Der Kaffee wurde in dem weißen Empiresalon genommen. — Für diese kleine Geselligkeit hatte Karl-Konstantin der Schwester das Amt zuerteilt, mindestens den älteren Herrschaften die Mokkatasse selbst zu bringen, was Kara, assistiert von zwei Dienern, mit niedlicher Grazie zu tun pflegte. Es sollte dadurch dem Ganzen ein familiärer Charakter gewahrt bleiben.

Ehe Kara aber an den Ecktisch trat, auf dem die silbernen Kannen und die Meißner Tassen schon bereit standen, ging sie auf Ulrike zu, um ihr sehr förmlich die Hand zu küssen.

Das war eine ihrer kleinen Malicen, die Ulrike immer aufs neue kränkten. Denn sie fühlte nur zu genau, daß Kara mit diesem Zeichen der Ergebenheit ihren kindischen Hohn trieb. Aber die Gräfin ließ sich dies Empfinden nie anmerken. Sie zog auch heute ihre Hand schnell fort und küßte dafür Kara auf die Stirn, was freilich nur zur Folge hatte, daß die Kleine ihren Kopf trotzig zur Seite schob und sich dann schnell ihrem Amt zuwandte.

Als sie mit ihrem Tassenverteilen fast zu Ende war, bemerkte sie, daß Nieburg noch nicht versorgt war. Sie blickte sich um, konnte ihn zuerst nicht finden und sah dann, daß er sogar dicht vor ihr stand, halb hinter dem gelben Damast der Gardine verborgen. „Ist das eine Art!" rief sie ihm halblaut zu. „Wir spielen hier doch leider nicht

Verstecken! Wollen Sie nun Ihren Kaffee oder wollen Sie ihn nicht?"

„Ich will, Komteß — wenn Sie ihn mir selber süßen."

„I bewahre. Das könnte Ihnen scheinen — na, weil Sie es sind, will ich einmal eine Ausnahme machen. Ein oder zwei Stückchen?"

„Zwei, wenn ich bitten darf."

Sie brachte ihm das Täßchen und blieb neben ihm stehen. Sie sahen beide auf das hübsche Gesellschaftsbild in dem großen Raum: die eine Gruppe um den Grafen am lodernden Kamin, die andere vor einem Porträt der Gräfin, das Lazlo kürzlich vollendet hatte; durch die geöffneten Vorhänge schimmerte endlich noch eine dritte Gruppe aus dem Nebenzimmer: Ulrike stand dort mit dem Prinzen und Westernfeld.

Plötzlich sagte Nieburg: „Wissen Sie, daß ich mit Ihnen sehr böse bin, Komteß?"

Sie wollte lachen, aber als sie ihn ansah, unterdrückte sie es. Er sah doch nicht so aus, als ob er im Scherz gesprochen hätte. „Ich — Sie mir böse, Herr Nieburg? Was hab ich armes Wurm denn nun wieder gesündigt?" begnügte sie sich zu sagen.

„Wir stehen hier so hübsch allein, und die Gelegenheit ist daher günstig. Wer weiß, wann sie wiederkehrt. Ich wollte es Ihnen schon längst aussprechen — aber sagen Sie mir erst mal eins, Komteß Kara: haben Sie Vertrauen zu mir?"

„Ja!" gab sie kurz und ehrlich zurück. „Sie sind ja doch Karl-Konstantins bester Freund. Und überhaupt: ja, ich hab Vertrauen zu Ihnen."

„Das ist lieb von Ihnen. Nun will ich ganz offen sein. Ich finde Ihr Benehmen gegen Ihre Frau Schwägerin ganz abscheulich."

Das hatte sie nicht erwartet. Es zuckte über ihr Gesicht, wie im Schmerz; aber doch auch wie in einem leisen Triumph. Ganz so, wie es in ihrer Seele aussah, die ja Ulrike gegenüber auch stets in zwiespältigen Empfindungen lag. Ihr Gesicht konnte ja nichts verheimlichen.

„So!“ sagte sie dann trotzig. „Artig sind Sie gerade nicht, Herr Nieburg. Das ist aber auch nicht nötig, im Gegenteil, mir ist's viel lieber, wenn man recht offen gegen mich ist. Das Süßholzgeraspel ist abscheulich. Ja — aber ändern werden Ihre Vorwürfe mein Verhalten auch nicht. Denn ich bin eben auch nicht fürs Schauspielern geboren. Am liebsten zeigte ich ganz unverhohlen, wie ich denke: Ulrike, Ihnen und der ganzen Welt. Wenn ich's nicht tue, geschieht's nur um Karl-Konstantins willen.“

„Gerade um seinetwillen sollten Sie anders sein.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht. Und ich will auch nicht.“

„Komteß Kara, wie kann man so eigensinnig sein!“

„Ich bin's — zugegeben. Aber unrecht tue ich meiner hochverehrten Frau Schwägerin damit nicht. Übrigens ist ihr's, das können Sie glauben, auch ganz gleichgültig. Sie hat ihr Ziel ja erreicht.“ — Kara versuchte wieder den burschikosen Ton, der sonst so gut von ihren frischen Lippen kam. Heute gelang das nicht recht. Die Stimme bebte, und die Augen kämpften mit den emporsteigenden Tränen. „Und ich habe sie doch einst so sehr lieb gehabt —,“ schloß sie ganz unvermittelt. „Die Falsche, die Egoistin! Bis sie mir die Liebe meines Bruders gestohlen hat — den sie selber nicht lieb hat!“

Nieburg sah ernst vor sich hin. — Schweigend.

„Sie sind noch sehr jung, Komteß!“ sagte er dann. „Sie können wirklich noch nicht recht urteilen. Schon einmal haben Sie mir davon gesprochen, und schon damals habe ich Ihnen gesagt, daß man die Menschen nicht mit gleichem Maßstab messen darf. Was wollen Sie denn eigentlich? Sie müssen doch täglich sehen, daß Karl-Konstantin glücklich ist. Das ist doch das höchste, was Sie für ihn wünschen können.“

„Er ist doch der Betrogene!“

„Pfui, Komteß Kara! Das will ich nicht wieder von Ihnen hören, oder es ist mit unserer guten Freundschaft vorbei.“ Nieburg sprach sehr energisch. „Sie wissen gar nicht, wie häßlich das eben war. Sie können aber auch das

Verhältnis zwischen ihrer Schwägerin und Karl-Konstantin nicht beurteilen. Lassen Sie mich Ihnen darum sagen: ich bewundere die Gräfin aufs höchste, täglich aufs neue, täglich mehr."

Kara blickte ihn mit ihren großen Augen, in denen jetzt schon das Naß deutlich blinkte, erstaunt an. Um ihre Lippen zuckte es. Sie wollte etwas entgegnen, etwas Heftiges, Abweisendes. So hatte ja noch niemand mit ihr gesprochen. Aber sie unterdrückte, was sie sagen wollte. In Nieburgs ernstem Gesicht lag ein so entschiedener Ausdruck, daß sie nicht zu widersprechen wagte. Wie einst im Stift, wenn Frau Äbtissin ernst mit ihr sprach, duckte sie sich gleich einem kleinen Kätzchen —

Da kam zum Glück der Generalkonsul Braunfels, um Nieburg zu suchen, und sie huschte davon, zu ihrem Kaffeetischchen; gleich darauf klapperten die Tassen in ihren Händen, und dann eilte sie an des Bruders Seite, lehnte sich an seinen Stuhl und streichelte ihm die Rechte. Es war, als ob sie etwas gut machen wolle. —

Ulrike stand noch immer mit dem Prinzen und Ulrich im Nebenzimmer um den kleinen, runden Empiretisch mit der vergoldeten Bronze-Girlande. Sie wagte nicht, sich loszulösen, aus Furcht, daß Ulrich ihr wieder nachkommen würde mit seinen heißen, abgerissenen Worten. Nur nicht mit ihm allein sein! Es war doch eine Torheit gewesen, daß er aufgefordert worden war. Sinnlos war der Mensch! Und Tür an Tür saß seine junge Frau, vernachlässigt schon jetzt — um ihretwillen!

Man sah es Ulrike gewiß nicht an, wie erregt sie war. Wie immer, bewahrte sie ihre fast statuenhafte Ruhe, die so gut zu ihrer klassischen Schönheit paßte. Aber sie fieberte. Vorhin, als der Prinz sie hierher führte, hatte der sich plötzlich über ihre Hand gebeugt und sie geküßt und geflüstert — was hatte er eigentlich geflüstert? — „Sie sind die schönste Frau, der ich je begegnete, Gräfin — ich könnte sterben für Sie —"

Es war banal. Er hatte das vielleicht schon hundert

Frauen gesagt. Gewiß. Lachen hätte sie müssen. Hatte sie nicht auch gelacht? Gewiß — und die Hand fortgezogen — „Durchlaucht, sterben kostet das Leben, und man hat nur eins zu vergeben —,“ oder sonst irgend etwas, das genau so banal war wie seine Phrase. Alles, alles war ja nur Phrase, nur façon de parler. Aber es beunruhigte sie doch. Vergeblich fragte sie sich — während sie mit beiden Herren über die letzten Wagnervorstellungen im Opernhause, über den gestrigen Hofball, über die Auswahl des neuen Hofstaats für Seine Kaiserliche Hoheit, über das Polospiel und über die Aussichten des prinzlichen Stalles für das nächste Frühjahrsmeeting plauderte — vergeblich fragte sie sich immer wieder: Was ist dir nur? Waren es die Erinnerungen an einstige heimliche Glücksstunden, die in ihr aufquollen und ihr den Sinn verwirrten — an diese Glücksstunden mit dem Manne da, den sie jetzt so tief verachtete, der das wußte, und den es doch immer aufs neue in ihre Nähe zurücktrieb?

Sie fühlte auch, daß die beiden Herren neben ihr sich mit verborgenen Blicken maßen, wie Nebenbuhler. Der Prinz wußte nichts davon, was Ulrich ihr einst gewesen. Ulrich konnte nicht wissen, was ihr Prinz Albrecht vorhin zugeraunt hatte, dessen blasierte Maske — wenn es eine Maske war? — überhaupt jedem Fremden den Einblick in sein inneres Wesen verbarg. Aber sie ahnten wohl beide mit sicherem Instinkt, was sie nicht wissen konnten. Sie plauderten scheinbar ganz unbefangen, der äußere Takt hielt sie auseinander, und doch waren sie Feinde.

Nur loskommen —

„Ich will zu deiner Frau —,“ sagte sie endlich.

„O, meine Frau. Meine Frau wird sich recht wohl befinden mit Frau von Eberberg.“

„Durchlaucht verzeihen — Hausfrauenpflicht —“ Und sie trat rasch in den Salon. Aber gerade auf der Schwelle rief Karl-Konstantin nach ihr.

Sie sah erst jetzt, daß sich der Kreis am Kamin vergrößert hatte. Ein Herr, den sie nicht kannte, stand neben ihrem Manne — jung, schlank, blond, mit einem kleinen

Spitzbärtchen am Kinn; im eleganten grauen Reiseanzug, als ob er unerwartet in die Gesellschaft hineingeschneit wäre.

„Liebste Uli —“ rief der Graf —, „eine kleine Überraschung. Erlaube, daß ich dir Vetter Edwin Sassenkusen vorstelle, unseren zukünftigen Lenbach, Lazlo und noch einiges. Gerade aus München gekommen. Ich empfehle ihn deiner Huld —“

Karl=Konstantin lachte. Er schien sich wirklich zu freuen. Und der junge Mann, von dessen Existenz sie bisher nur ganz gelegentlich als eines sehr talentvollen Stipendiaten ihres Mannes gehört hatte, trat ihr entgegen: „Gnädigste Gräfin — ich muß vor allem wegen meines unpassenden Anzugs um Vergebung —“

Sie unterbrach ihn schnell: „Aber ich bitte Sie, Herr von Sassenkusen. Darf ich Sie bekannt machen — Kara hat gewiß auch noch eine Tasse Kaffee für Sie —“

Mochte dieser junge Künstler sein, wie er wollte — heute kam er ihr wie ein Erlöser. Denn hinter sich hörte sie schon wieder das leise Rascheln des Vorhangs und des Prinzen Stimme und Ulrichs heißes Atemholen.

Neuntes Kapitel.

Wenn Ulrike im Augenblick der ersten Begegnung Edwin von Sassenkusen als ein neues Element freudig begrüßt hatte, so vertiefte sich diese Empfindung noch. Der frische, immer heitere Künstler, der täglicher Gast im Gruhnauschen Palais wurde, schob sich, ohne es selbst zu wissen, zwischen die Gräfin und allerlei Widerwärtigkeiten. Er war vor allem, vom ersten Tage an, gut Freund mit Kara. Merkwürdig genug: sie hatte den Vetter seit langen Jahren nicht gesehen und knüpfte nun ohne weiteres, ohne jedes Bedenken, an längst vergessene Kindeserinnerungen an, an

ein paar Wochen, die Edwin einst als schmucker Seekadett auf Schloß Elz verlebt hatte. Was er inzwischen erlebt und erlitten hatte, wie schwer ihm der Übergang von der Marine in seinen geliebten Künstlerberuf gemacht worden war, was er inzwischen geleistet hatte, das ignorierte sie. Sie nahm ihn einfach als den lustigen Vetter von ehemals, mit dem man wieder allerlei Allotria treiben konnte.

Aber Sassenkusen gewann auch bald das Wohlwollen des Grafen in so verstärktem Maße, daß er viel um Karl-Konstantin sein mußte. Auch dabei bewährte sich seine gute Laune. Der Graf hatte wieder, ohne daß ein ernsterer Unfall zu befürchten war, einige schlechtere Tage. Er wollte und verlangte, daß Ulrike sich deshalb ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht entziehe, und sie mußte sich fügen, denn sie wußte, daß ihn ein Widerspruch in dieser Beziehung stets erregte. So saßen denn, während Ulrike aus war, Kara und Edwin oft bei dem Hausherrn, der zwar, der Ruhe bedürftig, auf der Chaiselongue liegen mußte, aber gern mit beiden plauderte, mit Edwin auch eine Partie Schach spielte oder mit ihm ein ernsteres Gespräch über Kunst führte, was Kara freilich meist mit allerlei Drolligkeiten unterbrach. Bisweilen kam, in vorgerückter Stunde, auch Nieburg aus einer Fraktionssitzung zu einer Tasse Tee.

Es war stets ein seltsam wehes Empfinden in Ulrike, wenn sie, noch festlich geschmückt, aus einer Gesellschaft heimkehrend, in diesen kleinen Kreis trat. Nieburg, das wußte sie, kannte zwar die Art Karl-Konstantins, auf sie einen leisen Zwang auszuüben, wenn es den geselligen Verkehr galt. Aber sie wußte auch stets im voraus, daß Kara sie mit einem malitiösen: „Du hast dich gewiß wieder famos amüsiert!" begrüßte, und sie sah immer in Sassenkusens hellen Augen die stumme Frage: ‚Warum bleibt sie nicht bei ihrem leidenden Manne? Warum bleibt sie nicht bei uns?' Vor allem aber: sie kam sich dann so fremd in diesem Kreise vor; es war ein bitteres Gefühl in ihr, als ob sie störe; sie fand den rechten Ton nicht mehr, wollte sich zwingen, und es gelang ihr nicht, sich auf die harm-

lose Fröhlichkeit dieser paar Menschen abzustimmen. Jedesmal war es ihr wie eine Erlösung, wenn Joseph, der Diener, als Mahner in der Tür erschien.

Einmal fügte es sich, daß sie dann noch mit Nieburg wenige Minuten allein war. Da überfiel sie ein krampfhaftes Schluchzen, gegen das sie vergeblich alle ihre Willenskraft einsetzte. Gerade so weit reichte die nur, daß sie ein Lächeln hervorzwingen und wie entschuldigend sagen konnte: „Ich bin heut schrecklich nervös —"

Er stand stumm neben ihr.

Sie sah ihn an wie eine Hilfesuchende, und sie las wohl in seinem Gesicht etwas wie: Arme Frau — wie gern möchte ich dir helfen —

Da stieß sie hervor: „Sie kennen Karl-Konstantin so lange, Sie sind sein bester, sein einziger Freund. Sagen Sie mir, warum zwingt er mich wieder und wieder in dies Gesellschaftstreiben hinein. Ich ersticke —"

Er machte eine kleine Bewegung, es schien fast, als wolle er ihre Hand ergreifen. Aber dann sagte er nur sanft und leise: „Karl-Konstantin meint es gut. Er möchte der Jugend geben, was der Jugend zusteht."

Sie lachte bitter. „Was gilt mir noch meine Jugend —"

„Gräfin —"

„Jawohl! Mit meiner Jugend hab' ich abgeschlossen. Längst! Mir ist's wenigstens, als sei's eine Ewigkeit. Und nun sollen mir dieser bunte Flitterkram, dieser Geselligkeitstand das ersetzen — was nie wiederkommen kann —"

Ulrike war aufgesprungen. Sie schritt zum Fenster, riß den Flügel auf und atmete ein paar Züge der kühlen Nachtluft ein. Als sie sich umwandte, war sie ruhiger geworden.

„Verzeihen Sie, Herr Nieburg —" sie reichte ihm die Hand. „Ich hatte mich wenig in der Gewalt. Es soll nicht wieder vorkommen. Vergessen Sie, bitte, meine Torheit — Gute Nacht —"

Aber er ging noch nicht. Er hielt einen Augenblick ihre Hand in der seinen und sagte: „Vergessen? — Nein, Gräfin. Das würde wohl nicht gehen, auch wenn ich

wollte. Aber immer mehr Sie zu verstehen suchen, das will ich. Denn ich bin nicht nur Karl-Konstantins Freund, ich möchte auch Ihre Freundschaft wieder erringen —. Wollen Sie mir einen Rat erlauben?"

Sie nickte Gewährung.

„Stellen Sie Ihren Willen gegen den seinen."

„Sie wissen, wie es ihn erregt."

„Es wird ihm nichts schaden, glauben Sie mir, denn es wird ihn im Grunde nur erfreuen. Was haben Sie für morgen vor?"

Einen Moment dachte sie nach. „Diner beim Fürsten Solms."

„Nun, in dem großen Geruder wird man Sie am wenigsten vermissen, und zum Absagen ist morgen früh noch Zeit. Krankheit entschuldigt immer."

„Ich will es versuchen. Und ich danke Ihnen."

Die letzten Worte waren sehr schnell gewechselt worden. Er hielt noch immer ihre Rechte in der seinen. Sie hatte kaum darauf geachtet. Erst als er sich jetzt über sie beugte, wehrte sie leicht ab, aber drückte kräftig seine Hand. „Ich danke Ihnen nochmals, Herr Nieburg — gute Nacht" —

Auf einige Tage setzte Ulrike wirklich ihren Willen durch. Dann kam aber ein Abend, zu dem ein kleiner, intimer Ball beim Grafen Harseck angesetzt war. Karl-Konstantin hatte schon vor einiger Zeit sich entschuldigt, für seine Frau aber zugesagt. Als sie jetzt wieder erklärte, zu Hause bleiben zu wollen, stutzte er erst und lächelte dann: „Aber, Ulli, du weißt doch, daß du mir einen Gefallen tust, wenn du gehst. Harsecks sind meine alten Freunde —"

„Erlaube trotzdem, daß ich bei dir bleibe —"

Er schüttelte den Kopf. Eine kleine, eigensinnige Falte grub sich auf seiner Stirn ein, aber er sagte immer noch ruhig: „Ulli, ich bitte dich — soll ich mir nachreden lassen, ich hielte meine junge Frau wie eine Gefangene an meinem Krankenlager? Wirklich — das wirst du mir nicht antun. Und dann, Ulli, ich freue mich jedesmal, wenn ich dich in Gedanken durch den Ballsaal verfolge — nenne es

meinetwegen närrische Eitelkeit — es ist nun einmal nicht anders —"

„Karl-Konstantin, sei mir nicht böse — ich möchte so gern absagen — ich möchte überhaupt nicht ohne dich ausgehen —"

„Dann bleibt mir also nichts anderes übrig, liebe Ulli, als mit dir zu gehen. Ich hoffe, es wird möglich sein —"

Sie wußte, es war nur möglich auf Gefahr seiner Gesundheit. Und da sie sah, daß er nicht nachgab, lenkte sie ein. Diese Schuld wollte sie nicht auf sich laden.

Aber sie fürchtete sich gerade vor diesem Fest. Eine unbestimmte Scheu und Angst war in ihr. Den ganzen Tag über kämpfte sie dagegen vergeblich an.

Gegen Mittag war sie, einer unaufschiebbaren Besorgung wegen, auf eine halbe Stunde ausgefahren. Als sie heimkam, traf sie im Vestibül Sassenkusen. Sie stiegen zusammen die Treppe hinauf. Auf dem ersten Absatz blieb er stehen, sah sie forschend an und sagte: „Ulli" — sie hatte ihm längst das verwandtschaftliche Du gewährt — „du bist nicht ganz wohl? Willst du nicht lieber heute zu Hause bleiben?"

„Ich bin ganz gesund, Edwin. Zu Hause möchte ich freilich bleiben, aber der Onkel leidet es nicht. Harsecks sind ihm so liebe, alte Freunde, er fürchtet, sie zu kränken. — Und dann muß ich Kara heute chaperonieren —" setzte sie mit einem matten Versuch des Erklärens hinzu. Sie stiegen den letzten Absatz hinauf. Oben zögerte sie einen Moment. Dann fragte sie mit einem plötzlichen Entschluß: „Sag' einmal, lieber Edwin — es ist eigentlich etwas furchtbar Lächerliches — kennst du das unbestimmte Gefühl, die ungewisse, beklemmende Sorge, es müßten die nächsten Stunden etwas Schreckliches bringen, ein Unglück?"

Er nickte. „Ja, Ulli. Ich kenne das. Meist ist's ja Unsinn. Vielleicht ist's immer Unsinn. Man hat dies Empfinden hundertmal; neunundneunzigmal passiert gar nichts, das hundertste Mal kracht das Gewitter wirklich — aber nur an dies Eintreffen im hundertsten Fall denkt man später zurück, die neunundneunzig Male vergißt man. Wie





mit den Träumen mag's sein. Aber ich kann's nicht leugnen: bei mir ist's einmal zugetroffen. Das war am Vorabend, ehe die ‚Undine' strandete. Damals war auch eine Angst in mir, daß ich hätte laut aufschreien mögen, wenn ich mich nicht vor den Kameraden geschämt hätte. Es lag auf mir wie mit Zentnerlasten —"

„Ja —" sagte Ulrike langsam. „Mit Zentnerlasten." Und dann, wie um gewaltsam den Eindruck zu verwischen, fragte sie: „Übrigens, Edwin, wie steht's denn mit euren Sitzungen? Macht Karas Bild gute Fortschritte?"

Er lachte. Etwas verlegen klang's, aber sehr vergnügt. „Das ist 'ne eigne Sache. Wenn Kara nur einmal stille sitzen möchte, sollte es wohl was werden. Aber es tut nichts. Ich hab Zeit — ich hab Zeit —" Und seine hübschen Augen glänzten fröhlich, als er zum dritten Male wiederholte: „Viel Zeit hab ich."

Ganz flüchtig dachte Ulrike, während die Kammerfrau sie frisierte, noch einmal an diese froh glänzenden Augen und an das lustige: Ich hab Zeit! Sollte sich da etwas entspinnen zwischen den beiden jungen Menschen. Und was würde Karl-Konstantin dazu sagen? Er hatte Sassenkusen gern — gewiß — aber für seine einzige Schwester mochte er doch eine ganz andere Partie ins Auge gefaßt haben, als diesen Malervetter, der noch so ganz auf den ersten Sprossen der Ruhmesleiter stand. — Flüchtig nur huschte das durch Ulrikes Sinn. Denn gleich verdrängte es wieder das drückende, peinigende Gefühl, das sie heut den ganzen Tag über nicht losgeworden war.

Als sie dann zu ihrem Manne hinüberging, um ihm Adieu zu sagen, war Kara bereits bei ihm in voller Balltoilette. Sie war zwar noch nicht bei Hofe vorgestellt, aber sie sollte doch bei einigen intimeren Freunden ausgehen. Der Graf dankte Ulrike herzlich, daß sie ihm den Gefallen erweise und den Ball besuche. Bewundernd sah er sie an. „Es bedarf bei dir ja der äußeren Zutat nicht," scherzte er. „Aber ich kann dir das Kompliment doch nicht ersparen: ich kenne nicht viel Frauen, die sich so vortrefflich anzuziehen wissen,

wie du. Alles hat bei dir eine persönliche Note! Dies dunkle Blau mit den cremefarbenen Spitzen — einfach famos ist es. Du wirst Aufsehn machen —" Er nickte ihr zu. „Viel Vergnügen, Ulli! Amüsier' dich, Kleine!"

Das Herz war ihr schwer zum Zerspringen. Aber sie beherrschte sich. Sie küßte ihn und ging. An der Tür jedoch kehrte sie um, trat an seine Chaiselongue: „Adieu, Karl-Konstantin. Hoffentlich — hoffentlich wird es heute nicht spät —" Sie hatte ganz etwas anderes sagen wollen, aber sie brachte es nicht über die Lippen. Wozu ihn ängstigen?

„Was hast du nur, Ulli?" fragte er trotzdem.

„Nichts! Nichts! — Adieu —" Und sie beugte sich noch einmal über ihn. —

Die Fahrt war kurz. Schweigsam saß Kara neben der Schwägerin in dem kleinen Coupé. Einmal fragte Ulrike — sie konnte dies trotzige Schweigen nicht ertragen — „Nun, Kara, freust du dich?"

„Ich? Ich pfeife auf eure ganze Geselligkeit. Ich wollte, ich wäre in Elz!"

„Ich auch, Kara —", sagte Ulrike gequält.

Da lachte die Kleine und lehnte sich tief in die Ecke zurück. Sie glaubte Ulrike nicht. — — —

Im Palais Harseck war die schöne Frau wie überall der Mittelpunkt der Gesellschaft. Ihre hohe, majestätische Erscheinung, ihre stolze Anmut, die Schönheit ihres Auftretens ließen das als ganz selbstverständlich erscheinen. Aber Karl-Konstantin hatte recht: sie wußte ihrer Schönheit das glänzendste Relief zu geben. Ihre Toilette erregte auch heute wieder Aufsehen. Wundervoll stand das tiefdunkle Blau zu dem lebendigen Marmor der herrlich geformten Schultern. Korsage und Oberkleid waren mit alten Valenciennes garniert, um den Hals trug Ulrike wieder die berühmten Gruhnauschen Perlen, im Haar eine schmale Spange mit sechs großen Saphiren. Harseck, der es sich nicht hatte nehmen lassen, Ulrike persönlich in den Ballsaal zu führen, strahlte: „Entzückend, Gräfin. Von

mir alten Manne müssen Sie es sich schon gefallen lassen, wenn ich das alte Märchenwort auf Sie anwende: Wer ist die Schönste im ganzen Saal? Gräfin Gruhnau zu aller Herzen Qual! ·Verzeihen Sie — ein großer Poet war ich nie. Aber immer ein Tatsachenmann. Tatsache — Tatsache!"

Und sie lächelte ihr ruhiges Lächeln, das den ernsten Linien ihres Gesichts stets einen Schein bezaubernder Holdseligkeit lieh. Sie sprach liebenswürdig mit jedem und jeder, hatte immer eine verbindliche Wendung zur Verfügung, wußte neben der kleinen Scheidemünze der Plauderei, wo es am Ort war, auch ein packendes Wort zu prägen —

Und sie tanzte wie eine Fee. Der und jener Spötter hatte wohl bei ihrem ersten Auftreten gemeint: ‚Wunderschön, aber ja beinah überlebensgroß.' Wenn Ulrike tanzte, verschwand dieser Eindruck des nur Imponierenden völlig. Die Geschmeidigkeit, das herrliche Ebenmaß ihrer Gestalt kamen dann besonders zur Geltung. Man erzählte sich, daß ein sehr hoher Herr auf dem ersten Hofball gesagt hatte: ‚Eine der wenigen, denen der Rhythmus in den Gliedern steckt. Angeborene Begabung ist das bei der Gräfin, was den anderen unsere gute Wolden erst mühselig eintrichtern muß.'

Sie tanzte auch gern. Auf Minuten vergaß sie dann. Ihr Blut kam in Wallung, ihre etwas blassen Wangen färbten sich ganz leicht, ihre Augen begannen stärker zu leuchten. Manchmal war ein leises Klingen in ihr: Ich bin doch noch jung —

Dann sah sie am schönsten aus. Und wie eine glückliche Frau —

Der Sohn des Hauses, Oberleutnant bei den Garde-Kürassieren, der als Vortänzer fungierte, hatte mit ihr den Ball eröffnet.

Als er sie zu ihrem Platz zurückführte, stand plötzlich Prinz Albert vor ihr.

Es war ihr ja bekannt, daß er hier sein würde. Er hatte sich sogar einen Lancier im voraus gesichert.

Aber sie hatte ihn noch nicht gesehen. Vielleicht war

er, der sich leicht allerlei kleine gesellschaftliche Freiheiten erlaubte, verspätet gekommen.

Und nun, als er sich vor ihr verbeugte, stockte ihr Herzschlag. So erschrak sie. Und während sie hörte: „Gräfin — Ihre Karte. Darf ich meinen unsterblichen Namen eintragen? Oder ist's gar nicht nötig?" — da fühlte sie mit einem Male: Das ist das Unglück, das du vorausgeahnt hast!

Ganz deutlich fühlte sie es: Dieser Mann will Macht über dich gewinnen. Und er wird es. Du wirst dich sträuben mit allen Fibern und es wird vergeblich sein. Es ist dein Verhängnis —

Und während sie dies dachte, übten Gewöhnung, Formen und Gebrauch ihren Einfluß weiter auf sie aus. Sie reichte ihre Karte; sie sagte etwas spöttisch: „Eigentlich kommen Durchlaucht zu spät. Aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen." Sie sprach noch einige Worte mit dem jungen Grafen Harseck, bat ihn, für Kara zu sorgen, die ihr keine ganz glückliche Figur im Saal zu machen schien. Diese unglaubliche Kleine hatte ja wohl sogar eben ganz unverhohlen — gegähnt. Alles sah sie: die Uniformen unterschied sie und die Gesichter in dem sich herandrängenden Herrenschwarm, die Toiletten der nächststehenden Damen. ‚Gräßlich —' dachte sie, ‚diese fahle Exzellenz Boltenstein in ihrem roten Samt —' Aber zwischen ihr und dem allen lag doch ein dünner, grauer Schleier; sie faßte alles nur mit dämmerndem Bewußtsein.

Der Prinz tanzte mit ihr. In der vollendeten Sicherheit des durch ein Dutzend Ballsaisons geschulten Kavaliers — selbstverständlich. Aber auch mit jener Nonchalance, die — für sie — immer wieder durchblicken ließ: dieser Tanz ist mir ja nur Mittel zum Zweck. Nur ein Vorwand, dir nahe sein zu können!

Er sprach nur wenig mit ihr, und was er sprach, war konventionell. Aber seine Blicke sprachen zu ihr. Immer wieder das eine: ‚Du bist schön! Ich liebe dich!'

Als die letzte Tour beendet war, machte er eine tiefe Verbeugung, und dann ging er. Fast während des ganzen

Festes nahte er ihr nicht mehr. Aber er tanzte auch mit keiner anderen Dame. Sie sah ihn immer wieder, und sah, wie seine Blicke ihr folgten. Meist stand er allein oder, durch seinen Adjutanten gesichert, an einer Fensternische. Alles, als wolle er ihr zeigen: Ich bin nur für dich noch hier.

Sie empfand, daß er sie beobachtete, daß er sie überwachte. Einmal besonders scharf.

Sie hatte ihrem Vetter Ulrich unter irgend einem nichtigen Vorwand jeden Tanz abgeschlagen, als er fast sofort nach ihrem Eintritt in den Saal sie bestürmte. Nun kam er doch beim Blumenwalzer. Es wäre ein Eklat gewesen, wenn sie ihn zurückgewiesen hätte. Einen Augenblick zögerte sie zwar, dann neigte sie zustimmend den Kopf. Sie bereute es sogleich, denn er flüsterte ihr fieberhaft erregt zu: „Ulli — du jagst mich ins Verderben. Ulli — kennst du das Wort Gnade nicht?“ Und dann mit zitternder Stimme: „Gnade, Ulli — ich habe schlecht gehandelt, erbärmlich. Aber ich war ein Ertrinkender. Ulli, sag', daß du mir vergibst.“

Noch nicht die halbe Saallänge hatten sie durchmessen, da blieb sie stehen. „Habe die Güte, mich zu deiner Frau zu führen —“ sagte sie eiseskalt.

Und da sah sie zugleich, wie des Prinzen Augen und Karas auf ihr ruhten.

„Ja, Ulli —“ hörte sie bitter neben sich, „zu meiner Frau — zu meiner Frau —“

Sie gelangten nicht bis zu ihr. Es war ja auch nur ein Vorwand gewesen. Nach wenigen Schritten tauchte Prinz Albert vor Ulrike auf, mit einer einzelnen dunkelroten Rose in der Hand; es schien, als habe er absichtlich das ganze übrige Bukett beiseite geworfen.

„Ich tanze nicht mehr, Durchlaucht —“

Er achtete gar nicht darauf. Und sie tanzten.

Diesmal war er ganz anders als vorhin beim Lancier. Wundervoll, mit leidenschaftlichem Feuer tanzte er. Es riß sie fort. Und immer dachte sie: ‚Warum kannst du dich nicht sträuben? Bist du denn ganz willenlos gegen seinen Willen?‘

Wie ein Flug war es durch den Saal. Dann führte er sie, geschickt sie isolierend, ohne sie zu fragen, in den nächsten Raum.

„Gräfin —“ fragte er da ganz unvermittelt, „hassen oder — lieben Sie Ihren Vetter?“

Die Frage traf sie wie ein Schlag. Sie wollte sich emporraffen, sie wollte ihm ihren ganzen Stolz entgegenstellen, ihm den Rücken kehren. Aber der Atem versagte ihr und jede Kraft. Nichts konnte sie, als den Kopf schütteln.

Er lachte ganz leise: „Also weder Haß noch Liebe? Dann hätten mich meine guten Augen stark getäuscht. Weder Haß noch Liebe! Die beiden sollen ja, unter Umständen, ganz nahe Verwandte sein können. Übrigens kommt's für mich auf dasselbe hinaus: wen Sie hassen, Gräfin, den hasse ich auch. Wen Sie aber lieben — den hasse ich erst recht.“

Mühsam hatte sie sich endlich wiedergefunden.

„Ich weiß wirklich nicht, welchen Zweck dieses — seltsame Ballgespräch haben könnte, Durchlaucht. Ich denke, wir beenden es.“ Es sollte kühl und abweisend klingen, aber es klang wohl nur angstvoll.

Der Prinz fiel schon wieder in seine gewöhnliche blasierte Haltung zurück. „Ganz wie Sie befehlen, gnädigste Gräfin. Immer wie Sie befehlen.“ Dann jedoch, mit der heißen Stimme wie vorher: „Nur eins noch, Gräfin — das müssen Sie wissen — sollten Sie je eines Schutzes, eines Freundes bedürfen — erinnern Sie sich Ihres gehorsamsten Dieners —“

Und wieder mußte sie alle Widerstandskraft spannen, um zu entgegnen, was sie entgegnen wollte: „Ich verstehe Durchlaucht nicht. Wenn ich eines Schutzes bedürfte, so würde ich ihn bei meinem Manne suchen und finden.“

Er verbeugte sich. „Selbstverständlich —.“ Und es lag doch im Ton, in dem er das sagte: ‚bei deinem Manne? —‘

Das ganze Gespräch mochte knapp eine halbe Minute gedauert haben. Zwischen den geöffneten Flügeltüren standen schon einige Herren, die der Gräfin Blumen bringen wollten und die nur durch den doppelten Respekt vor ihr und dem Prinzen zurückgehalten wurden. Als sich Ulrike jetzt um-

wandte, drängte der Schwarm näher. Sie zwang ein Lächeln und ein Scherzwort auf die Lippen. „Sie müssen verzeihen, meine Herren — aber ich kann mich wirklich nicht teilen. Bitte, Graf Harseck —“

Dann ließ sie sich zu Kara führen, die mit Frau von Westernfeld zusammenstand. Der Blumenwalzer ging zu Ende; der junge Graf Harseck bot nur noch die Schleifen aus. Ulrike heftete ihm ein Band an und bat zugleich um Entschuldigung: sie wolle und könne nicht mehr tanzen. Und dann drängte sie Kara zum Aufbruch.

Draußen im Treppenhaus, vor den Garderoben, gab es eine kleine Stauung. Ulrike stand noch einmal, auf einen Moment, neben dem Vetter und seiner Frau, und sie hörte, wie er sagte: „Ich bringe dich an den Wagen. Du verzeihst — ich will noch auf eine Stunde mit Prinz Albert in den Klub.“ Sie hörte auch, wie Frau von Westernfeld erwiderte: „Bitte —.“ Es klang nicht einmal bitter, es klang nur gleichgültig. Ulrike dachte: ‚Sie mag es nicht anders gewohnt sein, nicht anders kennen vom Elternhause her,‘ aber Kara neben ihr zuckte zusammen, und sie, die eigentlich nie unaufgefordert mit der Schwägerin sprach, sagte nachher im Wagen: „Hast du das gehört? Er bringt sie an den Wagen und geht noch in den Klub — dieser Herr Ulrich von Westernfeld. Na das sollte mir passieren! — Die arme Frau!“

„Ja, Kara — die arme Frau —“

„Das sagst du auch?“

„Ja, Kara — aus tiefster Überzeugung.“

Dann schwiegen sie beide. Beide hatten keine Neigung, dies Thema fortzuspinnen.

Ulrike wohl am wenigsten. Sie vermochte überhaupt kaum zu sprechen, vermochte kaum, vor der Kleinen die äußere Haltung zu wahren. Ihr war es, als liege der schwerste Abend ihres Lebens hinter ihr, und als sei er doch nur der Beginn von noch unendlich schwererem. Sie hätte weinen mögen und fand keine Tränen.

Auch dann nicht, als sie endlich allein in ihrem Schlaf-

zimmer war. Die Kammerfrau hatte gewartet, Ulrike schickte sie fort. Und dann sank sie auf den nächsten Sessel und starrte mit müden, brennenden Augen vor sich hin —

Das also war der Friede, den sie erhofft hatte, als sie zum Altare schritt. Erhofft, sicher erwartet: wenn es auch kein ganzes, volles Glück wird, was dir beschieden ist, Ruhe und Friede in dir ist dir gewiß. Auch darum hatte sie ja so voll Vertrauen ihre Hand in die ihres Mannes gelegt.

Und nun wurde ihr nichts als neuer Kampf, schwerer denn je —

Sie drückte die Hände im Schoß zusammen, daß die Ringe ins Fleisch schnitten, bis es körperlich weh tat. Und sie dachte an Tante Marie und an deren warnende Worte — ‚Arm wirst du sein, so arm, daß du dich schließlich nach solch einem kleinen Stübchen sehnen magst.‘

In einem hatte Tante Marie ja unrecht gehabt. ‚Du kannst Ulrich nicht vergessen,‘ hatte sie gesagt. An Ulrich hing keine Fiber ihres Herzens — die Qual, ihn abzuwehren, blieb freilich. Aber was wog das gegen das andere!

‚Du unterschätzt dein Temperament,‘ hatte Tante Marie weiter gesagt.

Ulrike stöhnte auf. Und dann hob sie die Hände und preßte sie gegen beide Schläfen.

Was war es denn, was ihr den Prinzen so gefährlich machte! Ihr Herz? Sie wußte es doch, sie hatte es an sich erfahren — damals, damals! — wie es ist, wenn das Herz spricht. Tausend Schmerzen mögen dabei sein, aber jeder Schmerz birgt doch noch ein Glück. Jetzt war das ganz anders. Jetzt wußte ihr Herz nichts von der Liebe, die noch im Leide Seligkeiten bringt. Und doch war etwas in ihr, das ihr zurief: Du wirst diesem Manne untertänig werden. Er zwingt dich. Er ist stärker als du!

Sie war so unglücklich. Sie war so unzufrieden, sie war empört über sich. Wo hatte sie ihren Stolz, ihre Selbstachtung gehabt heut abend, daß sie nur so mühsam ihn abzuwehren wußte? Und unendlich schlimmer: wie würde es morgen sein — und dann — und dann —

Und sie sank vor dem Sessel in die Knie und legte ihren Kopf auf beide Arme und bat: „Gib mir Kraft!“

Und sie sprang wieder auf und wanderte rastlos, von verzehrender Unruhe getrieben, im Zimmer auf und ab. Und saß wieder nieder und dachte immer nur das eine: Wie wird das werden? Wie soll das werden?

Bis dann der graue Wintermorgen durch den Spalt zwischen den Vorhängen schimmerte. Da überrann sie, nach all der Glut, der Frost. Müde schleppte sie sich zu dem großen Trumeau. Mit einer mechanischen Bewegung drehte sie den Schalter auf. Das grelle elektrische Licht mischte sich mit der Dämmerung, und als sie nun in das Spiegelglas sah, erschrak sie. Und lächelte doch in Selbstironie: Vielleicht ist das gerade gut so — gerade so —

Langsam löste sie die Perlenketten vom Halse und legte sie auf den Toilettentisch —

Diese berühmten Familienperlen, die noch nie eine Gräfin Gruhnau in Unehren getragen hatte.

Zehntes Kapitel.

Kurt Nieburg war fast eine Woche nicht im Gruhnauschen Palais gewesen, und der Graf war schon etwas ungeduldig, trotzdem er wußte, wie stark sein Freund in Anspruch genommen war. Die parlamentarische Tätigkeit, der er sich aus Pflichtgefühl gegen seine Partei unterzog, bildete zwar an sich nur einen kleinen Bruchteil der Arbeitslast, die auf Nieburg ruhte, aber auch dieser Teil wuchs und wuchs, weil man seine Kraft und seine Umsicht in den verschiedensten Kommissionen nicht entbehren mochte. „Du läßt dich ausnutzen,“ hatte Karl-Konstantin wohl gelegentlich gesagt. „Laß doch die anderen auch einmal ordentlich

arbeiten, anstatt ein Päckchen nach dem andern auf deine breiten Schultern zu nehmen.“ Und der Graf lachte dazu, denn er wußte ganz genau, daß Nieburg doch nicht nach seinem Vorschlag handeln würde. „Du bist überhaupt ein schlechter Abgeordneter mit deinem übertriebenen Eifer. Sieh dir doch die übrigen an! Von denen erscheinen immer nur gerade soviel, als unbedingt notwendig sind, damit die große Gesetzgebungsmaschine nicht ganz stillsteht und das hohe Haus nicht dauernd beschlußunfähig ist. Und dann wirst du nie, glaub' ich, die große Kunst lernen, in den Sitzungen zu schlafen. Ohnedem geht's aber gar nicht. Denk an den erhabenen Virchow. Der war überall dabei. Im Senat der Akademie, in der Stadtverordnetensitzung, im Parlament, in ungezählten Komitees, und die Nichteingeweihten staunten über seine Leistungsfähigkeit. In Wirklichkeit war die Sache ganz einfach: der alte Herr konnte auf allen seinen Ehrensesseln wunderbar schlummern, hier ein halbes, dort ein ganzes Stündchen. Das mußt du auch lernen, sonst bist du gar kein richtiger Parlamentarier.“

Die Haupttätigkeit Nieburgs lag ja aber anderswo, lag in Heinrichshütte und all den angegliederten Unternehmungen. Wenn er während der Session einen oder zwei Tage abkommen konnte, reiste er hinüber, und es tat seinen eisernen Nerven gar nichts, eine Nacht hindurch nach der Heimat zu fahren, tagsüber dort mit seinem Beamtenstabe zu arbeiten, den Schnellzug der nächsten Nacht zur Rückreise zu benutzen und am nächsten Morgen wieder frisch im Reichstag zu erscheinen, um in irgend eine große Redeschlacht einzugreifen.

Auch heut kam er aus einer wichtigen Sitzung, nachdem er erst am frühen Morgen aus Heinrichshütte zurückgekehrt war, direkt zu Gruhnau, der ihn sichtlich erfreut mit einem kleinen Hallo empfing.

Karl-Konstantin saß am Kamin, Ulrike hatte sich ein Tischchen ganz in seine Nähe rücken lassen, um nach seinen Angaben einige Briefe zu schreiben. Als Nieburg eintrat, stand sie sofort auf, reichte ihm die Hand und sagte mit

dem Versuch eines scherzenden Vorwurfs: „Sie Ungetreuer! Karl-Konstantin hat Sie bereits sehnsüchtig erwartet.“

„Ungetreu sicher nie, gnädigste Gräfin. Aber ich wurde fast gewaltsam zu Hause festgehalten. Es galt Herrn von Braunfels in sein neues Amt einzuführen, und das machte sich nicht so einfach, wie ich gedacht hatte.“ Er erkundigte sich nach dem Befinden des Grafen.

„Frag' lieber nicht, Kurt! Es ist wieder einmal eine böse Zeit, aber sie wird vorübergehen, und bessere Tage werden kommen. Vielleicht — hoffentlich! Was bringst du da in dieser unheimlichen Mappe? Die üblichen Drucksachen, Gesetzentwürfe, Motive? Kinder, könnt ihr denn die Klinke der Gesetzgebung nicht einmal in Ruhe lassen?“

„Diesmal handelt es sich um persönliche Angelegenheiten, in denen ich deinen Rat erbitten möchte — und, wenn Sie gestatten, Gräfin, auch den Ihrigen. Es sind Zeichnungen und Entwürfe für eine neue Arbeiterkolonie, die mir mein Baubureau vorgelegt hat.“

Er breitete die Pläne aus. Eine große Situationsskizze, ein paar Bauzeichnungen für Einfamilienhäuser, einen Entwurf für gärtnerische Anlagen.

Für Ulrike hatte das alles ein besonderes, eigen wehmütiges Interesse. Es war ja auch für sie Heimatserde, verlorene Heimatserde, auf der diese Kolonie erstehen sollte. Sie fand sich schnell auf der Situationsskizze zurecht. „Das ist der Weg nach Mingrode — nicht wahr, Herr Nieburg? Und hier kreuzt ihn die Chaussee — ah — also der leichte Hang mit dem Buchenwäldchen soll den Grund für den Arbeiterpark abgeben. Ein liebes Fleckchen Erde — so deutlich steht es vor mir — so deutlich —“

Karl-Konstantin vertiefte sich in die Details eines Hausentwurfs. Er hatte erst jüngst auf einer seiner Besitzungen auch Arbeiterhäuser bauen lassen und war daher gut orientiert. Aber er konnte sich mit diesen Plänen hier nicht recht einverstanden erklären.

„Mein lieber Kurt,“ meinte er, „ich hoffe, meinen Leuten auch ein guter Herr zu sein. Aber solche Häuser würde

ich ihnen nimmermehr hinstellen lassen. Das sind keine Arbeiterhäuser, das sind Villen. Vier Zimmer, Badezimmer, Wasserleitung, elektrisches Licht, diese Unmenge Nebengelaß — das ist ja alles sehr hübsch, gewiß auch praktisch, aber es paßt nicht für den Stand, für den es geplant ist."

Nieburg nickte. „Du hast ganz recht —"

„Nun also!"

„— der Stand muß eben gehoben werden. Und dazu sind diese Häuser ein Mittel unter vielen."

Der Graf lachte. „Wenn ich nicht wüßte, Nieburg, daß du sonst ein praktischer Mann wärst, würde ich dich einen Utopisten heißen. Lehre mich Menschen kennen! Du wirst deine Arbeiter nicht heben, aber du wirst sie immer mehr verwöhnen, und das wird weder ihnen noch dir zum Segen gereichen."

„Da muß ich doch widersprechen, auf Grund von Erfahrungen, die ich schon hinter mir habe," sagte Nieburg. „Als ich die Werke übernahm, gab es noch so gut wie gar keine Arbeiterwohnungen; die Leute wohnten meist zur Miete in den umliegenden Dörfern, teuer und in elenden Katen. Schon meine ersten bescheidenen Ansätze schlugen gut an. Als ich dann vor zwei Jahren die erste, in sich geschlossene Kolonie mit zwanzig Häusern fertiggestellt hatte — ganz ähnlich diesen dort, nur etwas einfacher — hatte ich einen großen Erfolg: Du solltest nur einmal sehen, wie die Leute sich eingerichtet haben, wie sie, mit verschwindenden Ausnahmen, stolz sind auf ihre hübschen Wohnungen, wie ihre ganze Lebensführung sich gehoben hat. Gehoben — tatsächlich!"

„Und hast du Dank geerntet? Wenn ich mich recht erinnere, hab' ich noch vor kurzem irgendwo gelesen, daß man auch dir vorwirft, alle deine Wohlfahrtseinrichtungen seien im Grunde doch nur Lockhürden für die Arbeiter, die du nur um so fester als weiße Sklaven an dich ketten wolltest. War's nicht so? Auch von elenden Brocken eines Millionengewinnes war, glaub' ich, geschrieben."

Über Nieburgs Gesicht zog ein Schatten.

Aber gleich darauf verflog der wieder, und sein Auge leuchtete hell wie vorher. Er konnte wieder lächeln.

„Jawohl, Karl-Konstantin, das stimmt alles. Man ging sogar noch schärfer mit mir ins Gericht. Aber was schadet das! Die Hauptsache ist doch, daß ich meine Pflicht erfülle."

„Du unverbesserlicher Idealist!"

„Mag sein. Es ist vielleicht recht gut, wenn einmal jemand, dem der Ruf vorausgeht, daß er ein nüchterner Geschäftsmann ist, durch die Tat beweist, daß er seine Ideale darum nicht minder hoch hält."

Ulrike mußte Nieburg während der kleinen Kontroverse immer wieder ansehen. ‚Hätte das alles ein anderer gesagt,' dachte sie, ‚es würde für mich vielleicht einen unangenehmen Beigeschmack nach Phrase gehabt haben. Bei ihm kommt der Gedanke daran gar nicht auf. Immer aufs neue fühlt man, welch wahrhaftiger Mensch er ist.' Und sie dachte weiter daran, wie ihn einst gerade ihr Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit gekränkt haben mußte. Unwillkürlich löste die Erinnerung immer wieder den Wunsch in ihr aus, ihm zu zeigen, wie sie ihn schätzte. Sie hätte ihm gewiß auch ohnedem gesagt, daß ihre eigenen Anschauungen mit den seinen übereinstimmten, nun aber gab sie dem doppelt warmen Ausdruck: „Hundertmal recht haben Sie, Herr Nieburg!" rief sie und streckte ihm beide Hände hin. „Auch darin, daß Sie nicht Dank begehren, nicht auf Dank rechnen. Gutes tun, muß den Lohn in sich tragen!"

Ihre Blicke trafen sich auf einen Moment. In seinen Augen leuchtete es freudig auf. Sie schlug die Wimpern nieder. Es war ihr doch peinlich, daß sie gewissermaßen Partei gegen Karl-Konstantin genommen hatte. Gerade in letzter Zeit empfand sie so oft, mehr noch als sonst, das Bedürfnis, gut gegen ihren Gatten zu sein.

Aber der Graf war gar nicht verletzt. Er lächelte ihr zu: „Das war hübsch von dir, Ulli. Wir Männer sollen, wir müssen uns sogar den kritischen Geist auch gegen unser

eigenes Herz bewahren. Euch Frauen ist es ein schönes Vorrecht, nur das Herz sprechen zu lassen."

Sie errötete leicht. Es klang ihr so sonderbar, es berührte sie weh, was er zuletzt gesagt hatte: ‚Nur das Herz sprechen zu lassen.' Ganz tief beugte sie sich wieder über den Plan und bat hastig um ein paar Erläuterungen. Die Nervosität, derer sie in all diesen Wochen nicht Herr werden konnte, packte sie wieder. Sie sprach zuerst sehr schnell, verstummte dann plötzlich, sah für ein paar Sekunden starr über das vor ihr ausgebreitete Kartenblatt hinweg in die Kaminglut, und antwortete zerstreut, als Karl-Konstantin ihre Meinung über die Dielenanordnung eines der Häuser hören wollte — schließlich stand sie auf und ging unter einem nichtigen Vorwand, mit einem Lächeln auf den Lippen, das sie jetzt oft mühsam heraufzwang und das etwas Eisiges hatte.

Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, seufzte Karl-Konstantin leicht. „Ulrike bekommt die Berliner Luft nicht," meinte er.

„Da du davon sprichst: ich finde die Gräfin auch verändert. Sie sieht elend aus. Mache kurzen Prozeß und gehe nach Elz oder reise wieder nach dem Süden," warf Nieburg ein.

„Willst du uns los sein?"

„Aber, Karl-Konstantin! Du weißt es besser."

Der Graf hatte die Papiere vom Tisch genommen und rollte sie langsam zusammen. „Lieber Nieburg," sagte er, „natürlich war das nur ein Scherzwort. Ja — ich möchte auch gern heim. Aber einmal hat Professor Renvers eine neue Kur begonnen, die ich nicht unterbrechen darf. Du liebe Zeit, ich erwarte ja nichts Großes von ihr — ich habe nachgerade die Elektrizität in jeder Gestalt genossen, die neuen Vierzellenbäder werden auch nicht die seligmachende Fasson sein. Man wird immer skeptischer. Aber man hat doch auch das Pflichtgefühl gegen sich selber, nichts unversucht zu lassen. Das wäre das eine, was mich festhält. Außerdem müssen wir aber, sobald ich wieder einigermaßen

beweglich bin, unseren drückendsten geselligen Verpflichtungen genügen. Ich bin das nicht nur unseren Kreisen, ich bin es auch Kara und vor allem Ulrike schuldig."

„Kara — ich weiß nicht, ob die Komtesse sich viel aus dieser ganzen Geselligkeit macht. Von der Gräfin aber weiß ich das Gegenteil."

„Ach — glaub' doch das nicht, Kurt. Eine schöne, junge Frau hat immer Freude an solchen Dingen — auch wenn sie sich sträubt, es einzugestehen."

„Vergib — aber du unterschätzt die Gräfin —"

Der Graf legte die Papiere, die er zweimal gelöst und wieder zusammengerollt hatte, gelassen auf den Tisch zurück. Er lächelte etwas überlegen. „Du tust mir sehr unrecht, Kurt. Ich sollte Ulrike unterschätzen? Ich schätze sie im Gegenteil denkbar hoch ein. Aber doch als Frau. Und der Gedanke wäre mir unerträglich, daß sie entbehren sollte, was ihrer Jugend und ihrer Schönheit zusteht —"

So waren sie wieder auf dem toten Punkt angelangt. Mit fast denselben Worten, wie vor vierzehn Tagen, lehnte der Graf ab. Es schien, er wollte sich in diesem Punkte nicht überzeugen lassen.

Nieburg kannte ihn zu gut, um den gescheiterten Versuch sofort zu wiederholen.

„Ich wollte noch etwas anderes mit dir besprechen, Karl-Konstantin," sagte er. „Mingrode kommt zum Verkauf —"

„Ich bitt' dich! Das ist ja unmöglich — der Besitz ist Majorat."

„Und es wird doch Tatsache, so traurig es ist. Der alte Westernfeld kam schon mit persönlichen Schulden überlastet nach Mingrode und hat's wie toll weitergetrieben. Der älteste Sohn, der Attaché in Rom, hat kürzlich nicht standesgemäß — d. h. nach den Statuten des Majorats — geheiratet; der zweite, Ulrich, den wir ja beide kennen, ist ganz in des Vaters Fußstapfen getreten. So stand das Majorat vor dem Sequestor. Da hat sich der alte Herr aufgesetzt, ist nach Berlin gefahren und hat Himmel und

Hölle in Bewegung gesetzt, um in seinem Sinne — zu retten, was zu retten ist. Ich wollte es auch nicht glauben, als man mir daheim sagte, daß er die Allodifikation durchgedrückt hat, aber der Minister, den ich heute fragte, bestätigt es. Männliche Agnaten sind ja nicht vorhanden außer den beiden Söhnen, die ihre Zustimmung gegeben haben."

„Die Toren!" rief der Graf. „Diese kurzsichtigen Toren! Ulrike wird die Nachricht sehr interessieren. Sie hing an dem alten Besitz und hat es schwer empfunden, daß sie ihn verlassen mußte. Ruhig, lieber Nieburg — was damit zusammenhing, für dich und sie, ist ja abgetan. Du hättest ohne Bedenken, alte Wunden aufzureißen, mit ihr darüber sprechen können."

„Ich wollte es nicht, ohne mich vorher zu vergewissern, ob du Mingrode kaufen willst."

Karl-Konstantin blickte überrascht auf. Er antwortete nicht gleich, er überlegte. „Der Gedanke hat mancherlei Verlockendes," meinte er dann. „Ich will Ulli gern die Freude machen. Aber ich muß gestehen, es wäre nicht viel mehr als — sagen wir — eine süße Torheit. Die Verwaltung würde schwierig für mich sein, die Herrschaft liegt weit ab von meinen Besitzungen. Wenn ich die Augen zutue, erhält Ulrike das schöne Keldingen als Witwensitz — es ist also auch in dieser Richtung vorgesorgt. Nein, Kurt, man soll die nüchterne Überlegung in solchen Dingen nicht verlieren: ich will doch lieber verzichten."

„Ist das dein unabänderlicher Entschluß?"

„Ja!"

„Dann werde ich Mingrode kaufen! Ich wollte dir nur die Vorhand lassen."

„Bravo, Nieburg! Das freut mich aufrichtig. Freut mich, weil du damit deinen eigenen Besitz aufs beste arrondierst, und freut mich, weil Mingrode in so gute Hände kommt."

„Und was wird die Gräfin sagen? Was wird sie denken?"

Karl-Konstantin lehnte sich tief in seinen Sessel zurück.

Mit geschlossenen Augen saß er ein paar Sekunden, ohne zu antworten.

Erwartungsvoll blickte Nieburg zu ihm hinüber. Er verstand den Freund in solchen Momenten nicht. Es schien, als verberge Karl-Konstantin eine Flucht auf ihn einströmender Gedanken, als kämpfe er mit ihnen. Sein feines Gesicht zeigte die Prägung scharfer Sinnenspannung, die blauen Adern an den Schläfen traten stärker hervor. Wie ein Ringen um einen Ausblick in die Zukunft war es —

Dann spielte ein leises Lächeln um seine Lippen. Er öffnete die Augen wieder und sagte ganz ruhig: „Auch Ulrike wird schließlich finden, daß es so am besten ist."

Ulrike war auf ihr Zimmer geflohen. Wie so oft jetzt. Sie fürchtete das Alleinsein mit ihren Gedanken und suchte die Einsamkeit doch immer wieder auf. Eine ewige Unrast tobte in ihr, ein heißes Verlangen, ohne daß sie selbst klar wußte, wonach — eine unbestimmte Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück, Unzufriedenheit mit sich, vergebliche Abwehr — das quälende Gefühl: du bist keinem Menschen zuliebe, du bist dir selber zuleide! Und kannst es doch nicht ändern!

In jener schrecklichen Nacht nach dem Harseckschen Balle hatte sie den Entschluß gefaßt, jede Beziehung zu Prinz Albrecht abzubrechen, ihm jede Möglichkeit zu nehmen, sich ihr noch einmal zu nahen. Sie war ihm ausgewichen, wie sie nur konnte. Dreimal hatte er sich melden lassen, immer ließ sie sich verleugnen. Dann war sie ihm bei einem Wohltätigkeitsfest im Kaiserhof, bei dem sie die Patronage eines lebenden Bildes übernommen hatte und damit eine Pflicht, der sie sich nicht mehr entziehen konnte, begegnet. Sie hatte sich zu unnahbarem, eiskaltem Stolze gezwungen, kaum das Haupt hatte sie geneigt, als er sie begrüßte. Ach — er hatte es bemerken müssen, aber er hatte nur sein Lächeln gehabt — dies siegesgewisse Lächeln, das sie in den Tod verwundete und ihr zugleich das Blut durch die Adern jagte. Am nächsten Morgen hatte er ihr einen Korb wunderbarer Orchideen gesandt.

Sie war unmittelbar, nachdem der Vorhang zum dritten Mal gefallen war, heimgefahren. Aber kurz vorher hatte sie noch ein Gespräch über ihren Vetter zwischen zwei Damen mit anhören müssen, das ihr fast die Besinnung nahm. „Da drüben sitzt ja auch die junge Westernfeld — natürlich wieder ohne ihren Mann." — „Jawohl, die Arme! Und er ist jede Woche im Klub. Wie ein Wahnsinniger soll er spielen. Mein Mann meinte, man müsse seine Vorgesetzten darauf aufmerksam machen." — „Ich habe davon gehört. Aber es ist nicht viel dagegen zu wollen. Er spielt hauptsächlich Ecarté, und das zählt ja nicht zu den Hazardspielen, obwohl man sein Vermögen dabei ebensogut verspielen kann, wie beim Baccarat. Und dann spielt er fast ausschließlich mit dem Prinzen Albrecht." — „Ja der! Der geht über Leichen —"

‚Der geht über Leichen —'

Sie krampfte die Hände zusammen, wenn sie daran dachte.

Auch das geschah ja um ihretwillen!

Es gab Augenblicke, in denen sie sich vornahm, zu Ulrichs Frau zu fahren, sie zu warnen. Ganz ohne Einfluß konnte die junge Frau doch nicht auf ihren Mann sein. Jede Frau hat Waffen, wenn sie um ihr Glück kämpft.

Aber dann lachte sie wohl bitter. Waffen? Hatte sie denn eine Waffe in dem Kampf, den sie selber kämpfte. Ihr war's oft, als bröckle Tag um Tag von ihrer letzten Rüstung ein Stückchen nach dem andern ab, von ihrem Stolz.

Niemand zur Freude — allen zu Leide —

Bisweilen wagte sie Karl-Konstantin kaum noch in die Augen zu schauen. Ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß er die seelischen Qualen, die sie durchlebte, fühlen mußte. Bisweilen glaubte sie, hinter seinen halbgeschlossenen Lidern seinen Blick fragend, forschend, beunruhigt auf sich ruhend zu wissen. Bisweilen drängte es sie, ihm zu Füßen zu stürzen, sich ihm zu vertrauen, rückhaltlos, völlig. Aber wie sollte sie Worte finden für das, was sie ihm hätte sagen müssen! Und wenn sie sich überwunden hätte, wie

mußte das, was ihre Seele quälte, auf den Kranken wirken, für den sie doch das innigste Mitgefühl, die aufrichtigste Verehrung und eine so warme, herzliche Zuneigung empfand.

Großer Gott — ja! Alles: Verehrung, Freundschaft, Zuneigung, Dankbarkeit — nur die Liebe fehlte! Nun wußte sie es ja, und wußte, daß das der Grundquell all ihrer Leiden und Kämpfe war: wenn sie einst gehofft hatte, in der Ehe würde die Liebe von selbst kommen, wie ein Gnadengeschenk, wenn sie dann resigniert geglaubt hatte, daß es für sie auch ohne heiße Liebe ein Glück geben könne, so war das ein bitterer Irrtum gewesen. Das eine wie das andere —

Keine Freude — nur Qualen gab es für sie.

Solange sie in Elz oder auf Reisen gelebt hatten, war sie innerlich ruhiger gewesen. Sie hatte auch manchen Genuß gern wahrgenommen, den der Reichtum und die Güte ihres Mannes ihr boten. Ohne Zögern und ohne Gewissensbisse. Sie freute sich eines schönen Kunstwerkes, das er heimlich in ihrem Zimmer aufstellen ließ, sie freute sich des Luxus, mit dem er sie umgab. Sie hatte die Lücke nicht so schwer empfunden, die nun in ihr klaffte —

Jetzt — seit sie in Berlin waren!

Mit einer gewissen erwartungsvollen Spannung hatte sie ihrem Debüt entgegengesehen. Ihre ersten Erfolge hatten sie selbst überrascht. Aber sie war nicht von ihnen überwältigt worden —

— bis dann, ganz allmählich, ihr Blut in Wallung geriet — sie wußte selbst nicht, wie es geschehen konnte! Bis sie im Gegensatz zu all der rauschenden Geselligkeit die schmerzende Öde im eigenen Herzen, stärker und stärker, empfand; bis die quälenden Sehnsuchten nach Glück und Liebe sie überfielen und in ihre Träume hinein sie verfolgten —

Gerade jetzt sah sie wieder täglich vor Augen, wie ein anderes junges Herz seiner Erfüllung entgegenreifte, wie es sich mit Liebe füllte und mit Glück. Nur in Karas Augen brauchte sie zu schauen, die bald träumerisch in die Ferne blickten, bald sonnig aufleuchteten, um das zu wissen.

Aber auch Kara gegenüber galt es für Ulrike: Allen zu Leide — niemand zur Freude.

Stundenlang konnte sie so sitzen und grübeln — und mußte das tiefe Bedürfnis, sich einer mitfühlenden Seele anzuvertrauen, immer aufs neue zurückdrängen.

Es gab ja wohl zwei Menschen, zu denen sie sich hätte aussprechen mögen. Kurt Nieburg war der eine. Immer mehr, je mehr sie ihn kennen lernte, wuchs das Vertrauen zu ihm. Von ihm wußte sie, bestimmter noch, als einst in glücklicher Jugend: er ist ein zuverlässiger Freund. Aber ihm gerade das anvertrauen, was die tiefste Kluft in ihre Seele riß, das war unmöglich. Er war ein Mann — er hatte sie einst geliebt.

So blieb nur Tante Marie.

Und da war wieder ihr Stolz, der es ihr so unsagbar schwer machte, sich an dieses treue Herz zu wenden. Er war ja töricht, dieser Stolz. Aber ihr Stolz sträubte sich gegen das, was die Vorbedingung jeder Aussprache sein mußte, gegen das Eingeständnis: Du hattest recht — ich hatte damals unrecht. Und nicht nur ihr Stolz sträubte sich, auch ihr weibliches Gefühl. Es gibt eben Dinge, die ein Frauenherz nur mit sich allein abmachen kann.

Aber einmal sich ausweinen an Tante Mariens Brust! — Einmal wieder — wie einst —

Der Zufall, der ihr sonst nie wohlwollte, kam ihr diesmal zu Hilfe. Beim Diner erzählte Karl-Konstantin, daß er in den nächsten Tagen Frau Äbtissin erwarte, die die Güte haben wollte, ihn wegen einer geschäftlichen Besprechung aufzusuchen. Da faßte Ulrike sich ein Herz und sagte: „Könnten wir nicht bei dieser Gelegenheit Tante Marie auffordern, die Äbtissin zu begleiten." Und Kara klatschte sofort in die Hände: „Ja, unsere allgemeine, liebe Tante Marie, die Liederreiche! Edwin, das ist zwar nichts für deine schönheitstrunkene Künstlerseele, aber eine Perle von Mensch wirst du in Tante Marie kennen lernen — und außerdem kannst du alle Lieder auffrischen, die du in deinen tollen Jugendjahren gegrölt hast. Ja, gegrölt: denn deine Stimme

muß beim Gesang klingen, als ob man mit einem Quirl auf einem Reibeisen Musik macht." — „Schönsten Dank, Cousine, für alle Komplimente, deren Wert ich zu würdigen weiß," erklärte Sassenkusen lachend. „Meine Neugier ist jedenfalls gespannt wie ein Fiedelbogen, um mich auch musikalisch auszudrücken." Der Graf stimmte sofort bei, aber zum ersten Male schien er über den kordialen Ton, der zwischen seiner Schwester und dem Maler Platz gegriffen hatte, ein wenig erstaunt. Nur Ulrike bemerkte, wie er die Augenbrauen hochzog und das Messer neben seinem Kuvert etwas nervös zur Seite schob.

Als sie nach Tisch allein waren, kam er jedoch darauf zurück. Ihm mißfiele diese Intimität, erklärte er geradezu. Und als Ulrike sagte: „Wie aber, Karl-Konstantin, wenn die beiden jungen Leute sich lieben?" — da erschrak er. Doch er lächelte gleich wieder: „Das ist ja Unsinn, Ulli. Das kannst du nicht im Ernst glauben! Kara traue ich solche Torheit nicht zu — sie schätzt den guten Edwin gewiß nur als einen lustigen Kameraden ein."

„Ich glaube, du irrst —"

„Schlimmstenfalls ist es eine Jugendeselei. Von beiden Seiten vielleicht."

Ulrike schüttelte den Kopf. „Ich habe die beiden schon seit einiger Zeit schärfer beobachtet, und ich glaube, ihre Neigung geht tiefer. Gesetzt, ich habe recht: hättest du ernste Bedenken?"

„Ah — ich mag's nicht glauben."

Sie war an seinen Stuhl getreten und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Lieber Karl-Konstantin —" fragte sie noch einmal, „wenn sich beide recht von Herzen lieb haben, würdest du deinen Willen ihnen in den Weg stellen?"

Nun wurde er doch beunruhigt. „Ja!" sagte er. „Vor allem ist Kara für mich noch ein Kind. Sassenkusen ist fast der erste junge Mann, der ihren Weg kreuzt. Ich hab' ihn gern — das muß ich zugeben. Aber auch er hat sich im Leben noch nicht bewährt — er bietet mir nicht genügende Garantien für Karas Zukunft. Nein — nein, Ulli! Wenn

du recht haben solltest, müssen wir die Augen offen halten und für Kara mitdenken. Sie muß sich diese Gedanken aus dem Kopf schlagen."

Ihre Hand ruhte noch immer auf seinem Arm. „Sei nicht hart —" bat sie.

Er sah auf und sie an, betroffen von der Weichheit des Tones, in dem sie gesprochen. Aber er schüttelte wieder den Kopf. „Hart? Nein — das will ich nicht sein. Nur Vernunft will ich walten lassen. Und wenn ich dem Kinde den Kopf zurecht setze — bin ich darum hart? Ich — gegen Kara! Du müßtest doch am besten wissen, daß ich gegen sie eher zu weich und nachsichtig gewesen bin — fast stets. Du hast selbst unter ihrer Unerzogenheit gelitten, an der ich mich heute noch mitschuldig fühle — du leidest jetzt noch unter ihrem Eigensinn."

„Sprich nicht davon —" sagte sie schmerzlich. Gerade in den letzten Wochen hatte sie Karas kleine Ungezogenheiten mit milderen Augen angesehen, mit den Augen eines Menschen, der sich nicht frei von Schuld fühlt. „Sprich nicht davon —" wiederholte sie lebhafter. „Ich habe Kara nie gezürnt!"

„Weil du gut bist, Ulli — viel zu gut." Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Aber du darfst mir nicht zürnen: wir Männer müssen aus härterem Holz geschnitzt sein. In diesem Falle kann ich dir nicht nachgeben. Das einzige, was ich dir versprechen kann, ist: ich will mir die Angelegenheit noch einmal gründlich überlegen, und wenn ich auf meiner Ansicht beharre, wie ich glaube, will ich mir an dir ein Beispiel nehmen — ich werde mild sein und beiden Teilen die notwendige Trennung so leicht wie möglich machen."

Ulrike fühlte, daß eine Widerrede augenblicklich unmöglich war und unnütz. Aber sie fühlte auch etwas wie eine neue Schuld auf sich lasten. Kara war ihrem fraulichen Schutz empfohlen, sie hatte nur ihre Pflicht erfüllt, wenn sie Karl-Konstantin auf die sich entwickelnde Neigung der kleinen Schwägerin aufmerksam machte; lediglich an ihm war es, Stellung dazu zu nehmen. Ja, sie hatte ihre Pflicht erfüllt;

aber diese Pflicht dünkte sie eiseskalt und danklos. Wie eine Verräterin an der jungen Liebe der beiden kam sie sich vor.

Auch das mußte getragen werden — auch das —

Und sie dachte daran, wie einst im Stift Kara ihrer heimlichen Liebe zugejubelt hatte mit all der verschämten Anteilnahme eines Backfischherzchens. Wie sie sich damals an sie geschmiegt hatte, um ihr leise zuzuflüstern: ‚Still — still — das Grab ist eine Plaudertasche gegen mich!‘

Schlecht vergolten hatte sie auch das — trotz aller Pflicht. Es schien ihr Schicksal, Schmerzen säen zu müssen, wie sie selber verurteilt war, Schmerz und Qualen zu dulden. Ohne Glück — ohne Liebe —

Es ließ ihr keine Ruhe.

Spät am Abend schlich sie sich leise in den oberen Stock. — Vor Karas Tür stand sie und schwankte doch wieder. Die Kleine war so unberechenbar. Sie setzte sich vielleicht einer heftigen Zurückweisung aus.

Dann pochte sie. „Ich bin's — Ulrike. Kann ich dich noch einen Augenblick sprechen?“

Es raschelte drin. Gleich darauf öffnete sich die Tür ein wenig. Karas große Augen lugten erstaunt durch die schmale Spalte. „Du —?“ rief sie halblaut. „Was willst du? Geht es Karl-Konstantin schlecht?“

„Nein, Kara. Dich will ich sprechen — um deinetwillen. Bitte, laß mich ein.“ Ulrike sagte es sehr schnell, mit stockendem Atem.

Die Schwägerin zögerte. Ihre dunklen Augen nahmen schon wieder einen fast feindseligen Ausdruck an. „Ich wollte gerade zu Bett gehen —“

„Bitte — laß mich ein.“

„So komm —“

Dann standen sie sich drinnen einen Moment schweigend gegenüber.

Ulrike hatte das Zimmer bisher nur ein einziges Mal gesehen, am Tage, an dem sie das Palais bezogen. Der Raum hatte damals noch etwas Unwohnliches gehabt, trotz der eleganten Einrichtung. Nun wirkte er ganz anders. Er

hatte seine persönliche Note bekommen. Gewiß nicht nach dem Geschmack der Gräfin. Unter anderen Umständen hätte sie wahrscheinlich gelächelt. Heute rührte sie all der kleine Mädchenkrimskrams, der die Etageren füllte und sich an den Wänden breit machte; Photographien und Nippes, kleine Geschenke, die Karl-Konstantin von seinen Reisen der Schwester mitgebracht hatte; ein paar Glieder einer blankgeputzten Halfterkette, ein Hundehalsband, ein Tennisrakett. Und wie ihr Blick schnell über das bunte Durcheinander flog, sah sie auf Karas Schreibtisch — ihr eigenes Bild. Eine winzige Momentaufnahme, die einst im Stift entstanden war. Ihr Bild! Trotz allen Hasses hatte die Kleine das also doch nicht forttun wollen — das hatte sie nicht übers Herz gebracht.

„Du wünschest, Ulrike?“ fragte Kara jetzt etwas förmlich und spitz, mit dem harten Ton, den ihre Stimme bisweilen annehmen konnte, wenn sie gegen sich selber kämpfte.

Ulrike schwieg noch immer. Ihre Augen feuchteten sich.

Dicht neben jener kleinen Photographie lag eine Mappe. Der Inhalt war augenscheinlich soeben erst, in aller Hast, zusammengeschoben worden. Aber er verriet sich doch: Malerskizzen waren es —

„Komm, Kara — erlaube, daß ich mich auf ein paar Minuten setze, und setze dich zu mir. Ich bitte dich —“

Schweigend folgte die Komteß. Wieder rückte sie mit etwas beabsichtigter Förmlichkeit den Tisch ein wenig beiseite, um Ulrike gleichsam den Ehrenplatz auf dem Sofa aufzudrängen.

Und wieder sprach auch die Gräfin nicht gleich.

War sie denn blind gewesen all diese Zeit über? Daß sie gar nicht bemerkt hatte, wie Kara sich äußerlich in diesen letzten Monaten verändert hatte! Erst jetzt, ganz plötzlich fiel es ihr auf: das Gesichtchen war schmaler geworden, der ganze Ausdruck reifer. Merkwürdig: in der Gesellschaft sah Kara eigentlich nie besonders vorteilhaft aus. Sie zog sich wenig geschmackvoll an und lehnte jede Beihilfe ab. Sie hatte dann eine eigene Art, das herrliche, rote Haar straff zu scheiteln und in feste Zöpfe zu zwingen. Jetzt wallte es wie eine

goldige Mähne über den losen, hellen Teagown, der die zarten, schlanken Formen des jungen Körpers mehr verriet als verhüllte.

Bildhübsch war Kara. Sie mußte ein Künstlerauge, das auf Eigenart geschult war, entzücken —

„Kara —," fragte Ulrike jäh. „Hast du ihn sehr lieb?"

Es lohte über das junge Gesicht.

Kara wollte aufspringen, aber Ulrike hatte ihre Hände ergriffen und hielt sie fest. Sie beugte sich zu ihr und sagte leise: „So lieb, daß du nicht von ihm lassen könntest! Lieber als alles andere auf dieser Welt? Habe Vertrauen zu mir —," sie atmete tief auf. — „Wenn es so ist, will ich eure Verbündete sein. Darum komme ich zu dir —"

Auf einen Moment schlug Kara die Augen voll auf. Dann senkte sich das Köpfchen herab.

Ulrike fühlte mit, was in der jungen Seele vorging. Wie sich Erstaunen und Zweifel, Hoffnung und Zagen darin mischten. Es konnte ja gar nicht anders sein. Unmöglich war, daß Kara gleich volles Vertrauen fand. Allzu nahe mußte ihr wohl sogar der Gedanke liegen: sie will mich nur aus dem Hause haben —

„Kara —" begann sie wieder, ganz leise. „Glaube mir doch, daß ich es gut und ehrlich meine. Ich weiß ja, wie du über mich denkst — leider! Schwer genug habe ich darunter gelitten. Ändern kann ich es nicht, ich muß mich drein fügen und finden — wie in vieles andere. In vieles Schwere. Später, wenn du selbst eine glückliche Frau bist, wirst du das verstehen können. Dich glücklich wissen — dir zum Glück helfen — das möchte ich, Kara —"

Ihre Stimme schwankte. Mit Mühe überwand sie sich, weiterzusprechen: „Sag' mir, hast du ihn sehr lieb —"

Hastig, wortlos nickte die Kleine ein paarmal. Immer noch ohne aufzuschauen. Aber dann warf sie sich plötzlich vornüber, umklammerte Ulrike mit beiden Armen und barg ihren Kopf in deren Schoß. Ein Schüttern rann über den jungen Körper. Sie schluchzte laut auf.

Sanft strich Ulrike über das weiche, goldige Haar.

„— und hat er dir schon gesagt, daß er dich liebt?“ Ganz tief beugte sie sich herab und flüsterte es Kara in Ohr. Leise schüttelte die das Köpfchen. „Aber du weißt es auch ohnedem — nicht wahr? Du fühlst es! Im Wachen und im Träumen fühlst du das, ob er fern ist, ob nah. — Immer! Ja, so ist es — ja —“

Mit einem Male richtete sich Kara auf. Sie warf die Haarflut zurück, sie preßte beide Hände vor die Brust. „Weiß Karl-Konstantin schon davon?“ stieß sie jäh, ahnungserfüllt, angstvoll heraus. „Und er will seine Zustimmung nicht geben? Sag's, Ulli — sag's nur —“

„Karl-Konstantin wägt noch. Denk' doch, wie wenig er Sassenkusen kennt —“

„O, er soll Edwin nur recht kennen lernen!“ Mit all der naiven Innigkeit der jungen Liebe rief sie es, mit der heißen Überzeugung, daß der Geliebte der beste, treueste, edelste aller Menschen sei. Etwas hinreißend Rührendes lag darin. Die Tränen drängten sich wieder in Ulrikes Augen. So hatte auch sie gejubelt — so hatte auch sie geglaubt — damals. Großer Gott, erspare dem Kinde die Enttäuschungen, die du mir auferlegtest!

„Karl-Konstantin hat dich so lieb, Kara. Du weißt am besten, wie lieb! Er will nur dein Bestes. Daran darfst du nie zweifeln. Und hat eure Liebe Bestand — Bestand über alle Prüfungen hinaus —, dann wird er nicht nein sagen. Laß uns nur fest zusammenhalten. Willst du, Kara?“

Da warf die Kleine sich an ihre Brust. Wie damals fast, als sich das junge Herzchen Ulrike zuerst erschloß — damals im Stift! Und sie erzählte, wie es über sie gekommen sei, aus Scherz und Lachen. Und sie sprach von ihm und lachte selber schon wieder fröhlich; holte die Skizzen und Studien herbei — ihren Schatz, den er ihr geschenkt hatte — plauderte drollig-ernst von seiner Kunst und seinem Streben mit leuchtenden Augen. So sicher nun schon ihres Glücks — — —

Am Morgen versuchte Ulrike noch einmal Karl-Konstantin umzustimmen. Aber er hatte in einer schlaflosen

Nacht schon seinen Entschluß gefaßt. Er sagte nein! Gütig und sanft, wie er immer war: aber das Nein blieb darum doch ein Nein.

Einst, in den ersten Wochen ihrer Ehe, hatte er nie ein Nein für sie gehabt. Ihr war's damals, als ob er ihr die Sterne vom Himmel hätte herunterholen mögen, wenn sie's gewünscht hätte. Das war nun auch anders geworden. Ulrike war zu klug, um sich nicht zu sagen, daß diese Wandlung keiner Ehe erspart bleibt. Auch in der glücklichsten müssen schließlich auf die ersten Sommerwochen Werkeltagszeiten folgen, auf phantastische Glücksträume die nüchternere Überlegung. Sie sagte sich auch, daß es wohl nur in ihrer Stimmung lag, wenn sie die Wandlung besonders schmerzlich empfand. Aber sie glaubte zu fühlen, daß er ihren Händen mehr und mehr entglitt, seit seine Krankheit die Innigkeit des Zusammenlebens zerschnitt. Ein Zug des Fremderwerdens drängte sich zwischen sie, und sie meinte, die schmale Kluft breiter und breiter werden zu sehen. Aus hundert Kleinigkeiten empfand sie es — aus der Art, wie er sich mehr und mehr ohne sie behalf — aus der immer wichtigeren Rolle, die sein Diener Joseph spielte, der Allgegenwärtige, immer stumm Hilfsbereite, gegen den sie bisweilen ein dumpfer, ungerechter Haß erfüllte.

Es war ja ein Ausfluß des Leidens — gewiß! — wenn Karl-Konstantin ein wenig eigensinnig wurde. Wie er sein Leiden selbst zu verbergen suchte, so lange und so gut es anging; wie er es vermied, irgend jemand, am meisten aber Ulrike, mit seinen Schmerzen, mit seiner Pflege lästig zu fallen, so war er auch immer bestrebt, diesen Eigensinn, den er wohl selbst als krankhaft fühlte, zu verbergen. Er war dann doppelt gütig, doppelt sanft, er suchte nach Auswegen, ein Nein zu versüßen — in der Sache selbst aber ließ er nicht mit sich handeln.

Er hatte Sassenkusen zu sich bitten lassen. Ulrike, wünschte er, solle dabei sein. „Du sollst selber sehen, daß ich nicht hart bin. Ich will's dem armen Jungen so leicht machen wie nur möglich —"

Das tat er denn auch — in seiner Art.

„Dank, lieber Edwin, daß du kommst. Setz' dich hierher — ich hab' nämlich etwas mit dir zu besprechen," begann er. „Mir ist's heute nacht im Kopfe herumgegangen, daß du für deine Kunst hier eigentlich zu lange auf der faulen Bärenhaut liegst. Hab' ich nicht recht?"

„Jawohl, Onkel!" — Sassenkusen lachte fröhlich. „Mordsfaul bin ich gewesen. Karas Bild ist noch nicht ganz fertig — darauf spielst du ja wohl an — und sonst bin ich über ein paar Winterstudien nicht herausgekommen. Aber, sieh' mal, das ist bei uns Künstlern nun mal nicht anders. Manchmal möchte man ein paar Wochen lang nicht von der Staffelei fort. Dann kommt wieder eine Zeit des Faulseins. Nutzlos ist die auch nicht — man sammelt eben Eindrücke."

„Nja — mag sein. Aber ich möchte dir gerade Gelegenheit geben, frischere, vielseitigere Eindrücke zu sammeln, als das hier möglich ist. Ich habe mir überlegt, daß du nach Italien reisen sollst. Und ich hab' hier schon" — er nahm einen Umschlag vom Tisch — „ich hab' hier schon das Reisegeld zusammengepackt. Still — es soll kein bloßes Geschenk sein, obwohl es zwischen uns beiden, lieber Junge, darauf auch nicht ankäme. Ich wünsche mir jedoch schon lange ein paar gute Kopien — keine Kitschware, sondern wirklich gute Nachbildungen — Lenbach hat auch kopiert — Edwin, du brauchst gar keine bösen Augen zu machen."

Das hübsche, frische Gesicht Sassenkusens hatte sich in dunkles Rot getaucht. Er sah erst starr vor sich hin, dann zu Ulrike hinüber, die am Kamin lehnte mit gesenktem Kopf.

Plötzlich stand er auf. — „Das heißt also — ihr wollt mich fort haben," sagte er mit gepreßter Stimme.

„Aber, Edwin —"

„Das heißt also, Onkel — ich soll aus Karas Nähe verbannt werden! Ihr habt gemerkt, daß wir uns lieb haben — und — ja freilich — du hattest wohl anderes im Sinne —"

Der Graf richtete sich auf. „Bitte, Edwin — nicht

bitter werden. Das hab' ich nicht um dich verdient, glaub' ich. Auch" — sein unbedingtes Gerechtigkeitsgefühl ließ keine Mißdeutung zu — „auch darfst du nicht von uns beiden sprechen. Ich habe dir nur meine Ansicht zu sagen. Sieh' mal, lieber Edwin, um ganz ehrlich zu sein: ja — ich wollte dir eine Brücke bauen —"

„Eine goldene Brücke —" Sassenkusen lachte bitter.

„So mußt du das nicht auffassen. Laß uns ruhig und vernünftig reden: Kara ist noch ein Kind, und du, mein guter Edwin, du stehst noch im Anfang deiner Entwickelung. Daß ich nicht hochmütig und nicht töricht bin, wirst du mir hoffentlich zugeben. Dein schöner Beruf an sich ist es also nicht, der meinen Willen bestimmt. Aber mein Zweifel ist es, ob du in diesem Beruf, der immer neue Anregungen heischt, der nur im steten Wandel Großes schaffen kann, Kara ein dauerndes Glück zu bieten vermagst. — Mein lieber Junge, leicht wird es mir nicht, dir das zu sagen. Hinter dem Berge halten mag ich aber auch nicht. Es muß geschieden sein! Laß gut sein, Edwin — ihr werdet es beide verschmerzen, wenn es auch zuerst wehe tun mag. Wenigen Menschen ist es ja beschieden, daß ihre ersten Liebeshoffnungen in Erfüllung gehen — sie finden nachher ein desto reicheres, reiferes Glück — Komm, gib mir die Hand. Zürne mir nicht — aber das ist wohl zu viel verlangt — das kann erst die Zeit bringen, mein Junge —"

Der Graf war doch, je weiter er sprach, immer weicher geworden. Man sah ihm an, wie schwer ihm sein Entscheid wurde, schwerer, als er selbst es sich gedacht hatte.

Er sah fast sehnsüchtig zu Sassenkusen hinüber. Aber der rührte sich nicht. Die dunkle Röte war aus seinem Gesicht zurückgeebbt. Er hatte die Zähne fest aufeinandergebissen und blickte starr zu Boden.

„Edwin —" bat Karl-Konstantin noch einmal.

Da schaute Sassenkusen auf. „Mir scheint, wir sind nun quitt," sagte er scharf. „Ich hätte es anders gewünscht, Onkel Gruhnau. Ich hätte dir gern meine Dankbarkeit immer aufs neue bewiesen, zeitlebens, gerade auch, indem

ich Kara glücklich machte. Du willst es anders. Gut, ich gehe. Aber glaube nicht, daß ich Kara damit aufgebe. Sie wird zu mir halten — und ich werde sie mir holen — wenn die Zeit gekommen ist."

Er neigte sich kurz und wandte sich. Doch ehe er die Tür noch erreicht hatte, rief ihn Ulrikes Stimme zurück: „Edwin —"

Sie hatte sich aus ihrer Starrheit gelöst und stand neben ihrem Manne, der mit geschlossenen Augen tief im Sessel zurücklag. Edwin erschrak heftig, aber sie machte eine Bewegung der Beruhigung: sie kannte ja diese Anfälle, die in der Kette schwerer Leiden nur kurze, leichtere Stationen bildeten und stets schnell vorübergingen. Die kleinste Aufregung konnte sie hervorrufen, aber sie wichen auch wieder, ohne Spuren zurückzulassen; nicht einmal das Bewußtsein verlor Karl-Konstantin.

„Du sollst nicht so von ihm gehen," flüsterte Ulrike heftig und leise.

Und schon schlug der Graf die Augen wieder auf. Er schöpfte tief Atem und lächelte: „Dank, Ulli, daß du den Trotzkopf zurückgerufen hast —"

Sassenkusen faßte nach der Hand, die matt auf der Sessellehne ruhte. „Verzeihe, wenn ich heftig wurde, Onkel —"

Ulrike aber beugte sich zu ihrem Manne und bat: „Laß ihn nicht ganz ohne Hoffnung gehen, Karl-Konstantin. Du hast ja recht: Kara ist noch sehr jung, doch tiefe Liebe reift schnell. Niemand von uns kann in die Zukunft schauen — warum willst du sie meistern! Edwin mag jetzt reisen — auf Monate — Kara und er mögen sich in dieser Trennungszeit prüfen. Aber gib ihnen beiden zu, daß sie sich nach einem halben Jahre wiedersehen dürfen. Jubeln ihre Herzen sich dann noch zu — dann magst du entscheiden! Ich bitte dich, Karl-Konstantin, ich bitte für beide —"

Es war nichts anderes, als was sie heute morgen schon einmal gesagt hatte. Aber hatte nun die Szene mit Edwin ihn erschüttert, fand sie jetzt einen Ton, der wärmer zu

seinem Herzen sprach: er sah sinnend und überlegend vor sich hin.

„Ihr habt eine gute Fürsprecherin —“ sagte er.

„Karl-Konstantin, sei gut! Nimm ihnen nicht jede Hoffnung,“ bat sie noch einmal. „Ich weiß es von Kara: sie liebt ihn innig und tief. Mache sie nicht unglücklich, zerstöre nicht ihre frohe Zuversicht auf deine Güte. Solch junges Herz ist so leicht verwundet, und diese Wunden schließen sich schwer.“

Der Graf sah auf Ulrike — lange — und sie las in seinen Augen: Du Arme hast es ja selbst erlebt und erlitten — es mag wohl wahr sein — solche Wunden schließen sich schwer. Dann wandte er den Blick auf Edwin. Er schwankte. Prüfend schaute er in das junge, offene Gesicht, in dem jetzt wieder das Blut kam und ging.

Noch immer hielt Sassenkusen die Hand des Oheims umspannt: „Ich habe sie so sehr lieb —“ sagte er wieder.

„So sei es, wie Ulrike will.“ Karl-Konstantin richtete sich auf. „Nach einem halben Jahre magst du wieder bei mir anklopfen, Edwin. Aber ich bedinge mir aus, daß ihr beide, Kara und du, in dieser Zeit ganz getrennte Wege geht, euch nicht seht, keine Briefe wechselt. Es soll eine wirkliche Prüfungszeit für eure Herzen sein —, und nun geh' mit Gott, mein Junge. Kara werde ich selber Bescheid sagen —“

Vielleicht hatte Sassenkusen noch einen Einwurf, noch eine Bitte auf den Lippen. Wenigstens Abschied wollte er nehmen. Aber Ulrike winkte ihm zu. Und so drückte er nur die Hand des Grafen. — „Dank, Onkel! Dank! Und Dank dir, Ulrike — grüßt mir Kara!“ —

* * *

Sie waren allein.

Das Herz der jungen Frau war so voll. Sie freute sich für Kara, sie freute sich ihres Sieges. Sie küßte ihren

Mann auf die Stirn. — „Auch ich danke dir —“ sagte sie innig.

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, und als sie sich herabbeugte, suchten seine Lippen ihren Mund. Seine Augen leuchteten in sehnsüchtiger Zärtlichkeit.

Aber dann sanken seine Hände wieder herab, und er lehnte sich schwer atmend zurück. Ganz stille saß er.

Vergebens fragte Ulrike: „Ist dir nicht gut, Karl-Konstantin? Kann ich dir helfen?“

Er schüttelte den Kopf.

Bis er dann bat: „Habe die Güte, nach Joseph zu klingeln —“

Eine Minute später stand der Kammerdiener an der Türpfoste. Und Ulrike sah stumm zu, gesenkten Auges, wie Joseph ihren Mann mit geschicktem Griff aufrichtete, wie er ihn unter den Arm faßte und hinausführte.

In der Tür wandte Karl-Konstantin den Kopf noch einmal halb zurück und lächelte ihr zu. Es war wie eine Bitte um Verzeihung.

Elftes Kapitel.

Wenn Kara die Entscheidung des Bruders verhältnismäßig gefaßt aufnahm, so war das nicht Ulrikes Verdienst allein. Es lag in Karas Temperament, daß sie die Probezeit nicht tragisch nahm. Sie jammerte drollig über die Trennung, aber sie lachte darüber, daß Karl-Konstantin auch nur für möglich halten könne, in einem halben Jahre würde Edwin oder sie anders empfinden als jetzt. „Wie im Fluge sollen diese elenden sechs Monate vergehen. Ich brauche ja immer nur an ihn zu denken — das hilft über alles hinweg. Und dann habe ich ja nun dich wieder, Ulli — das ist mir wie ein Gnadengeschenk, das mir auch meine

Liebe zu Edwin, dem Malerstrick, gebracht hat.“ Sie plauschte wieder so fröhlich wie in alten Zeiten.

Auch mit Tante Marie fand sie den fröhlichen Ton gleich wieder. Ihr hatte sie sofort nach der Ankunft ihr Glück anvertraut, und Tante Marie sang ihr das alte Malerliedchen vor: „Mein Herr Maler, mal' er mir meine Frau Marein —“ Tante Marie fand Karas Porträt ebenso ‚schwungvoll, wie unähnlich‘, Edwins Landschaftsstudien ‚ebenso genial, wie liederlich‘! Tante Marie behauptete, der modernen Richtung, der auch Sassenkusen huldigte, gegenüberzustehen, wie ‚eine Kuh dem neuen Tor‘, und zankte sich mit der Kleinen, die mit Kunstausdrücken nur so um sich warf. Nur in einem stimmte sie gravitätisch Kara zu: „Natürlich mußt du ihn dir erziehen. Er hat's unbedingt nötig. Du bist ja aber auch ganz der richtige Mensch dazu. Eine Kleinigkeit wird's für dich sein, diesen unbändigen Farbenklexer zu zügeln — du Pipifax du!“

Ganz die alte war Tante Marie —

Nur zwischen Ulrike und ihr war es anders geworden.

Über die Lippen der jungen Frau kam keine Klage, in ihre Augen kamen keine Tränen. Ausweinen hatte sie sich wollen an Tante Maries Brust und neue Kraft und neue Zuversicht aus dem erleichternden Tränenstrom schöpfen. Es fügte sich nicht. Das offene Vertrauen, welches das junge Mädchen zu der Greisin gehegt hatte, kam in der Frau nicht mehr zum Durchbruch. Eine andere, eine neue Welt lag zwischen ihnen, und die Brücke fehlte.

Und doch wartete Tante Marie —

Sie war erstaunt gewesen, als sie Ulrike wiedersah. Sie fand sie schöner als je. Aber ihre scharfen, klugen Augen sahen die Spuren des Seelenleids in dem Ausdruck dieser klassisch geschnittenen Züge. Etwas Fremdes, Scharfes lag darin, und der Glanz der Augen schien wie gedämpft durch heimliche Tränen.

Auch das ganze Wesen Ulrikes fand sie verändert. Äußerlich bewahrte die Gräfin immer noch die vornehme Ruhe, die so gut zu ihrer hohen Gestalt paßte. Auch als

liebenswürdigste aller Wirtinnen zeigte sie dasselbe stille, ein wenig kühle Lächeln, das an dem jungen Stiftsfräulein alle Welt entzückt hatte. Aber Tante Marie sah hinter dem allem eine mühsam verborgene Unruhe, sah überall, daß jetzt Selbstbeherrschung erzwang, was früher schöne Natur gewesen war. Gebrochen erschien ihr bisweilen auch der einst so volle Wohllaut der Stimme.

Zwang war alles.

Auszuweinen hatte Ulrike sich gewünscht. Nun trieben sie Stolz und Scham, ihr Unglück auch vor den scharfen Augen der alten Stiftsdame zu verbergen. Sie zwang sich, heiter zu sein, sie zwang sich, fröhliche Anteilnahme zu heucheln an allem und jedem im Stift, von den Hanketiens bis zur ausgezeichneten Hilgerten; Erinnerungen aufzufrischen, die doch nur alte Wunden neu schmerzen ließen. Sie zwang sich, all ihre geselligen Gaben zu zeigen. Sie zwang sich, die Gastlichkeit ihres Hauses zu beweisen — und war doch todunglücklich. Und immer fühlte sie den prüfenden Blick von Tante Marie auf sich ruhen.

Seit einigen Tagen begegnete sie, sobald sie das Palais verließ, fast regelmäßig Prinz Albert. Es geschah zu häufig, als daß es Zufall sein sollte. Wie immer sie es sich einrichtete, er kreuzte ihren Weg — es schien fast, als ob er einen förmlichen Beobachtungsdienst um ihre Person organisiert habe. Karl-Konstantin wünschte, daß sie einige Male in der Woche mit Kara im Tattersall ritt; jedesmal fand sich auch der Prinz ein; wenn sie zu einer Besorgung in die Stadt fuhr, konnte sie fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß in irgend einem Geschäft seine elegante Gestalt plötzlich neben ihr auftauchte. Sie besuchte mit Tante Marie die Nationalgalerie — er stand vor Feuerbachs ‚Gastmahl des Plato‘. Sie ging mit der Äbtissin und der Tante in die ‚Walküre‘ — der Prinz hatte einen Platz in der Nebenloge.

Sie wußte ein Gespräch meist zu vermeiden, und er schien es auch kaum zu suchen, wie in der Voraussetzung, daß sie ihm wieder ihren unnahbaren Stolz entgegensetzen würde. Aber seinen bewundernden Augen konnte sie nicht

wehren, und diese Blicke mit ihrem verschleierten Feuer verfolgten sie bis in ihre Träume hinein.

Dann und wann, hier und dort ließ sich aber ein kurzes Gespräch nicht umgehen. Was wollte Ulrike tun, wenn der Prinz in den verbindlichsten Formen bat, ihn der Frau Äbtissin vorzustellen? Was konnte sie tun, wenn er die Unterhaltung mit dieser durch eine ganze Zwischenpause der Oper ausdehnte und sie selbst immer wieder hineinzog? Konnte sie es ihm verwehren, wenn er in der Nationalgalerie sich Tante Marie und ihr bei ihrem Rundgang anschloß?

Und wenn sie es gewollt hätte, es fehlte ihr die Kraft des Widerstandes. Das gerade war das Qualvollste für sie, daß sie immer willenloser wurde, daß die Maske ihrer Unnahbarkeit, mit der sie ihn bisher ferngehalten hatte, mehr und mehr fiel. Sie zitterte jedesmal, wenn er sich ihr nahte, zitterte vor der suggestiven Kraft seines Blickes, vor seinem siegesgewissen Willen.

Immer wieder, wenn sie daran dachte, überrann es sie mit unheimlichen Schauern.

Wie ein Komplott dünkte es sie, daß sie gerade in diesen Tagen überall seinen Namen hörte. Karl-Konstantin fragte, warum sich denn der Prinz so lange nicht hätte sehen lassen? Die Äbtissin, die bei all ihrer strengen Weltanschauung für Prinzen von Geblüt nicht ganz unempfindlich war, nannte ihn das Musterbild eines Kavaliers, Tante Marie hatte sich über seine spöttischen Glossen zur modernen Kunst köstlich amüsiert, und selbst Kara war nicht nur entzückt über seine vollendete Haltung im Sattel, sondern plauderte und neckte sich gern mit ihm. Weltenfern lag ihnen allen das Wissen, daß er ‚über Leichen gehe‘.

Ein einziges Mal sprach der Prinz, auf Minuten nur, zu Ulrike allein. Beim Musikreiten im Tattersall stand sie auf der Estrade und hörte plötzlich seine Stimme dicht hinter sich. Unter Hunderten hätte sie die herausgekannt.

„Gräfin, seien Sie barmherzig gegen einen Sünder,“ flüsterte er. „Gräfin, wissen Sie denn nicht, daß ich vor Sehnsucht nach Ihnen vergehe —“

Sie stand wie erstarrt.

Rings um sie staute sich die schaulustige Gesellschaft; Kara war nur durch einen Zufall einige Schritte weit von ihr abgedrängt worden. Wieder hatte er die Gelegenheit erspäht, wo sie wehrlos schien. Selbst wenn sie die Kraft gehabt hätte, ihm zu antworten, wie er es verdiente, konnte sie es nicht, ohne aufzufallen. Nur zu ignorieren vermochte sie seine Worte.

„Ein halbes dutzendmal sprach ich im Palais Gruhnau vor. Immer wurde ich abgewiesen. Warum lassen Sie mich so leiden! Sie bedürfen doch meiner, wie ich Ihrer bedarf. Ich bin einsam — und Sie sind einsam — mitten unter all dieser törichten, bunten Welt. Sie bedürfen der sicheren Stütze — ich kann nur durch Sie wieder ein besserer Mensch werden! Gräfin, ich versinke ohne den Halt, den nur Sie mir geben können."

So heiß klang seine Stimme —

Unten in der Manege kurbettierten die Pferde, die Uniformen blinkten — sie sah es nicht. Die Musik spielte einen frohen Walzer — sie hörte es nicht. Es war, als schwänden ihr die Sinne. Und zu allem war eine ungemessene Entrüstung in ihr, gegen ihn und gegen die eigene Schwäche, gegen dieses willenlose Hinhorchen auf seine Worte.

Endlich raffte sie sich auf. Sie wandte den Kopf ein wenig und stieß leise heraus: „Lassen Sie mich — lassen Sie mich —"

Sie konnte und wollte ihn nicht ansehen, aber sie fühlte wieder seinen Blick, fühlte sein Lächeln. Ihre Hände umklammerten fest das Holz der Brüstung.

Da mußte Kara neben ihn getreten sein. Wie eine Erlösung tönte ihr die junge Stimme: „'n Morgen, Durchlaucht. Schön unartig sind Sie, daß ich Sie zuerst begrüßen muß."

Als sie sich dann umwandte, war er verschwunden, und Kara sagte ganz verwundert: „Was hatte der Prinz denn? Habt ihr euch gezankt?"

Beim Tee, am Nachmittag des nächsten Tages, fanden sich einige Gäste im Palais Gruhnau ein. Außer Nieburg ein Oberst von Neukern, ein älterer Bekannter des Grafen, und der Landrat von Eberberg, der nicht versäumen wollte, sich der „verehrten gestrengen Domina" zu Füßen zu legen. Die Damen hatten sich in zwei Gruppen um den Tisch mit dem Samowar placiert, an dem Ulrike, von Kara unterstützt, die Wirtin machte; die Herren saßen um Karl-Konstantins Lehnstuhl.

Das Gespräch war lebhaft, aber Ulrike, die sich den Damen widmen mußte, konnte zuerst nur einzelne Worte auffangen. Oberst von Neukern schien, an irgend einen besonderen Fall anknüpfend, über die Schädlichkeit des Spiels zu sprechen. Sie hörte des Landrats lautere Stimme: „Wahr ist's ja — die ollen Römer haben geknobelt, die Frundsbergschen Landsknechte haben auf der Trommel gespielt, Ludwig XIV., der allerchristlichste König — hm! hm! — machte sein Spiel, King Edward verschmäht's so wenig wie Vanderbilt. — Gespielt ist immer worden. Aus der Welt ist's mal nicht zu schaffen, und wir alle, die wir hier sitzen, Hand aufs Herz, sind wir nicht allesamt Sünder? Also und so weiter: zum Splitterrichter fühle ich mich nicht erkoren. Aber, messieurs, es muß alles seine Grenzen haben —"

Dann klang wieder die feine, hohe Stimme des Generalstäblers dazwischen, und da zugleich Kara dem Diener eine Weisung gab, verstand Ulrike nur einiges: „— Majestät waren außer sich — Seine Majestät denkt besonders scharf über das Spielen in der Armee — Gottlob, in der großen Bude ja seit Menschengedenken der erste Fall —"

„Liebe Ulli, hast du wohl für mich noch eine Tasse?" fragte Tante Marie. „Ich kann's nun einmal nicht lassen, das Teetrinken, wenn mir's der Arzt auch verbieten will — so'n Schälchen."

„Jawohl, Tantchen — sofort —" Und während sie dem Diener die Tasse für Tante Marie füllte, horchte sie mit klopfendem Herzen weiter. Kurt Nieburgs frische Stimme war immer deutlich, auch wenn er sie gesellschaftlich dämpfte:

„Exzellenz Eck sprach heute im Wandelgang des Reichtags davon — die junge Frau ist sofort zu ihren Eltern gereist —“

„Die arme, junge Frau —“

Karl-Konstantin remonstrierte: „Aber ich bitte — meiner Meinung nach mußte sie erst recht bei ihrem Manne ausharren“ — und dann sagte der Landrat: „Lieber Graf, die gegenseitige Neigung war wohl nie sehr groß. In diesen internationalen Familien, scheint mir, ist die Rassenmischung immer schlecht. Das bißken Herzmuskel verkümmert —“

Wieder konnte Ulrike einigen Sätzen nicht folgen. Sie mußte der Äbtissin auf eine Frage antworten; Kara wollte wissen, ob Zigarren gereicht werden sollten —

Bis sie wieder hörte, was der Oberst sagte: „Die ganze Sache war in vierundzwanzig Stunden, von gestern zu heute, erledigt — Immediatvortrag des Chefs — Versetzungsbefehl — und die Folgerung, daß er den Abschied einreichen muß, wird Westernfeld wohl nun von selber ziehen —“

Immer wieder hatte Ulrike sich an die schwache Hoffnung geklammert, es handelte sich um einen Fremden — es war ja nur ein armseliger Strohhalm, den sie krampfhaft festhielt, das fühlte sie, aber sie fürchtete die volle Wahrheit so sehr, daß sie bei jeder Wendung des Gesprächs aufs neue nach ihm griff. Als jetzt aber der Name ihres Vetters Ulrich fiel, breitete es sich wie ein dunkler Schatten vor ihren Augen. Sie meinte, zu Boden sinken zu müssen. Schwer stützte sie sich auf den Tisch. Der Zufall wollte, daß Kara gerade zu den Damen getreten war, so war sie wenigstens auf einen Augenblick unbeachtet.

Sie hörte noch eine enorm hohe Summe nennen, hörte den Namen des Prinzen und wie ihr Mann sagte: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten — Mitglied eines regierenden Hauses — es ist skandalös —,“ und dann schleppte sie sich mühsam bis zum nächsten Stuhl. Wie zerschlagen saß sie, froh nur, daß niemand sie störte.

War's doch noch ein letzter, heimlicher Rest einstiger Liebe, daß diese Nachricht sie so schwer traf? War es Mitleid mit der jungen Frau? War es das Gefühl, er trägt

den alten, guten Namen, der ehedem auch der deine war! Oder war es das entsetzliche Bewußtsein: er ist ruiniert worden um deinetwillen!

Ulrike unterschied das alles nicht. Nur die Tatsache wirkte zuerst auf sie.

Ruiniert — aus der hoffnungsvollen Laufbahn gestoßen — von seinem Weibe verlassen —

Ulrike hatte ihn verachtet, es gab Stunden, in denen sie ihn haßte: niemals aber hatte sie ihm geflucht, niemals Leid über ihn und die Seinen herabgewünscht. Gott im Himmel — nein — nein! — nie!

Die Hände krampfte sie zusammen. Je mehr sie grübelte, je mehr sie ruhigere Überlegung zurückgewann, desto tiefer wurde ihr Schmerz —

Leichtsinnig war Ulrich ja stets gewesen. Leichtfertig, gewissenlos handelte er an ihr. Betrogen und belogen hatte er sie — an allem, was sie nun trug, war er der Mitschuldige. Aber er hatte sie doch geliebt, auch er hatte — in seiner Art — gelitten. Und jetzt, wo aus seiner Liebe verblendete, unsinnige, sündhafte Leidenschaft geworden war, jetzt trieb die ihn in die Verzweiflung. Das war ganz seine Natur: Betäubung hatte er auch am Spieltisch gesucht —

Immer und überall, wohin sich ihre Gedanken wandten, sah sie sich und sein Geschick unheil verknüpft.

Allein sein — mit sich zu Rate gehen! Etwas mußte doch geschehen! Er durfte nicht ganz zugrunde gehen! Mochte er schlecht gewesen sein, — sie verraten haben — seine Lippen hatten doch auf den ihren geruht. Wenn auch das größte Leid ihres Lebens von ihm stammte, mit ihm hatte sie doch ihres jungen Lebens erstes Glück genossen!

Hundert Gedanken und Pläne strömten auf sie ein und zerschellten wieder. Und dazwischen kam der Oberst, um ihr die Hand zu küssen und sich zu empfehlen; Frau Äbtissin, die mit Tante Marie in das Schauspielhaus ging, brach auf; Karl-Konstantin bat sie, ihm ein Heft der sozialpolitischen Wochenschrift aus seiner Bücherei zu besorgen, und dann mußte sie sich noch zu den drei Herren an den Kamin setzen,

plaudern, zuhören, lächeln. Das Herz wollte ihr brechen, und sie dachte zugleich: was hält solch armes Menschenherz doch aus —

Die Stunden verrannen. Vielleicht war jede Minute kostbar. Wenn noch zu helfen war, mußte ja schnell geholfen werden. Undeutliche Vorstellungen kreuzten sich in ihr von der Art solcher Spielverpflichtungen. Gehörtes, Gelesenes. Wie manchen Unglücklichen hatte eine Spielschuld in den Tod gejagt.

Der Prinz! Ja — ein Wort hätte es sie gekostet! Aber dies Wort bedeutete für sie Schimpf und Schande. An ihren Schmuck dachte sie. Ihr Schmuck — war er denn ihr eigen?! Karl-Konstantin sich zu Füßen werfen — großer Gott — nein! Alles hätte sie von ihm erbitten können, nur das nicht —

Der Landrat ging.

Nieburg und der Graf hatten sich in ein politisches Gespräch festgebissen. Sie stritten sich ein wenig. Dann und wann fing Ulrike einen einzelnen Satz auf. Es handelte sich um die Flottenfrage. Karl-Konstantin stand auf dem Programm: Alles für das Landheer, nur das Notwendigste für die Marine; Nieburg verfocht die Notwendigkeit einer starken Seemacht. Aber was war ihr heute Weltpolitik und Welthandel!

Dann aber schien Nieburgs Interesse an der Erörterung zu erlahmen. Einige Male glaubte Ulrike seine Augen anteilsvoll, forschend auf sich ruhen zu fühlen. So sensibel war sie heute, daß sie seinem Blick fast scheu auswich.

„Langweilen wir dich, liebe Ulli?“ fragte Karl-Konstantin einmal.

Sie wehrte ab. Sie beteiligte sich durch eine Zwischenfrage. Aber bald verfiel sie wieder in ihr sorgenvolles Hinbrüten. Endlich erschien Joseph mit der Meldung, daß der Masseur warte. Der Graf brach ab: „Siehst du, Nieburg, so bin ich der Sklave meines Leidens. Entschuldige mich — vielleicht leistest du meiner Frau noch ein wenig Gesellschaft.“

Nieburg bedauerte; er müsse in eine Fraktionssitzung. Aber als Karl-Konstantin das Zimmer verlassen hatte, trat er auf Ulrike zu: „Gräfin, verzeihen Sie mir — ich ahne, was Sie beunruhigt — Sie haben vorhin gehört, was über Ihren Vetter erzählt wurde —"

Aus Nieburgs Wesen sprach herzlichste Anteilnahme. Er konnte ja den tieferen Zusammenhang ihrer Qualen mit dem Geschick Ulrichs nicht erkennen — gottlob, nein! — aber ihm genügte, zu wissen, daß sie sich sorgte. Oder ahnte er doch, daß Ulrich einst ihr Herz besessen? War das Gerücht zu ihm gedrungen, daß sie einst gehofft hatte, ihm für immer zu gehören?

Ulrike erschrak bei dem Gedanken, aber dann überwog doch das Empfinden des Dankes. In Nieburgs Worten, mehr noch in deren Ton lag der innige Wunsch: ‚Kann ich dir helfen?'

Ja: mit einem Male wußte sie es. Er würde ihr helfen! Jetzt — immer! Es quoll heiß in ihr auf. Sie reichte ihm die Hand. Sie neigte bejahend den Kopf. „Es ist so —" Ganz leise sagte sie es. „Der Unglückliche ist mein Vetter, Sie wissen es —" Und dann rang sich die Erkenntnis in ihr durch, daß sie Güte mit Vertrauen, mit vollem Vertrauen vergelten müsse. „Ich hab' ihn einst lieb gehabt —" Es war nur wie ein Hauch, und sie sprach es mit gesenkten Augen. Doch gleich hob sie den Kopf — er sollte nicht glauben, daß diese Liebe heute noch in ihr lebte! Sie sah Nieburg offen in die Augen. „Das ist längst vorbei —" sagte sie fest. „Sie werden es mir glauben! Es war längst vorbei, als ich Karl-Konstantins Frau wurde! Aber das Mitgefühl wurde wieder wach — vorhin — und überwältigend stark — wenn er es auch nicht verdienen mag —"

„Es kann ja nicht anders sein," sprach er schwer. „Auch von einer Liebe, die tot ist, hält ein edles Herz ein Etwas lebendig."

Dann standen sie sich ein paar Augenblicke schweigend gegenüber. Die letzten Worte, die er so ganz ohne Beziehung

auf sich gesprochen hatte, klangen nun doch in ihm eigen nach: Hatte denn nicht auch er seine Liebe tot gewähnt und erfuhr nun täglich, daß sie lebte.

„Sie möchten ihn retten, Gräfin?" fragte er endlich.

Ulrike nickte hastig. „Retten? Das wird ja nicht möglich sein. Seine militärische Laufbahn ist vernichtet. Verhindern aber, daß nicht sein ganzes Leben ruiniert wird, das möchte ich. Daß man ihm nicht seine Ehre nimmt, daß seine Frau bei ihm bleiben kann! Die Möglichkeit des Wiederaufbaues schaffen — ach, ich bin ja nur eine Frau, ich kenne ja weder Mittel noch Wege. Während Sie vorhin mit Karl-Konstantin sprachen, habe ich mir den Kopf zermartert! Er — Karl-Konstantin — weiß ja alles, was zwischen mir — und Ulrich vorging. Ich habe kein Hehl vor ihm gehabt. Es wäre ja das nächste, richtigste, ich bäte ihn um Hilfe. Er ist so gut, so großmütig — er würde mich verstehen, würde gewiß nicht nein sagen. Aber sagen Sie selbst, kann ich es? Jede Aufregung muß ihm ferngehalten werden — und dann: eine Hilfe, die durch ihn geschieht, würde Ulrich unbedingt als von mir beeinflußt ansehen. Das darf nicht sein. An dem Unsinnigen — ich muß Ihnen auch das sagen — an ihm, der mich verlassen und verraten hat, frißt ja heute noch seine Leidenschaft — ohne daß ich ihm je eine Spur von Hoffnung gelassen habe —" Sie hatte schnell, aufs äußerste erregt gesprochen. Erschöpft sank sie auf den Sessel zurück und rang die Hände im Schoß. „Es ist so schwer, das alles auszusprechen — all das Häßliche — woran ich doch unschuldig bin — und das mich niederdrückt mit Zentnerlasten —"

„Beruhigen Sie sich, Gräfin —" bat er. Daß er helfen wollte, stand für ihn von vornherein fest, und nur das hatte er überlegt, wie er helfen könne, ohne ihren Stolz zu verletzen. „Wollen Sie mir die Angelegenheit überlassen." Sie hob abwehrend die Hände, aber sie ließ sie gleich wieder sinken. Und das Blut, das jäh in ihrem Gesicht emporgewallt war, flutete wieder zurück. „Bitte — hören Sie mir ein paar Augenblicke zu. Und verzeihen Sie, wenn

ich auf vergangene Zeiten zurückgreifen muß. Sie haben nämlich, ohne es zu wissen, ein recht bedeutendes Guthaben bei der Firma Nieburg, Gräfin. Vor einigen Jahren wiesen Sie Ihren Anwalt zu einem Verzicht auf rund 60000 Mark an, die Ihnen meiner Ansicht nach aus Gandern noch zukamen. Ich wollte damals — ich gestehe es — Sie zuerst als Ihr damaliger Vormund zur Annahme zwingen. Nachher haben der gute Justizrat Möller und ich anstatt dessen ein kleines Komplott geschmiedet. Die Summe ist von uns beiden gemeinsam verwaltet worden und hat in meinem Geschäft mitgearbeitet, wobei sie durch die gute Konjunktur sich ansehnlich vermehrte. Außer Möller, mir und — meinem Geheimbuch weiß nur noch ein Mensch davon: Karl-Konstantin, dem ich kurz nach Ihrer Verlobung ordnungshalber Mitteilung machte. Ich sage Ihnen das, Gräfin, damit Sie nicht etwa denken, daß ich — einen frommen Betrug beabsichtige. Karl-Konstantin lachte damals: Das ginge ihn nichts an. Um ganz ehrlich zu sein, er war mit unserem selbstherrlichen Verfahren auch nicht ganz einverstanden. Ich schwankte wieder, ob ich Ihnen den Betrag einfach überweisen sollte — aber ich fürchtete eine erneute Zurückweisung. Jetzt aber, Gräfin, steht Ihnen die Summe sofort zur Verfügung — Sie haben nur darüber zu bestimmen — und sie dürfte hinreichen, die Spielschuld zu decken —"

Er hatte absichtlich möglichst ruhig, geschäftsmäßig gesprochen. Die Wirkung seiner Auseinandersetzung aber war eine ganz andere, als er erwartete. Ulrike hatte anfangs aufgerichtet, mit großen Augen gelauscht; dann schlug sie plötzlich, zurücksinkend, beide Hände vor das Gesicht und schluchzte herzzerreißend —

War sie denn zum Unglück verdammt! Alles das, was andere Gutes für sie taten, schlug für sie zum Verderben aus! Jene Summe, die ihr eigen war und von der sie nichts ahnte, hätte genügt, Ulrich und sie zu vereinen, damals, als ihre beiden Herzen nichts wußten als Liebe — Liebe —. Und mit derselben Summe hätte sie sich später eine selbständige Existenz gründen können. So oder so:

ihrem ganzen Leben wäre eine andere Richtung gegeben worden —

Das war nun alles vorbei — für immer —

Sie schluchzte und weinte —

Und dann stieg doch, ganz langsam, unter ihren Tränen im Untergrunde ihres Bewußtseins die Frage empor: War es nicht eine Fügung?

Welches Los wäre ihr an Ulrichs Seite beschieden gewesen? Auf kurzen Rausch würden Enttäuschungen, Ernüchterung, Not und Elend gefolgt sein. Und worin hätte die selbständige Existenz, von der sie einst geträumt, bestehen sollen? So wie sie nun einmal war, wäre das kleine Kapital schnell zerronnen —

Ja, es war eine Fügung! Auch das, daß sie nun gerade jetzt, gerade zu diesem Zweck das Geld verfügbar hatte. Nie durfte Ulrich erfahren, daß sie ihm die Wege zu einem neuen Ziel geebnet hatte, aber ihr selbst würde das Bewußtsein allezeit eine stolze Genugtuung sein!

Fast vergessen hatte sie Nieburg über der Flutwoge der auf sie einströmenden Gedanken. Und doch war ihr Herz so voll Dankbarkeit gegen diesen Treuesten aller Treuen.

Sie zog die Hände vom Gesicht und trocknete sich die Tränen. Und dann sagte sie: „Ich muß schon wieder um Verzeihung bitten — aber es kam zu gewaltig über mich — Wie soll ich Ihnen danken? Wie soll ich Ihnen je vergelten, was Ihr Großmut an mir getan hat?“

„Gräfin — nur Ihre Freundschaft will ich —“

„Die haben Sie, Kurt Nieburg, und nichts soll sie ins Wanken bringen können. Gott segne Sie für alle Güte — Und nun gehen Sie und vollenden Sie — alles lege ich in Ihre Hand —“

Beide Hände reichte sie ihm. Auch ihn, der seine Liebe so stark zu beherrschen wußte, packte die Rührung. Er küßte Ulrike die Rechte, er hielt einen Moment ihre Hände fest in den seinen und sah ihr in die Augen, die ihm unter Tränen entgegenleuchteten — dann ging er schnell.

Das Herz war Ulrike so voll. Aber der Druck, der

auf ihr gelastet, der sie fast zu Boden gedrückt hatte, war erleichtert. Wie ein Aufatmen war es in ihr. Sie fühlte es selber: nicht nur weil sie — sie persönlich — Ulrich helfen und Böses mit Gutem vergelten konnte. Es war doch noch etwas anders: die Unterredung mit Nieburg hatte ihr so unendlich wohl getan, hatte sie aus ihrem Elend emporgehoben. Gleich neuem Selbstvertrauen rann es ihr durch die Adern. Was brauchte sie an sich zu verzweifeln, wenn er ihr Freund war, wenn er sie seiner treuen Freundschaft wert hielt! Er — gerade er! Er mit seinem klaren, durchdringenden Verstande, er mit dem goldenen Herzen. Der lauterste Mensch, der uneigennützigste Charakter. Jetzt wußte sie, auf wen sie sich in allen Nöten des Lebens würde stützen können, bei wem sie sich Rat holen durfte — frei und offen, ohne sich je der Gefahr einer Mißdeutung auszusetzen —

Es war wohl ganz anders gemeint, das alte Lied, aber es ging ihr durch den Sinn: ‚Ein getreues Herze wissen —‘. Und sie faltete die Hände wie zum Gebet —

Dann schreckte sie plötzlich auf.

Die Tür hatte sich leise geöffnet. Der Diener stand auf der Schwelle, das silberne Tablett mit einer Karte in der Hand.

„Was soll's, Heinrich?“

„Gnädigste Frau Gräfin verzeihen, Seine Durchlaucht Prinz Albert warten im Salon —“

Sie fuhr auf. Das Blut strömte ihr jäh ins Gesicht. Sie mußte sich beherrschen, um den Diener nicht hart anzulassen.

„Ich empfange keine Besuche. Das hätten Sie wissen müssen! Zu dieser späten Stunde!“

Der Diener war selbst sehr verlegen: „Frau Gräfin wollen gnädigst verzeihen — Seine Durchlaucht ließen sich wirklich nicht abweisen. Seine Durchlaucht befahlen mir, Frau Gräfin zu melden, Durchlaucht müßten heute noch auf sehr lange Zeit verreisen.“

Wie eine grobe Taktlosigkeit empfand sie den Versuch des

Prinzen, sich aufzudrängen. Empört war sie. Worauf pochte er — und gerade heute, daß er es wagte, ihr zu dieser Stunde seinen Besuch zu machen?! Sie war entschlossen, ihn abzuweisen. Aber sie überlegte dennoch. Daß er auf lange Zeit verreise, war sicher nur ein Vorwand, um seine Annahme zu ertrotzen. Er blieb gewiß — und ein Wiederbegegnen ließ sich dauernd nicht vermeiden. Da war es besser, ein für alle Male ein Ende zu machen. Hatte er sie so oft schwach gesehen, sich nur mühsam behauptend — heute sollte er sie stark finden! Ihre Seele hatte nun einen Rückhalt, der sie schützte — auch gegen ihn —

„Ich komme!" sagte sie.

Einen flüchtigen Blick warf sie noch in den Spiegel. Er sollte keine Spur von Erregung in ihren Zügen sehen. Sie lächelte; sie war ganz ruhig.

Und doch pochte ihr das Herz, als sie den Korridor entlang schritt. Einen Moment mußte sie an der Tür innehalten, fest preßte sie die Lippen aufeinander. Dann trat sie ein.

Der Prinz stand in der Mitte des Salons, unter der Krone. Er war nicht in Uniform, sondern im Gesellschaftsanzug. Seine großen Augen umfaßten — sie fühlte es wieder — mit einem Blick ihre ganze Erscheinung. Er verbeugte sich und trat ihr einen Schritt entgegen.

„Meinen Dank, Gräfin, daß Sie mich empfangen," sprach er halblaut. „Die Stunde und meine dringende Bitte müssen die besonderen Umstände entschuldigen. Um es kurz zu sagen: Ich bin in Ungnade gefallen, hier — und natürlich auf Weisung von hier — bei meinem engeren Landesherrn, Familienoberhaupt und liebwerten Oheim. Man hält es für geboten, daß ich längere Zeit von Hofe fern bleibe — selbstverständlich meiner angegriffenen Gesundheit wegen." Er hatte den alten, ein wenig spöttischen Ton angeschlagen; aber es schien, er kam ihm heute nicht ganz von Herzen — er gelang nicht recht.

Ulrike deutete auf einen Sessel. Dann blieben sie doch beide stehen, und er sprach weiter: „Die Verbannung an sich

nehme ich nicht tragisch. Sie wird nicht länger dauern, als ich für gut finde — und außerdem: Ich kann mich in jedem Augenblick, der mir gut dünkt, so unabhängig machen, wie ich will. Trotzdem — es schmerzt mich namenlos, jetzt verreisen zu sollen. Und deshalb mußte ich Sie sprechen —"

„Meine Zeit ist sehr knapp, Durchlaucht. Aber ich wollte Ihnen wenigstens gute Erholung wünschen und weiteres Glück — Sie reisen ja jedenfalls nach Monte Carlo —"

Er stutzte. Dann versuchte er zu lächeln, aber das süffisante, überlegene Lächeln glückte ihm heute so wenig wie der skeptische Ton. „Ah — Sie sind also schon über die Details meiner Ungnade unterrichtet, Gräfin. Ganz recht — man ist hier plötzlich außerordentlich moralisch geworden und wird das Spiel mit Stumpf und Stiel ausrotten."

„Man hat mir allerdings erzählt, daß mein Vetter große Summen an Eure Durchlaucht verlor —"

Seine Brauen zogen sich zusammen. Einen Moment schwieg er, dann stieß er heftig heraus: „Wozu Komödie spielen, Gräfin! Ich wollte gewinnen, wollte ihn niederzwingen, denn ich konnte nicht ertragen, daß er seine Augen zu Ihnen zu erheben wagte. Ganz klein sollte er werden! Aber" — der Prinz lachte bitter — „Sie brauchen nur zu befehlen, und ich mache die Partie null und nichtig. Mag er so lange Revanche nehmen, bis ich der Verlierer bin — was tut's!"

Ulrike wich einen Schritt zurück.

Er sah ihr in die Augen, und ihr war es wieder, als wollte er auch sie niederzwingen. Aber heute hielt sie stand. Die suggestive Kraft seines Blickes versagte. Hochaufgerichtet stand sie vor ihm, Auge in Auge —

„Vergebung, Gräfin —" sagte er endlich. „Es rast in mir und reißt mich fort, ich mag wollen oder nicht. Sie kennen mich erst zu kurze Zeit, um das recht beurteilen zu können. Ich galt stets als ein kühler, überlegter Mensch — ohne Herz, sagten wohl die Klugen. Vielleicht hatten sie recht. Erst seit ich da drinnen dies Toben fühle — ist es mit aller Ruhe und Überlegung vorbei —" Er hatte ganz

anders gesprochen als sonst. Seine Stimme vibrierte, wie der Ton einer stark gespannten, metallenen Saite. Und dann griff er mit beiden Händen an die Schläfen und schloß: „Ich bin nicht mehr Herr meiner selbst. Ich weiß nicht mehr, was ich tue. Ich weiß nur —“

Noch stolzer und höher reckte Ulrike das Haupt.

„Genug, Durchlaucht!“ rief sie und wandte sich.

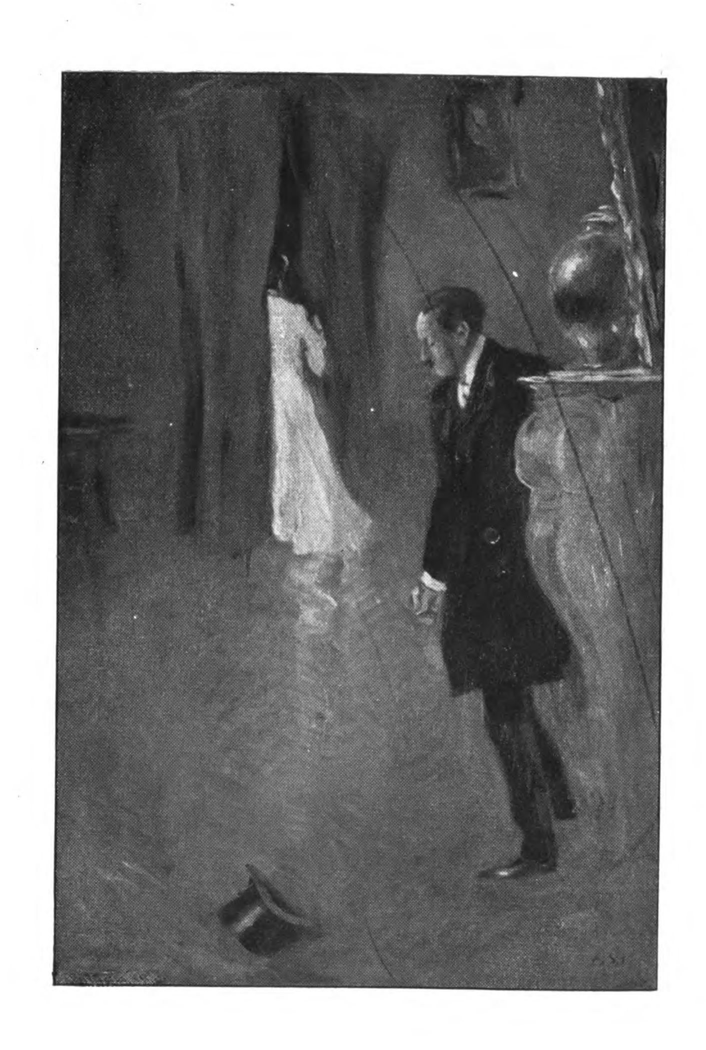
Aber er vertrat ihr den Weg.

„So entfliehen Sie mir nicht — heute nicht! Wie ein Verschmachtender hab' ich nach diesen Minuten des Alleinseins gedürstet. Ich werde sie festzuhalten wissen. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen sagte? Wir gehören zusammen! Sie sind mein Fatum, ich bin das Ihre! Ich lasse nicht von Ihnen. Nie — nie! Ulrike, nie wurde ein Weib so geliebt! Morden könnt' ich für Sie! Hören Sie, Ulrike: Ich will alles hinter mich werfen — Vergangenheit und Zukunft. Samt dem Krönlein, das mir winkt! Alles um Ihretwillen —“

Er warf sich ihr zu Füßen. Er suchte ihr Kleid zu fassen. „Sie sind unglücklich! Ich weiß es — ich hab' es gelesen in Ihrem Gesicht, aus Ihren Augen. Sie lechzen nach Freiheit, nach neuem Leben! Ihre Seele schreit nach Liebe. Ulrike, ich beschwöre dich: Was können dir die Vorurteile dieser albernen Welt sein! Verachte sie, wie ich! Zerbrich alle Fesseln! Gib dir ein neues Leben — und mir. Leben und Glück und Liebe —“

Wie ein rasender Strom fluteten seine Worte über sie hin. Etwas Elementares empfand sie in ihnen. Vor Wochen, vor Tagen hätte der Sturm der Leidenschaft ihr gefährlich werden können, jetzt betäubte er sie nur. So sehr freilich, daß sie auf Augenblicke wehrlos scheinen mochte. „Durchlaucht — lassen Sie mich“ stammelte sie.

Und es war, als sehe er seinen Vorteil. Ein Jubelton klang durch seine Stimme: „Ulrike — Ulrike — nein — ich lasse dich nicht! Sag', daß du mich liebst! Laß uns hinausziehen in die Ferne. Werde mein Weib. Ich weiß ein Schloß an der Adria — da wollen wir leben — da wollen wir glücklich sein —“





Es flimmerte ihr vor den Augen. Aber dann sah sie, wie durch ein Wirren von bunten Ringen, über ihn hinweg und sah drüben auf dem Kamin einen großen, chinesischen Pagoden. Der grinste und nickte, und nickte und grinste.

An dem dummen Dinge löste sich mit einem Male ihre Erstarrung. Es war zu merkwürdig: so grotesk lächerlich drüben das grinsende, nickende Ungetüm war, so lächerlich, so theatermäßig, so widerwärtig erschien ihr der Leidenschaftsausbruch dieses Frauenjägers. Großer Gott — war sie denn mit Blindheit geschlagen gewesen! Ihre Gedanken jagten: hatte sie denn nie echte Liebe kennen gelernt! Treue, hingebende Liebe, im Glück, im Leid! Daß sie diese Farce, in der sich ein trüber Gefühlsrausch mit leeren Tiraden mischte, daß sie dies ganze Prinzlein für echt und ernst nahm?! Daß sie auch nur auf eine Sekunde auf ihn hörte, die Berührung ihres Kleides durch seine Hände duldete!

Der Ekel packte sie und die Scham — sie bebte vor Zorn —

Und als jetzt der Prinz aufsprang, als er sie an sich ziehen wollte, da stieß sie ihn mit all ihrer Kraft von sich.

Er taumelte. Dann stand er auf die Länge einer Sekunde wie versteinert. Er starrte sie an und plötzlich lachte er grell auf: „Also ein Spiel haben die gnädigste Gräfin auch mit mir beliebt —“

Beide Hände streckte Ulrike aus, als müsse sie ihn noch einmal abwehren. Aber gleich ließ sie die Arme sinken.

„Pfui!“ rief sie. Und weiter nichts. Und wandte sich ab.

Im Vorüberschreiten drückte sie auf die elektrische Klingel neben der Tür, um den Diener zu rufen — mit ganz ruhiger, kalter Überlegung — und verließ das Zimmer, ohne sich noch einmal umzusehen.

Am Spätabend aber saß sie oben in Tante Mariens Fremdenzimmer und weinte sich an deren Brust aus. Jetzt konnte sie ihr alles sagen — alles, alles — und jetzt hatte sie Tränen. Es waren erlösende, erleichternde Tränen.

Und die kleine, alte Tante zog die hohe Gestalt fest an sich. Wie einst im Stift. — Und wie einst im Stift

ließ sie ihre zittrige Hand sanft und langsam, wieder und wieder über Ulrikes Scheitel gleiten und sprach: „Laß nur gut sein, Ulli. Es wird sich alles finden! Der Palast deiner Träume ist eingestürzt, jetzt gilt es, dir ein neues Haus zu zimmern. Wir können nicht alle in Palästen leben, aber unser Haus, groß oder klein, können wir uns so einrichten, daß es uns wohlgefällt —. Kennst du das gute, alte Wort: ‚Der ist weise und wohlgelehrt, der alle Dinge zum besten kehrt.‘ Du bist allezeit mit all deiner Klugheit ein törichtes Kind geblieben — nun sei du weise, gewinn auch dem Unglück sein Gutes ab — dann wird sich alles zum besten kehren — Gott helf dir, meine Ulli.“

Zwölftes Kapitel.

Mit ihren gleichmäßigen, ruhigen Schritten ging Ulrike neben dem Rollstuhl ihres Mannes her. Weit zurückgelehnt lag Karl-Konstantin auf den Kissen. Sein Gesicht war sehr schmal geworden in den letzten beiden langen, leidensvollen Jahren, scharf prägten sich die Fortschritte seiner Krankheit um den feingeschnittenen Mund aus. Der volle Bart war schneeweiß. Trotz der warmen Frühlingssonne war eine Pelzdecke über seine Knie gebreitet. Die schmalen Hände lagen gefaltet darauf. Von der Rechten hatte er den Handschuh abgestreift, blaß schimmerte die Haut über den Gelenken, und wenn er spielend mit der anderen Hand den Siegelring drehte, sah man, daß der ganz lose saß.

Seit Wochen zogen sie täglich zweimal denselben Weg, vom Grand Hotel zum Kasino zurück, am Arno entlang. Man kannte sie längst. Aus den Equipagen wurden sie vielfach gegrüßt; manch einer der Promenierenden trat an den Rollwagen heran, um einige Worte mit dem Grafen zu plaudern; manch Fremder blieb stehen und sah dem un-

gleichen Paare, dem leidenden Manne und seiner schönen eleganten Begleiterin nach.

‚Der arme Mann‘ — sagten die einen. ‚Die arme, junge Frau‘, sagten die anderen.

Täglich aufs neue, aus hundert Blicken heraus fühlte Ulrike, wie sie bedauert wurde. Aber sie lächelte dazu. Denn sie war glücklich, sie hatte ihr Leid überwunden.

„Es gibt kein vollkommenes Glück,“ hatte ihr Nieburg einst gesagt. „In Utopien vielleicht — für uns Kulturmenschen gewiß nicht.“ Und er hatte ihr die sinnige Legende erzählt von dem reichen Manne, der alles besaß, was andere Herzen froh macht, und doch unglücklich war; wie dieser reiche Mann dann auszog, um einen Glücklichen zu finden, der wunschlos sei und voll Zufriedenheit: denn ein Weiser hatte ihm gekündet, er brauche sich nur das Hemd dieses Mannes geben zu lassen, um selber vollkommen glücklich zu sein. Durch alle Länder der Erde war er vergeblich gewandert — er fand keinen Glücklichen. Endlich, auf der Heimfahrt, stieß er auf einen alten Schäfer. Auch den fragte er, und als der Greis sich wunschlos glücklich nennt —

— da wirft der Reiche sich zu seinen Füßen,
Und seine Knie umfassend fleht er laut:
„Schenk mir dein Hemd, damit ich glücklich werde!“
Da lächelt jener und spricht leis zu ihm:
„Ich habe keins!“ — und treibt zum Tor die Herde.

Das Glück, hatte Nieburg gesagt, ist stets ein Kompromiß mit dem Leben. Wie die Wissenschaft vor dem letzten Ursprung alles Geschehens und Werdens nur ein Ignorabimus hat und dennoch rastlos weiterstrebt, so können wir Sterblichen auf dieser Welt nie ein absolutes Glück erreichen, aber wir finden im Streben nach Glück Zufriedenheit. Arbeiten und Gutsein — das sind die Vorbedingungen.

Es war im Grunde das gleiche, was Tante Marie mit ihrem Luthersprüchlein gemeint hatte: ‚Der ist weise und wohlgelehrt, der alle Dinge zum besten kehrt —‘

Danach hatte Ulrike ihr Leben einzurichten gesucht. Es war nicht von heute auf morgen gegangen; es hatte Ringen

und Kampf gekostet. Aber es war gelungen. Nicht auf dem Wege kalter, trüber Resignation. Gerade gegen die hatte sie am härtesten und tapfersten gerungen. Durch Arbeit und Gutsein hatte sie gesiegt, auch über sich selber.

‚Es gilt, dir ein neues Haus zu zimmern —‘ hatte Tante Marie gesagt.

Damals war ihr erst klar geworden, daß das Dasein, das sie führte, ein Drohnendasein war; anders, als das der guten Damen im Stift, anders, als sie es selbst einst in Herzfelde geführt hatte — und doch nicht besser. Es war ja nicht ihre Schuld allein: dasselbe Leben, das die Gräfin Gruhnau führte, führte ein großer Teil ihrer Standesgenossinnen, und Karl-Konstantin, der sonst so kluge, war zu kurzsichtig gewesen, ihr die Wege zu einem eigenen Wirkungskreis zu erschließen; ja, er hatte sie vielfach versperrt.

Nun aber hatte sie sich ihn erobert, diesen Wirkungskreis. Erobert, erkämpft, und gerade darum empfand sie ihn täglich als neue Wohltat.

Arbeiten und Gutsein — das war es!

Erkämpft hatte sie sich vor allem den Platz an der Seite ihres Mannes. Mit lächelnder Geduld hatte sie ihn eingenommen und festgehalten. Und wenn zuerst Karl-Konstantin selber abwehrte, bald kam die Stunde, in der er ihr dankbar die Hand küßte, die so sanft seine Schmerzen zu lindern wußte. Heute konnte er Ulrike nicht mehr entbehren — nicht ihre weibliche Fürsorge, nicht ihre immer gleiche Güte, nicht die anregende Art, mit der sie ihm über die Stunden seiner Leiden hinfortzuhelfen wußte, die — ach! — immer häufiger und schwerer eintraten.

Täglich aufs neue segnete er sein Geschick, das ihm sie gegeben. Aber täglich aufs neue erkannte auch Ulrike den Segen, der für sie in diesem Gutsein ruhte.

Gutsein und Arbeit —

Als ob sie blind und taub und mit gefesselten Händen durch die Welt gegangen wäre, so kam es ihr jetzt oft vor. Und als ob sie nun erst frei und stolz ihr Haupt hochtragen dürfe, frei und stolz und froh im Bewußtsein erfüllter

Pflichten, die sie ehedem kaum dem Namen nach gekannt hatte. Der Adel der Arbeit hatte auch ihr Leben geadelt. Sie hatte ernste Pflichten übernommen und kannte nicht mehr das vernichtende Gefühl, ein Drohnendasein zu führen.

Als damals Nieburg ihr berichtete, daß sein Eingreifen Ulrichs Angelegenheiten wenigstens äußerlich geregelt habe, da fragte sie: „Und was nun?" Da hatte der Freund geantwortet: „Das, Gräfin, war auch die Frage, die ich mir schon vorlegte, ehe ich mit Herrn von Westernfeld sprach. Und die Antwort habe ich ihm gleich mitgegeben: Nur durch die Arbeit können Sie noch einmal Ruhe und Glück finden. Gottlob, er hat mich verstanden. In Jahresfrist muß ich meinen Vertreter in Kapstadt ablösen; Herr von Westernfeld wird jetzt schon hingehen und sich einarbeiten. Man muß nie etwas halb tun."

Manchmal fragte sich jetzt Ulrike, wie sie früher ihre Stunden gefüllt hatte — damals, als sie alles höchstens halb tat? Jetzt dünkte ihr so oft die Zeit kostbar und knapp. Gerade in Elz, wo sie fast ununterbrochen ein Jahr lang gelebt hatten. Eine Fülle von Tätigkeit hatte sich dort vor ihr entfaltet.

Langsam rollte der Wagen neben ihr her. Dann und wann griff ihre Hand zu und schob Karl-Konstantin das Nackenkissen zurecht. Er bedurfte gerade jetzt wieder besonderer Pflege und Aufmerksamkeit, die Ärzte waren besorgt seit dem letzten starken Rückfall.

Aber geistig war er so frisch, wie nur je. Ja, oft schien es, als gehe mit dem Schwinden der körperlichen Kräfte eine Erhöhung der seelischen Spannung Hand in Hand. Er war so sanft, so milde, so verständnisvoll.

Sie sprachen gerade wieder von Nieburg, wie so oft.

Im Herbst waren sie bei ihm gewesen, zum ersten Male. Bis in die tiefste Seele hatte Ulrike das Wiedersehen der geliebten Heimat ergriffen, im innersten Herzen hatte es sie gerührt, wie liebevoll Nieburg all die Erinnerungen gepflegt hatte, die ihre Jugend mit Mingrode verknüpfte. Ganz wie es einst ausgestattet gewesen war, fand sie das Arbeits-

zimmer des Vaters wieder; ganz wie ehedem selbst ihr Mädchenstübchen. O, sie verstand den zartsinnigen Kultus wohl, den Nieburg mit diesen Stätten trieb —

Und Karl-Konstantin hatte leise gelächelt: „Nichts fehlt dir, Kurt, als die Hausfrau.“

Dann hatten sie seine Werke besucht, Heinrichshütte und Gandern. Durch die großen Walzenstrecken war sie unter seiner Führung gewandert, vor gewaltigen, hydraulischen Pressen stand sie in scheuer Bewunderung, auf die riesigen Glühöfen sah sie voll Staunen. Wie sich das alles entwickelt hatte, wie es gewachsen war! Mit dreitausend Arbeitern hatte er vom Vater Heinrichshütte übernommen, heute gab er an zwanzigtausend Menschen Verdienst und Brot. Überall spürte sie seine leitende Hand und seinen organisatorischen Geist in dieser Riesentätigkeit, überall sah sie den Segen seiner Arbeit. Und sah sein Wirken in den sonnigen, luftigen Arbeiterkolonien, in all den umfassenden Wohlfahrtseinrichtungen. Für das Größte und für das Kleinste hatte er das gleiche, warme Interesse.

„Wenn wir zu Haus sind, Karl-Konstantin, möchte ich für die Elzer jungen Mädchen eine Haushaltungsschule einrichten, nach Nieburgs Vorbild,“ sagte sie zu ihrem Manne. „Es wird viel Geld kosten —“

„Wir werden's schon zwingen, Ulli,“ gab er lächelnd zurück. „Stelle nur deinen Voranschlag auf. Du bist ja jetzt eine mustergültige Rechnerin. Dann werde ich mit dem Rentmeister sprechen.“ Und er fragte weiter nach ihren anderen Neuschöpfungen, nach dem Diakonissenhäuschen, in dem seit Januar zwei Gemeindeschwestern walteten, und nach dem Kinderheim. Vielleicht war er im einzelnen nicht selten anderer Ansicht als sie; aber die Art, wie Ulrike das alles anfaßte, organisierte, verwaltete, erfreute ihn immer aufs neue. Darin dachte er wie sein Freund Nieburg: man muß nie etwas halb tun; was Ulrike begann, führt sie auch ganz durch, rastlos. —

Der Rollstuhl hielt vor dem Grand-Hotel. Der Portier eilte heraus, um den Diener zu unterstützen. Es galt nur,

den Grafen aufzurichten und aus dem Wagen zu helfen; er ging dann bis zum Fahrstuhl, auf Ulrikens Arm gestützt, sehr langsam zwar, aber er ging doch. Und nach Krankenart freute er sich des kleinen Weges, sagte wohl auch scherzend: „Heute marschiere ich ganz brav — findest du nicht, Ulli?"

Auch diesmal kam er einige Schritte gut vorwärts. Dann aber fühlte Ulrike plötzlich, wie er sich schwer und schwerer auf ihren Arm legte. Ihr tat das nichts — sie hätte ihn tragen können, mit ihrer jungen, elastischen Kraft. Aber sie erschrak, es war anders als sonst. Sie hatte ja so gut achten gelernt auf jede Äußerung seines Leidens. So blieb sie stehen, und im gleichen Augenblick sah sie, wie sein Gesicht sich verfärbte. Sie mußte rasch zugreifen, sonst wäre er im Vestibül hingeglitten. Auch der Diener sprang hinzu.

Schließlich schien es doch nur eine vorübergehende Schwächeanwandlung. Karl-Konstantin raffte sich sofort wieder auf.

„Da wär' ich doch bei einem Haar über den dummen Teppich gestolpert —" sagte er, nach einem Grunde haschend, das Versagen seiner Kraft zu erklären. „Danke schön, Ulli. Joseph, ich brauche Sie nicht, es geht ganz gut." Und er schritt wirklich ohne Schwanken bis zum Fahrstuhl.

Aber im Zimmer verlangte er gleich nach der Chaiselongue und nach seinem schmerzstillenden Pulver. Dann lag er ganz still, Ulrike saß neben ihm. Nicht eigentlich schwer besorgt. Diese leichteren Anfälle gingen bei richtiger Behandlung meist schnell vorüber.

Die Fenster standen weit offen. Über den Arno weg, dessen Rauschen bis hier herauf klang, zog die weiche, milde, toskanische Luft ins Zimmer, die ihm immer wohl tat.

Ein paarmal beugte sie sich über ihn. Er hatte die Augen geschlossen, aber atmete ruhig. Wirklich — es hatte nichts auf sich.

Nach einer geraumen Zeit schlug er dann auch die Augen wieder auf und sagte ganz munter: „Wahrhaftig, ich habe etwas geschlafen. Das war schön für mich — und

langweilig für dich, Ulli. Ja, ja, liebe Ulli — du hast deine Bürde an mir —"

Sie schüttelte den Kopf. „So sollst du nicht reden, Karl-Konstantin. Was man gern tut, ist nie eine Bürde."

Er wandte den Kopf ein wenig. Noch immer wie einst sah er ihr so gern in das schöne Gesicht. Aber er seufzte dabei nicht mehr wie früher, er lächelte.

„Ob kein Brief von Kara gekommen ist?" fragte er dann. „Sie schreibt immer am Donnerstag, und heute haben wir Sonnabend —"

Wirklich, drüben auf dem Schreibtisch lag die Post. Ein ganzes Päckchen. — Zeitungen, Broschüren, ein Schreiben des Rentamts in großem Format — dann endlich das kleine, dickbeschwerte Kuvert mit Karas steilen Schriftzügen.

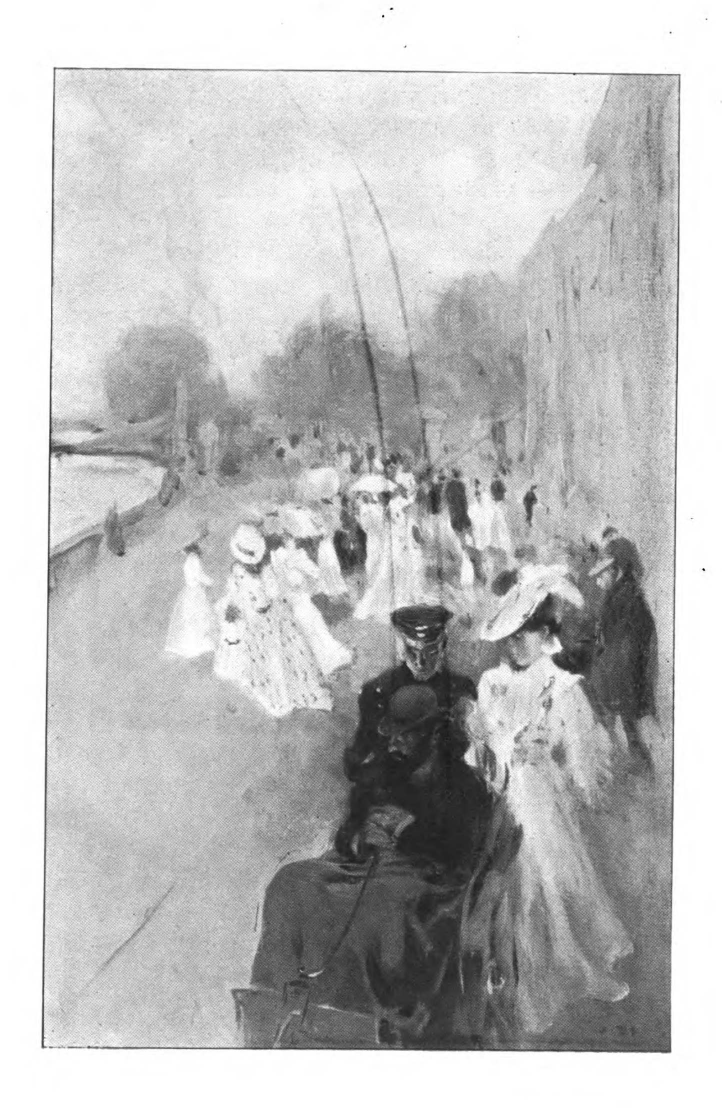
„Siehst du, wie pünktlich die kleine, schreibfaule Kara seit ihrer Verheiratung geworden ist," scherzte er. „Sassenkusen übt einen wunderbaren Einfluß auf den Strick aus. Mehr als wir beide zusammen genommen."

„Das ist die Liebe —" sagte sie innig.

Dann lasen sie ihre Briefchen und tauschten sie aus. Kara tat's nie anders: sie schrieb stets an beide gesondert; einen ganzen Bogen — aber es stand nie allzuviel darauf, denn ihre krausen, steilen Buchstaben nahmen einen unglaublichen Raum ein.

Aber so lieb und herzlich und so drollig schrieb sie immer. Manchmal mußten sie lachen über die wunderlichen Wendungen.

„Mein Bär entwickelt sich immer ergötzlicher. Was ich mit dem Manne gestraft bin, kann ich Dir gar nicht beschreiben, Ulli. Er will die unglaublichsten Bajuwarengerichte, die mein feinbesaiteter Leib haßt; er trinkt viel Bier und wird dick und fett, was ich beinahe gräßlich finde. Er hockt immer im Atelier — Du, und er hat sogar Modelle! Modelle! Na, ich sage Dir, wenn ich eifersüchtig sein wollte! Das heißt, ich kratze ihm seine lieben, lieben Augen aus, sobald ich was merke. Trau' einer diesen Farbenmenschen über den Weg —"



Ein wenig sachlicher schrieb sie an den Bruder:

„Das Ereignis der Woche: Vorgestern beehrte der Prinz-Regent Edwins Atelier. Ich wurde auch heruntergezitiert, und der gute, alte Herr war sehr gnädig zu mir. Ich schien ihm gar nicht so übel zu gefallen. Übrigens fragte er auch nach Dir und er hoffe, Dich und Ulli bei Eurer Rückreise zu sehen. Aber das schönste ist: er hat Edwins Bild, der ‚Pan im Walde' gekauft. Hurra! Hurra! Bilde Dir aber nicht ein, daß ich Dir den Kaufpreis verrate. Der bleibt unser Geheimnis. Nur, daß wir beide zu Bernheimer gepilgert sind und uns gleich einen wunderbaren Teppich erstanden haben, das darfst Du wissen. Solchen Perser hast Du in ganz Elz nicht — es ist kein gewöhnlicher Perser mehr, es ist, sozusagen, ein Schah über den Persern."

„Das Glück klingt immer aus ihren Briefen —" sagte Ulrike, als sie beide zu Ende gelesen hatten.

Karl-Konstantin nickte: „Und du hast dies Glück so wacker begründen helfen. Denn ohne deine warmherzige Fürsprache, Ulli, würde ich kaum meine Zustimmung gegeben haben."

„Du unterschätzt Kara. Sie hätte ihren Willen auch ohne mich durchgesetzt. Diesen kräftigen Willen, der so oft andere Wege geht, als man für gut halten möchte, und der doch immer zum rechten Ziele kommt."

Sie plauderten weiter über das junge Paar. Auf der Reise nach Italien hatten sie Sassenkusens in München besucht und ihre Freude an dem glücklichen Zusammenleben der beiden gehabt; aber auch daran, wie Edwin sich künstlerisch entwickelt hatte. Ein starkes Streben war in ihm und ein schönes Reifen — und Kara war, als echte Künstlerfrau, unsagbar stolz auf ihren „Pinselbären", wie sie ihn gern nannte.

„Auf der Rückreise wollen wir jedenfalls in München längere Station machen," meinte der Graf. „Bis Ende April, wenn es dir recht ist, bleiben wir hier. Dann geht's langsam heim; ein paar Wochen an den Seen, in Como etwa oder Pallanza, so daß wir Anfang Juni in München sind. Dann ist auch die Kunstausstellung eröffnet, und wir müssen doch

schauen, was der Edwin herausgebracht hat. Kara träumt ja natürlich schon von der Goldenen Medaille."

Er plante noch immer so gern —

Am nächsten Morgen aber wußte Ulrike, daß all dies Planen vergeblich war.

Die Nacht war sehr unruhig verlaufen, der leichte Anfall war diesmal doch der Vorbote einer bösen Leidenszeit gewesen. Als gegen Morgen der Arzt gerufen wurde, machte er ein ernstes Gesicht. —

Drei Wochen lag der Graf im Hotel darnieder. Dann konnte wenigstens sein heißer Wunsch erfüllt werden. Er wollte zurück in die Heimat. In ganz kleinen Etappen wurde die Rückreise ausgeführt.

Es war früh Lenz geworden in diesem Jahr. Der Schloßpark von Elz stand in vollem, frischem Grün, als sie heimkehrten. Wärmer fast war es, als jenseits der Alpen. Und schon auf der kurzen Fahrt von der Bahnstation bis zum Schloß atmete Karl-Konstantin auf. Immer wieder faßte er nach Ulrikes Hand: „Sieh' nur, wie schön — die Saat steht gut, es gibt eine prächtige Ernte — da — die kleine Eichenremise — an der habe ich meinen ersten Bock geschossen — wahrhaftig, die Kastanien fangen schon zu blühen an —"

Wie ein Aufflackern der letzten Kräfte war es. Es kamen einige Tage, an denen der Graf stundenlang auf der großen Veranda seines Arbeitszimmers im warmen Frühlingssonnenschein sitzen konnte. Dann mußte Ulrike dicht neben ihm sein. Er plauderte, tat Fragen, berief seinen Güterdirektor, um einige Anordnungen zu treffen. Oft aber lag er auch in tiefem Sinnen, mit geschlossenen Augen. Als ob er die Vergangenheit noch einmal vor sich vorüberziehen ließ, als ob er unter den herabgesunkenen Lidern in die Zukunft schauen wolle, die jenseits alles Erdenwallens liegt.

Einmal, als er die Augen aufschlug, sah er Ulrike lange an, mit zärtlich sorgenvollem Blick. „Weißt du, Ulli, woran ich soeben dachte?" sprach er. „Daß die lieben Leute vielleicht an meinem Grabe stehen könnten und sagen: er war ein guter Mann. Und wie unrecht sie damit hätten."

„Karl-Konstantin —“ bat sie vorwurfsvoll.

„Die lieben Leute dürften vielleicht sagen: er versuchte gerecht zu sein und gütig. Mehr aber nicht. Gut war ich nie. Denn die einzig wirklich starke Triebfeder meines Lebens war doch die Selbstsucht. Auch ich war ja zu sehr ein Kind meines Standes. Ich habe das freilich selbst nie gewußt. Nun erst ist es mir recht klar geworden. Daran, Ulli, daß ich mir vergegenwärtigte, wie egoistisch ich handelte, als ich dein junges Leben an mich kettete.“

Sie schluchzte impulsiv auf. Sie griff nach seiner Hand und zog sie an ihre heiße Wange. „Karl-Konstantin, wie kannst du so sprechen! Du und sebstsüchtig — mir gegenüber! Lieber — Lieber — wie weh tust du mir. Wo wäre ich ohne dich!“

Leise schüttelte er den Kopf, und erst nach einer Weile sprach er weiter: „Ich habe dich sehr geliebt, Ulli — darin wurzelte ja meine Selbstsucht und darin liegt vielleicht auch die Entschuldigung für mein Tun. Ich hab dich sehr geliebt —“ wiederholte er noch einmal. „Auf meinen Händen hätt' ich dich durchs Leben tragen mögen. Nun ist es anders gekommen — Du bist mir Stütze und Stab gewesen — ich danke dir für alles, alles Gute, Ulli, was du an mir getan hast — Gott gebe dir, wenn ich nicht mehr bin, ein reiches Glück, meine liebe Ulli —“

Da beugte sie sich über ihn und schloß ihm die Lippen mit einem Kuß.

Am Abend dieses Tages war er sehr schwach. Ulrike mußte in seinem Auftrag an Sassenkusens telegraphieren und an Nieburg.

Von ihm sprach er viel in diesen Stunden. Immer wieder kam er auf den Freund zurück. Von ihren gemeinsamen Jagden erzählte er und von seiner Rettung; von dem letzten Besuch in Mingrode, von der gewerblichen und politischen Tätigkeit Nieburgs, von seiner Tüchtigkeit, seiner Selbstlosigkeit — seiner Selbstbeherrschung.

„Wir haben im besten Falle unsere Pflicht getan. Er ist ein Charakter,“ sagte er ein paarmal. Es war fast, als

konzentrierten sich alle Gedanken auf ihn, und immer wieder fragte er, wann Nieburg wohl eintreffen könne. Selbst die Sehnsucht nach dem heißgeliebten Schwesterchen schien vor der Sehnsucht nach dem Freunde zurückzutreten.

Als der Morgen graute, glaubte Ulrike, es ginge zu Ende. Und ihr Herz krampfte zusammen. Sie kniete an seinem Bett und hielt seine Hand in den ihren, als könne sie seine scheidende Lebenskraft halten. Ihr Herzblut hätte sie für ihn hingeben können, ohne zu zaudern.

Er war unendlich matt, aber bei vollem, klarem Bewußtsein. Und mit leisem Flüsterhauchen sprach er wieder von Nieburg. „Er war mein einziger Freund — er war mir wie ein Bruder —“ Und dann nach langer, schwerer Pause: „Das Liebste, was ich hatte, möchte ich ihm gönnen — alles Gute dieser Erde — Ich muß ihn noch sehen — ich muß —“

Dann schien es, als ob seine Gedanken sich verwirrten. Er sprach von seinen Eltern — vom Stift — er sprach davon, wie er Ulrike zum ersten Male gesehen — „Du warst so schön — du bist so schön — und immer bist du gut zu mir gewesen —“ Wieder tauchten Kindheitserinnerungen auf — ein Bild des Weißen Saales schien vor ihm aufzusteigen — eine Szene aus dem Großen Kriege — der alte Kaiser — der große Bismarck —

Gegen Mittag fiel er in einen kurzen Schlaf.

Als die Sonne sank, standen alle seine Lieben um sein Krankenbett versammelt.

Da erwachte er noch einmal.

Er erkannte sie, und ein stilles, friedvolles Lächeln trat in sein Gesicht. Er winkte mit einer leisen Bewegung Kara und Sassenkusen zu sich und küßte sie beide. Dann faßte er nach Nieburgs Hand und hielt sie lange, lange in der seinen. Und dann wandte er sich zu Ulrike, die neben dem Bett niedergesunken war.

Noch einmal war es wie ein Aufleuchten in seinen Augen. Es schien, als umfaßten sie Kurt und Ulrike mit einem Blick voll unendlicher Zärtlichkeit und Liebe.

„Ihr beiden — Lieben — Euer Glück — seid glücklich —“ kam es wie ein Hauch von seinen Lippen. „Dank, Ulli —“

Plötzlich schnellte der Körper jäh empor. Ein einziges Mal. Und streckte sich dann —

Kara schrie auf —

Nieburg war neben Ulrike niedergekniet. Ihre Hände ruhten vereint auf der Rechten des Toten.

Bis Kurt sie leise löste. Er stand auf und drückte dem Freunde die Augen zu —

Ende.



Von Hanns von Zobeltitz erschienen ferner im Carl Krabbe Verlag in Stuttgart:

Prinzeß Hummelchen. Humoreske.
Gräfin Langeweile. Novellen.
Der Goldene Käfig. Roman.
Die Todbringerin. Novellen.
Gavotte. Novellen.
Rohr im Winde. Novellen.

Bei anderen Verlegern u. A.:

Krach. Roman.
Frau Karola. Roman.
Des Lebens Enge. Roman.
Arbeit. Roman.
Ein bedeutender Mann. Roman.
Das Tagebuch der Hofdame. Roman.
Die Kronprinzen-Passage. Roman.
Senior und Junior. Roman.



Oktavband mit 10 Bogen und zahlreichen Illustrationen von F. v. Reznicek

In farbigem Umschlag

Preis geh. M. 2.—, eleg. in Leinen geb. M. 3.—

